

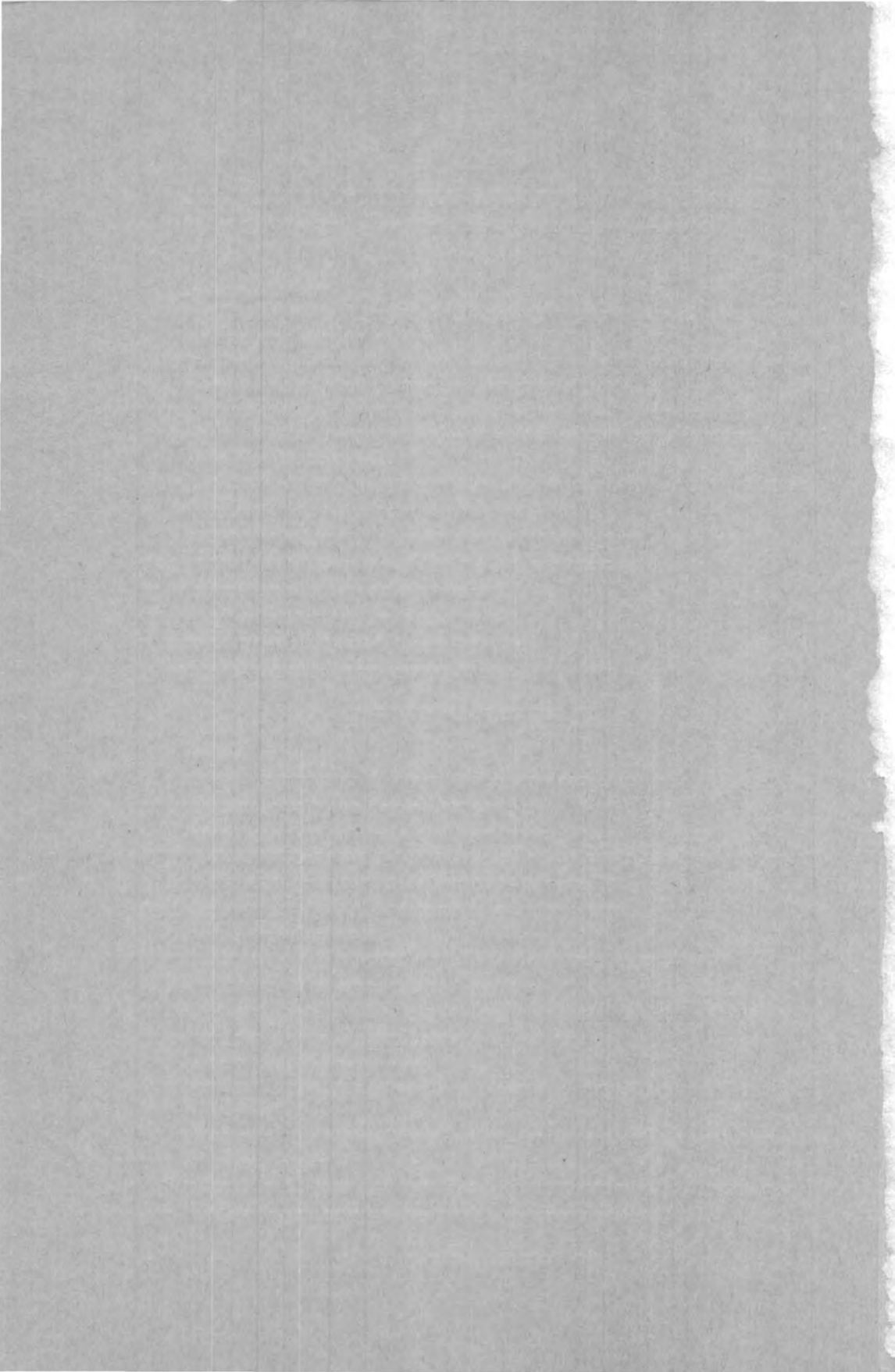
NACHRICHTEN DER
GIESSENER
HOCHSCHULGESELLSCHAFT

ZWEIUNDDREISSIGSTER
BAND



1963

WILHELM SCHMITZ VERLAG IN GIESSEN



NACHRICHTEN DER
GIESSENER
HOCHSCHULGESELLSCHAFT

ZWEIUNDDREISSIGSTER
BAND



1963

WILHELM SCHMITZ VERLAG IN GIESSEN

Herausgeber des Bandes: Professor Dr. phil. Herbert Ludat

Copyright by Wilhelm Schmitz in Gießen
Dezember 1963

von Münchowsche Universitätsdruckerei Wilhelm Schmitz in Gießen

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Heinrich Büttner	
Karl Glöckner (1884—1962)	5
Heinz Schmutterer	
Ernst Brandenburg †	9
Dieter Strauch	
Elmar Roots (1900—1962)	13
Ferdinand Wagenseil	
Zum Tode von Dr. Konrad Gumbel	19
Eberhard Gerhardt	
Gerhard Reinhold †	21
Eduard von Boguslawski	
Hans Kuron †	25
Rudolf Mosebach	
Über die experimentellen Grundlagen der genetischen Mineral- lagerstättenforschung	29
Richard Weyl	
Das geologische Erdbild im Wandel der Zeiten	41
Rudolf Mosebach	
Zur Frage des Ausbaus der deutschen wissenschaftlichen Hochschulen	55
Ernst E. Hirsch	
Über akademische Grade und Würden	61
Gerhard Müller	
Die Mythen der platonischen Dialoge	77
Willy Zschietzschmann	
Die Sphinx von Delphi, Versuch einer Deutung	93
Ottmar Kerber	
Stätten frühchristlicher und byzantinischer Kunst in Griechen- land und der Türkei	109
Wilhelm Hoffmann	
Ursprung und Anfänge des römischen Weltreichs	129
Karin Montén-Preisner	
Gestalten und Strömungen moderner schwedischer Dichtung	149

	Seite
Georg Kotowski	
Die Berlin-Frage als Problem der Politik der Siegermächte von 1944—1948	169
Werner Grab	
Hundert Jahre wissenschaftliche Pharmakologie	199
Werner Grab	
Philipp Phoebus und die internationale Pharmakopoe	209
Edith Heischkel-Artelt	
Die Frühzeit des Gießener Pharmakologischen Institutes	213
Erik Amburger	
Gießen, Rußland und die Universität Dorpat	225
Herbert Krüger	
Das Alte Schloß in Gießen	233
Bericht	271

Dieser Band enthält 38 Abbildungen und 4 Karten

Karl Glöckner (1884—1962)

Als am 27. September 1962 Oberstudiendirektor i. R. Dr. KARL GLÖCKNER aus diesem Leben abberufen wurde, war nicht nur eine stille und bescheidene Persönlichkeit und ein hervorragender, pflichterfüllter Lehrer, sondern auch eine markante Gelehrten-gestalt aus dem irdischen Dasein geschieden.

Als Sohn einer Bauernfamilie war KARL GLÖCKNER am 17. Juni 1884 zu Gersfeld in der Rhön geboren. Nach dem frühen Tod des Vaters wuchs er unter der liebenden Sorge der Mutter zu Fulda auf. Hier in der Stadt des Hl. Bonifatius, in der jedem aufgeschlossenen Menschen auf Schritt und Tritt die große Vergangenheit unserer Geschichte begegnet, empfing GLÖCKNER seine erste entscheidende geistige Formung; in Fulda wurde dem jungen Menschen die Widerspiegelung der großen Ereignisse und Bewegungen in der Geschichte im überschaubaren, kleineren Raum zum ersten Male bewußt. Nachdem er zu Fulda seine Reifeprüfung abgelegt und sodann mehrere Semester an der Philos.-Theol. Hochschule studiert hatte, entschloß er sich zum Lehrerberuf. Als Volksschullehrer begann GLÖCKNER sein Wirken, aber bald zog es ihn nach der Universität Gießen.

In Gießen widmete er sich von 1909 bis 1912 dem Studium der Germanistik, der neueren Sprachen und der Geschichte. Von nachhaltigem Eindruck auf den aufgeschlossenen Studenten war der Germanist OTTO BEHAGHEL; GLÖCKNERS Dissertation über die *Mundarten der Rhön* (1913) gibt davon Zeugnis. Aber schon während dieser Zeit wandte sich sein Hauptinteresse der Geschichtsforschung zu. Als er im Jahre 1912 von der Darmstädter Historischen Kommission als Bearbeiter für die Herausgabe des *Codex Laureshamensis*, der bedeutsamen früh- und hochmittelalterlichen Überlieferung der Reichsabtei Lorsch, gewonnen werden konnte, war dadurch für sein ganzes weiteres Leben seine wissenschaftliche Arbeit bestimmt; sie war nunmehr den entscheidungsvollen Jahrhunderten des frühen Mittelalters zugewandt.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wirkte GLÖCKNER zunächst als Studienrat in Bensheim an der Bergstraße, inmitten jener Landschaft, die mit dem Geschick der Abtei Lorsch durch Jahrhunderte verbunden war. Aus der Beschäftigung mit den Lorsch-Quellen heraus entstanden damals sein methodisch aufschlußreicher Aufsatz über ein *Urbar des rheinfränkischen Reichsgutes aus Lorsch* (1920) und seine weitausgreifende Studie über die *Bedeutung und Entstehung des Forstbegriffes* (1924). Die letzterwähnte Arbeit stieß mitten in zentrale Probleme der frühmittelalterlichen Verfassungsgeschichte vor und zeigte deutlich, wie für GLÖCKNER die umfassende Fragestellung und die genaue Untersuchung des Einzelfalles im historischen Werden in fruchtbarster Wechselwirkung standen.

Im Jahre 1924 begab sich GLÖCKNER in den Auslandsdienst als Lehrer; der Weg führte ihn nach Columbien in Südamerika; dort wirkte er im Schulverwaltungsdienst und schließlich an maßgebender Stelle der Universität Cartagena. Die große wissenschaftliche Aufgabe der Herausgabe des Codex Laureshamensis hatte er mitgenommen. Während seines Aufenthaltes in Columbien wurde die Arbeit daran unentwegt weitergeführt, obschon manche äußeren Schwierigkeiten zu bewältigen waren. Im Jahre 1929 konnte der erste Band dieser wohlgedachten und mit größter Genauigkeit durchgeführten Ausgabe erscheinen.

Trotz verlockender Aussichten in Columbien kehrte GLÖCKNER im Jahre 1931 wieder in die Heimat zurück und fand in Gießen eine bleibende Wirkungsstätte. Die umfangreiche Arbeit am Lorscher Urkundenbuch wurde fortgeführt, neben der Tätigkeit als Studienrat, und kam mit dem dritten Bande im Jahre 1936 zum Abschluß. Aus dieser Arbeit, die in der Deutung der Personen und Orte eine weitausgedehnte historische Kenntnis wie auch die Vertrautheit mit sprachlichen Fragen erforderte, erwuchs seine im Jahre 1937 erschienene, vielbeachtete Studie über die *Rupertiner und Capetinger*. Darin schnitt GLÖCKNER die Frage der Wanderung der großen fränkischen Adelsgeschlechter an sowie des Wechsels des Schauplatzes, in denen sich deren Geschehnisse abspielten. Ein Arbeitsbereich der Mittelalterforschung war damit von GLÖCKNER höchst erfolgreich besritten, der seitdem eine hohe Bedeutung in der Forschung erlangt hat.

Kaum war die entsagungsvolle Arbeit am Codex Laureshamensis zum Abschluß gekommen, da wandte sich GLÖCKNER schon einer weiteren hochbedeutsamen Quellengruppe der Merowinger- und Karolingerzeit zu, den *Weißburger Traditionen*. Aus seinen bisherigen Studien heraus empfand er es besonders, wie dringlich es für die Forschung war, daß auch diese Urkunden in einer ebenso genauen und umfassenden Weise bearbeitet wurden, wie er es für Lorsch getan hatte. Auch für diese neue Aufgabe mußte die Vereinigung des Sprachforschers und des Historikers, wie sie bei GLÖCKNER gegeben war, von hohem Nutzen sein, um die Angaben der Traditionen und Urkunden wirklich zum Sprechen zu bringen. Die Arbeit an den *Weißburger Traditionen* begleitete fortan den unermüdlichen Forscher, bis der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm.

Als bei dem Bombenangriff auf Gießen am 6. Dezember 1944 die bisherigen Ausarbeitungen GLÖCKNERS und seine Bücher vernichtet wurden, schien alle bisher aufgewendete Mühe für Weißburg umsonst gewesen zu sein. Allein die aufrechte und energiegeladene Persönlichkeit GLÖCKNERS ließ sich nicht entmutigen. Ebenso wie er nach dem Zusammenbruch bereits im Mai 1945 sich mit Erfolg um die Wiedereröffnung des Landgraf-Ludwigs-Gymnasiums in Gießen bemühte, ebenso wie er im gleichen Jahre 1945 die Wiederbegründung des Oberhessischen Geschichtsvereins erreichte, so machte er sich auch mit ungeheurer Selbstdisziplin wieder an die Arbeit um die *Weißburger Traditionen*.

Seine wissenschaftlichen Aufsätze der Jahre nach dem Zweiten Weltkriege verraten zwar nicht viel von der unermüdlichen Tätigkeit um die Weißenburger Probleme, sie blieben aber in der Hauptsache dem frühmittelalterlichen Themenkreis zugewandt. Hier sei nur, stellvertretend für manches andere, auf seinen Beitrag zur *Festschrift für Ed. Stengel* aufmerksam gemacht, der unter dem schlichten Titel *Kassel* (1952) wiederum seine Meisterschaft bewies, wie man sprachliche Befunde im Verein mit siedlungsgeschichtlicher und verfassungsgeschichtlicher Methode in geschichtliche Erkenntnisse wandeln kann. Weitere Arbeiten aus den 50er Jahren wandten sich in der Hauptsache Themen zu, die ihm aus der Landschaft, in der er lebte, zuwuchsen, ob es sich nun um die Frage der *Volksburg-Adelsmark-Landeshoheit* (1953) handelte oder um Gießen selbst (1948 und 1960), um nur wiederum diese wenigen Stichworte herauszugreifen.

Seine Verpflichtungen als Vorsitzender des Oberhessischen Geschichtsvereins und in den Vorständen der Historischen Kommissionen von Darmstadt und Marburg erfüllte GLÖCKNER mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit.

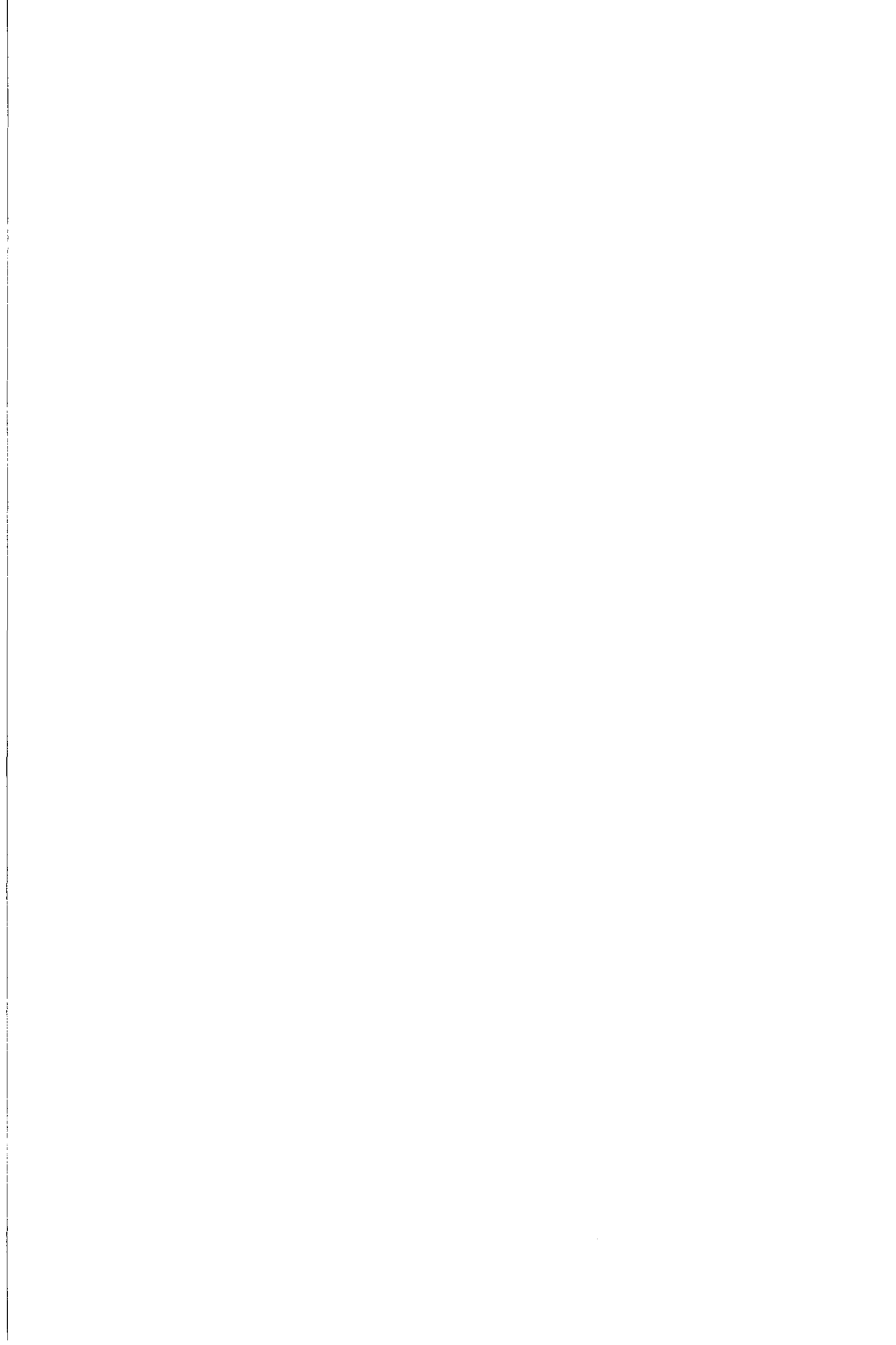
Die liebste Arbeit aber war ihm die Beschäftigung mit den Weißenburger Quellen, aus denen heraus er schon mehrere Aufsätze veröffentlicht hatte, wie jene über die *Anfänge des Klosters Weißenburg* (1939) und *Eine Weißenburger Urkunde und Hildebert, der erste karolingische König* (1942), die beide in ihren bescheidenen Titeln nicht verraten, daß darin wichtige Fragen der Merowingischen Geschichte behandelt und gelöst werden. Ein hervorragendes Stück wissenschaftlicher Geduld ist auch seine Studie über die *Nordvogesen in der fränkischen Zeit* (1954), in der die Fragen der Ortsnamengebung und -änderung auftauchen. Weitgehend vollendet war die Bearbeitung der *Weißenburger Traditionen*, als der Tod im September 1962 KARL GLÖCKNER aus seinem nimmermüden Schaffen riß. Eine vorbildliche Gelehrten-gestalt ist von uns gegangen.

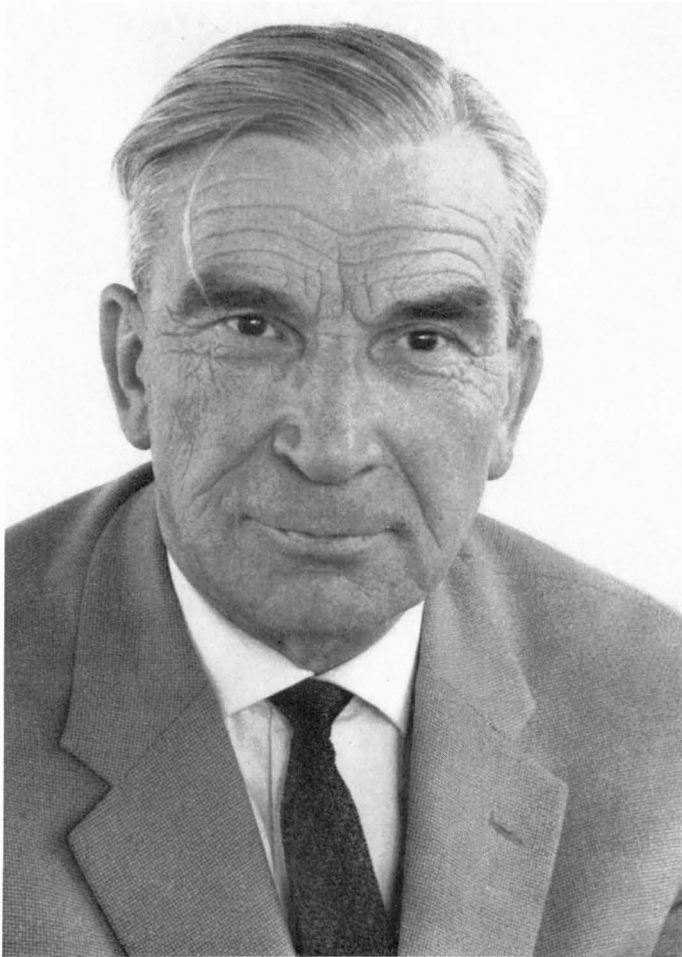


Karl Glöckner

* 17. 6. 1884

† 27. 9. 1962





Ernst Brandenburg

* 8. 9. 1901

† 26. 11. 1962

Ernst Brandenburg †

Am 26. November 1962 ging Professor Dr. ERNST CARL BRANDENBURG, Ordinarius für Phytopathologie an der Justus Liebig-Universität, kurz nach Vollendung seines 61. Lebensjahres von uns.

E. BRANDENBURG wurde am 8. September 1901 als Sohn eines Landwirts in Dreschwitz auf Rügen geboren. In Stralsund besuchte er die Oberschule, wo er auch das Abitur ablegte. Im Jahre 1923 begann er sein landwirtschaftliches Studium in Berlin, später wechselte er nach Bonn über und promovierte bei SCHAFFNIT mit einer Arbeit über *Mosaikkrankheiten bei Kompositen*. Nach Beendigung des Studiums ging E. BRANDENBURG nach Baarn in Holland zu JOHANNA WESTERDIJK, die damals das bekannte phytopathologische Laboratorium „Willie Commelin Scholten“ und das angeschlossene „Bureau voor Schimmelkulturen“ leitete. Hier gelang ihm eine Entdeckung, die mit Recht besonderes Aufsehen erregte, nämlich die Ermittlung der Herz- und Trockenfäule der Rüben als Bormangelercheinung. Im Jahre 1931 erhielt er auf Grund seiner Arbeiten über Rübenkrankheiten eine Stelle am Institut für Zuckerrübenforschung in der niederländischen Stadt Bergen op Zoom.

Im Jahre 1934 verließ E. BRANDENBURG die Niederlande und wurde für knappe zwei Jahre ein Mitarbeiter der damaligen Biologischen Reichsanstalt an der Zweigstelle in Aschersleben. Hier beschäftigte er sich unter H. BREMER mit einer Reihe wirtschaftlich wichtiger Pilze an Gemüsepflanzen, insbesondere den Ascochyta-Arten an Erbsen. 1935 übernahm er, einer Aufforderung von H. BLUNCK folgend, eine Assistentenstelle am Institut für Pflanzenkrankheiten in Bonn, wo er ja sechs Jahre vorher promoviert hatte. 1959 habilitierte er sich mit einer großangelegten Arbeit über die *Boranwendung in der Landwirtschaft*. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten seine Untersuchungen über die Bedeutung des Spurenelements Bor für die Kulturpflanzen weitere neue Erkenntnisse ergeben.

Im Jahre 1941 wurde E. BRANDENBURG zunächst zum Lehrbeauftragten, später zum Ordinarius und Leiter des Instituts für Pflanzenschutz an der Hochschule für Bodenkultur in Wien ernannt. Zwei Jahre später mußte er diese Tätigkeit bereits beenden, da er zum Wehrdienst einberufen wurde. Bei Kriegsende geriet er in Italien in Gefangenschaft. Der Ausgang des Krieges brachte es mit sich, daß er seinen Lehrstuhl in Wien aufgeben mußte. Nach einer schwierigen Übergangszeit faßte er Ende 1946 an der Universität Bonn wieder als Lehrbeauftragter Fuß. 1950 folgte er einem Ruf nach Hamburg, wo er das Staatsinstitut für angewandte Botanik und den entsprechenden Lehrstuhl übernahm. Da E. BRANDENBURG jedoch in dem großen Hamburger Institut keine Zeit für experimentelle Arbeiten erübrigen konnte und sich sein Gesundheitszustand zu verschlechtern begann, folgte er 1952 ohne langes Zögern einem Ruf nach Gießen

an das neugegründete Institut für Phytopathologie der Landwirtschaftlichen Fakultät. Hier fand er in seinem letzten Lebensjahrzehnt wieder die Möglichkeit zu eigener Forschungsarbeit, auf die er bis zuletzt nicht verzichten konnte. Schritt für Schritt baute er ein zwar räumlich nicht großes, aber wissenschaftlich lebendiges und vielseitig tätiges Institut auf, dem seine ganze Kraft gehörte.

Mit E. BRANDENBURG hat die deutsche Pflanzenschutzforschung eine Persönlichkeit verloren, die auf den verschiedensten Gebieten der Fachrichtung bemerkenswerte Forschungsergebnisse erarbeitet hatte. Gewissermaßen als seine ureigenste Domäne betrachtete E. BRANDENBURG die Erforschung der auf Spurenelementmangel zurückführbaren Pflanzenkrankheiten. Die Entdeckung der Ursache der Herz- und Trockenfäule der Rüben war nur das erste, wenn auch wichtigste Glied in der Kette von Erfolgen, die ihm im Laufe der Jahre auf Grund intensiver Forschungsarbeit zuteil wurden. In den Gießener Jahren gelang vor allem die Klärung einer Krankheitserscheinung bei Blumenkohl als Molybdänmangel sowie die Deutung von Mangelkrankheiten an Getreide und Rüben auf ehemaligen Hochmoorböden des Emslandes. Mehrere seiner Schüler promovierten mit Themen aus dem Gebiet der Ernährungsstörungen.

Mit mykologischen Problemen war E. BRANDENBURG ebenfalls eng vertraut. Einen besonders gründlichen Einblick in dieses Fachgebiet hatte er während seines Aufenthaltes in Baarn erhalten. Großes Interesse zeigte er vor allem an pilzlichen Toxinen, mit denen er sich bei Untersuchungen über den Pilz *Pythium irregulare* selbst eingehender beschäftigte. Die Fußkrankheiten des Getreides, die während der letzten Jahre eine zunehmende Bedeutung gewannen, wurden von ihm ebenfalls berücksichtigt, worauf auch die Vergabe von mehreren Dissertationsthemen hinweist.

Einem dritten wichtigen Gebiet der Phytopathologie, der Virologie, hatte sich E. BRANDENBURG während seiner letzten Lebensjahre verschrieben. Die experimentellen Möglichkeiten auf diesem noch verhältnismäßig jungen und schwierigen Forschungsgebiet hatten es ihm besonders angetan. Virologische Probleme beschäftigten ihn bis in die letzten Stunden seines Lebens. Durch zahlreiche Versuche und unterstützt von interessierten Schülern gelang es ihm, eine als Pflöpfenbildung bezeichnete Krankheit der Kartoffelknollen eindeutig von der physiologisch bedingten Eisenfleckigkeit abzugrenzen und nachzuweisen, daß sie vom Mauchevirus des Tabaks verursacht wird. Bei weiteren Untersuchungen über das gleiche Virus konnte er den Nachweis führen, daß es in infizierten Tabakpflanzen im wesentlichen in Form freier, infektiöser Nukleinsäure vorliegt. Ganz zuletzt experimentierte E. BRANDENBURG mit dem Blattrollvirus der Kartoffel.

E. BRANDENBURG war ein Mann, für den die wissenschaftliche Forschung nahezu den ganzen Lebensinhalt bedeutete. Aus diesem Grunde arbeitete er wie kaum ein anderer mit bewunderswerter Energie mit Vorliebe an besonders schwierigen Problemen und ließ sich auch durch manche Fehlschläge, die naturgemäß nicht ausblei-

ben konnten, nicht von seinen Zielen abbringen. Die restlose Hingabe an die Forschung machte es ihm auch möglich, die großen Schmerzen, die ihm ein Herzleiden während der letzten Jahre bereitete, mit erstaunlicher Geduld zu ertragen. Gegen sich selbst war er sehr hart und verlangte auch viel von seinen Mitarbeitern und Schülern. Es ist nur zu verständlich, daß ihm deshalb mancher nur schwer folgen konnte. E. BRANDENBURG ließ es jedoch nie an einem aufmunternden Wort fehlen, wenn er erkannt hatte, daß dies nötig war. Hierbei zeigte sich unter seiner harten Schale ein weicher Kern. In seinem Institut wurde er wie ein strenger Vater geachtet und verehrt.

Die Natur E. BRANDENBURGS bedingte es, daß er ein kämpferisches Leben zu führen hatte. Er wollte den Kampf jedoch nicht missen, da er sich nur dann eines Erfolges freuen konnte, wenn er sich ganz für die Sache hatte einsetzen müssen. Schicksalsschläge und körperliche Gebrechen konnten ihn nicht niederzwingen; ungebrochen wurde er plötzlich mitten aus seiner rastlosen Arbeit heraus abberufen.

Die Universität Gießen und mit ihr die deutsche Pflanzenschutzforschung trauern um E. BRANDENBURG als eine große Forscherpersönlichkeit. Wir als seine Mitarbeiter, Schüler und Freunde werden unsere Arbeit in seinem Geiste fortsetzen und ihm stets ein treues Andenken wahren.

Elmar Roots (1900–1962)

In den frühen Morgenstunden des 12. Dezember 1962 verstarb plötzlich der ordentliche Professor für Veterinärhygiene und Tierseuchenlehre, der Direktor des Veterinärhygienischen und Tierseuchen-Instituts, Professor Dr. med. vet. Dr. med. vet. h. c. ELMAR ROOTS. Der Verlust dieses angesehenen Wissenschaftlers trifft nicht nur die Veterinärmedizinische Fakultät und die Justus Liebig-Universität schwer, sondern darüber hinaus die gesamte veterinärmedizinische Wissenschaft.

ELMAR ROOTS entstammte einer Familie, deren Vorfahr aus Deutschland als Orgelbauer nach Estland gerufen wurde und sich dort später niederließ. Am 19. April 1900 wurde ROOTS in Löwenhof/Estland geboren. Er besuchte die Oberschule und nahm noch in der Endphase des Ersten Weltkrieges als Freiwilliger an den Kämpfen gegen Rußland bis zur Befreiung seiner Heimat teil. Im Mai 1920 bestand er die Reifeprüfung und wandte sich dem Studium der Veterinärmedizin in Dorpat zu. Er begann seine wissenschaftliche Tätigkeit zunächst in Dorpat unter GUTMANN, um sich für die Fachgebiete Veterinärhygiene, Mikrobiologie und Milchhygiene zu spezialisieren. Die Veterinärmedizinische Fakultät der Universität Dorpat pflegte ihren erfolversprechenden wissenschaftlichen Nachwuchs an den besten ausländischen Schwesterfakultäten weiterbilden zu lassen. So wurde auch ELMAR ROOTS bald in das Ausland abgeordnet. Zunächst ging er 1926 nach Wien, wo er unter SCHNÜRER im Institut für Bakteriologische Hygiene der Tierärztlichen Hochschule arbeitete und mit einer Dissertation über die *Abtötung von Ascarideniern in Pferdefaeces* zum Dr. med. vet. promoviert wurde. Anschließend vervollständigte er seine Studien über die Milchhygiene ebenfalls in Wien am Institut von ZARIBNICKY. Von Wien wandte er sich nach Leipzig, wo er sich am Veterinärhygienischen Institut der bekannten Schule von KLIMMER anschloß. Hier entfaltete er eine fruchtbare wissenschaftliche Tätigkeit zusammen mit KLIMMER und HAUPT, die in mehreren wissenschaftlichen Arbeiten ihren ersten Niederschlag fand. Auch später betrachtete ROOTS sich immer als ein Schüler der großen Persönlichkeit MARTIN KLIMMERS und bemühte sich, die Tradition dieser anerkannten Schule fortzusetzen und ihre Grundzüge zu wahren. In dieser Leipziger Arbeitsatmosphäre wurde ELMAR ROOTS zu dem tiefeschürfenden Wissenschaftler geprägt, der er bis an sein Lebensende geblieben ist. Von dort kehrte der junge Wissenschaftler in seine Heimat zurück und wurde bereits im Juni 1928 zum planmäßigen Dozenten auf dem Lehrstuhl für Veterinär- und Milchhygiene und Leiter des entsprechenden Institutes ernannt. Im Mai 1931 erfolgte die Ernennung zum außerplanmäßigen Professor, gefolgt von der Ernennung zum ordentlichen Professor im April 1933. Bereits mit 31 Jahren wählte die Veterinärmedizinische

Fakultät in Dorpat ELMAR ROOTS zu ihrem Dekan. Dieses Amt verwaltete er im Vertrauen der Fakultät fast 6 Jahre hintereinander. Ab Januar 1938 übertrug ihm der Senat der Universität Dorpat das Amt des Prorektors. Dieses Ehrenamt war ein Ausdruck des außerordentlichen Ansehens, das er trotz seiner Jugend nicht nur bei seinen Fachkollegen, sondern im gesamten Bereich der altehrwürdigen Dorpater Universität genoß. In der estnischen Universitätsverfassung wurden dem Prorektor viel weitgehendere Zuständigkeiten und Rechte übertragen, als das bei den deutschen Universitäten der Fall ist.

Die Jahre in Dorpat waren geprägt von einer fruchtbaren wissenschaftlichen Tätigkeit. Insbesondere befaßte sich ROOTS mit der Brucellose und ihrer Bekämpfung sowie mit Themen aus dem Gebiet der Milchhygiene. Außerdem verfaßte er Handbuchbeiträge über Bienenkrankheiten, die Luft und die klimatischen Faktoren sowie über die Desinfektion. Daneben betrieb er, angeregt durch die wohl einmalige geistige Atmosphäre Dorpats, kulturgeschichtliche Studien als Mitarbeiter einer Universitätszeitschrift. Diese rastlose Betätigung in der Wissenschaft und im öffentlichen Dienst wurde von der estnischen Regierung am 1. Dezember 1939 durch die Verleihung des Verdienstabzeichens vom Weißen Stern, in Anerkennung der Verdienste für Staat und Volk, anerkannt und gewürdigt.

Durch die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges blieben auch ELMAR ROOTS die bitteren Erfahrungen eines Flüchtlingsschicksales nicht erspart. Nach kurzem Aufenthalt im Flüchtlingslager wurde er jedoch 1941 von LERCHE als wissenschaftlicher Mitarbeiter an das Institut für Lebensmittelhygiene in Berlin verpflichtet. Trotz der durch den Bombenkrieg erschwerten Umstände setzte er hier seine Forschungstätigkeit fort. In dieser Zeit wurde auch der Grundstein für eine bis zum Tode andauernde tiefe Freundschaft zwischen diesen beiden Wissenschaftlern gelegt. Durch eine Versetzung nach Halle an eine Außenstelle des Berliner Institutes kurz vor Kriegsende gelang es ihm, seine Arbeiten weiterzuführen. Von Halle aus bahnten sich weitere Verbindungen an, die schließlich zur Übernahme der Leitung der wissenschaftlichen Abteilung des Impfstoffwerkes Friesoythe (Old.) führten. Dort erreichte ihn im Oktober 1947 der Ruf an den ordentlichen Lehrstuhl für Veterinärhygiene und Tierseuchenlehre, verbunden mit dem Direktorat des gleichnamigen Institutes an der damaligen Justus Liebig-Hochschule für Bodenkultur und Veterinärmedizin in Gießen, dem ELMAR ROOTS Folge leistete.

Damit war ein neuer Abschnitt im wissenschaftlichen Werdegang eingeleitet. Trotz vieler durch die Nachkriegsverhältnisse bedingter Schwierigkeiten entfaltete ROOTS sofort eine intensive Lehr- und Forschungstätigkeit, wobei er an seine eigene Gesundheit zuletzt dachte. Bereits 1949 zwang ihn eine Erkrankung zu einer Pause, die aber auch nur dazu genutzt wurde, um weitere Pläne für die Zukunft zu entwickeln. Trotz der starken zeitlichen Inanspruchnahme durch die Routineanforderungen eines auf breiter Basis arbeitenden Institutes wandte sich sein wissenschaftliches Interesse mehr und mehr

der Grundlagenforschung zu. Nachdem er bereits mit LERCHE zusammen die Entwicklung standardisierter Trockenantigene für die Agglutinations- und Komplementbindungsreaktion bei der Brucellose bekannt gegeben hatte, stellte er ein gleichartiges Antigen auch für die Erkennung der Salmonella gallinarum-Infektion her. Auch in Gießen ließ ihn das Interesse an der damals außerordentlich bedeutsamen Brucellose nicht los. So erarbeitete er für die Diagnostik dieser Krankheit eine Methode zur quantitativen Agglutininabsättigung und zur serologischen Typendifferenzierung. Er lieferte wertvolle Beiträge zur Antigenstruktur der Brucellen und entwickelte ein Allergen, das bei der staatlichen Bekämpfung der Schafbrucellose in der ganzen Bundesrepublik äußerst wertvolle Dienste leistete. Intensiv wurden von ihm außerdem die Antigenstruktur, Variantenbildung und die immunogenen Eigenschaften des Schweinerotlauferragers und des Erregers der weißen Kükenruhr erforscht.

Im Jahre 1955 wählte ihn die Veterinärmedizinische Fakultät zu ihrem Dekan. Das Amt des Prodekans hatte er dann zwei Amtsjahre hindurch bis 1958 inne. Ab 1957 wurde ELMAR ROOTS vom Senat der Justus Liebig-Universität zum Vertrauensmann der Deutschen Forschungsgemeinschaft gewählt, nachdem er bereits von 1949 bis 1955 als stellvertretender Vorsitzender des Fachausschusses „Veterinärmedizin“ und Fachgutachter für das Fach „Theoretische Veterinärmedizin“ bei der DFG tätig war. Bis zu seinem Tode wurde er von der DFG als Sondergutachter für die Schwerpunkte „Virusforschung“, „Brucelloseforschung“ und zuletzt für „Leukoseforschung“ in Anspruch genommen. Gerade diese Tätigkeit für die Deutsche Forschungsgemeinschaft war ihm stets ein besonderes Anliegen, da sie weit über den Fakultätsrahmen hinausging und ihm Gelegenheit zur Unterstützung besonderer Forschungsprojekte und insbesondere des wissenschaftlichen Nachwuchses gab, dessen Förderung ihm immer als eine besonders wichtige Aufgabe vor Augen stand. — Zusammen mit HAUPT gab er im Jahr 1949 den Anstoß zur Gründung der Deutschen Veterinärmedizinischen Gesellschaft, in deren Rahmen er bis zu seinem Tode als Leiter des Arbeitsgebietes Mikrobiologie, Parasitologie und Hygiene tätig war. Darüber hinaus war er ab 1952 Mitglied des Ständigen Deutschen Ausschusses für die Internationalen Tierärztlichen Kongresse und ständiger Mitarbeiter des Zentralblattes für Veterinärmedizin.

In den letzten Jahren vor seinem Tode wandte sich ELMAR ROOTS immer mehr der Erforschung der Feinstruktur von Mikroorganismen zu. Zahlreiche tieferschürfende wissenschaftliche Arbeiten über Bakterien und Viren zeugen von seinem unermüdlichen Forschergeist. Als Modell benutzte er zuletzt das Tollwutvirus. Gerade diese Arbeiten erweckten internationales Interesse und führten zu zahlreichen Einladungen wissenschaftlicher Gesellschaften, dort von seinen Ergebnissen zu berichten.

Als akademischer Lehrer stand ELMAR ROOTS in hohem Ansehen. Es war ihm ein ganz besonderes Anliegen, den Nachwuchs zu fördern. Mehr als 300 Arbeiten seiner Doktoranden und wissenschaft-

lichen Mitarbeiter legen von diesem Bemühen ein beredtes Zeugnis ab. Bereits in Dorpat schlugen zwei seiner Mitarbeiter die Hochschul-lehrer-Laufbahn ein. In Gießen erlebte er die Habilitation von drei Schülern und Mitarbeitern und erhielt noch kurz vor seinem Tode die Gewißheit, daß zwei weitere ehemalige Schüler und Mitarbeiter ebenfalls ihre Habilitationsschriften fertiggestellt hatten.

Aber nicht nur als Wissenschaftler, sondern auch als Instituts-leiter gelang es ihm durch sein zutiefst von menschlicher Güte ge-prägtes Wesen, sich die Zuneigung aller Institutsangehörigen zu er-werben. Er war stets der ruhende Pol, der die menschlichen Probleme auf ihren Ausgangspunkt zurückführte und sie mit ruhiger und unauffälliger Hand ordnete. Allein schon durch dieses Vermögen hat er bei allen Schülern und Mitarbeitern einen nie zu verwischen-den Eindruck hinterlassen.

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß ein solches erfülltes Forscherleben auch in äußeren Ehrungen seine Anerkennung fand. So ernannte ihn die Deutsche Veterinärmedizinische Gesellschaft zu ihrem ersten Ehrenmitglied (1957). Im gleichen Jahr wurde er als erster deutscher Tierarzt nach dem Zweiten Weltkrieg von der American Veterinary Medical Association ebenfalls zum Ehrenmit-glied gewählt. Anlässlich seines 60. Geburtstages verlieh ihm die Veterinärmedizinische Fakultät der Universität Zürich den Grad eines Dr. med. vet. h. c. Im Jahre 1962 ernannte ihn die Deutsche Akademie der Naturforscher (Leopoldina) in Halle zu ihrem Mitglied. Auch die Behringwerke in Marburg würdigten seine wissenschaft-lichen Leistungen durch die Berufung in ihren Aufsichtsrat.

Trotz der für ihn charakteristischen Suche nach dem Grundsätz-lichen, die sich in der Hinwendung zur Grundlagenforschung aus-drückte, war ELMAR ROOTS jedem Spezialistentum, dem der Über-blick über das Ganze fehlt, abhold. Er blieb immer der weltoffene Mensch, der Erkenntnis nie als Statisches, Bleibendes verstand. Zahl-lose Kontakte zu Kollegen im In- und Ausland legen hierfür Zeugnis ab, ebenso wie die Amerikareise, deren Strapazen er im letzten Jahr auf sich nahm. Die vielen erbetenen Vorträge über seine Forschungs-ergebnisse und die überwältigende Gastfreundschaft seiner amerika-nischen Mitarbeiter, die im Gießener Institut tätig gewesen waren, überforderten aber seine Kräfte, so daß die Reise aus gesundheit-lichen Gründen vorzeitig beendet werden mußte. Trotz aller damit verbundenen körperlichen Anstrengungen betrachtete er diese ein-malige Möglichkeit, seine Forschungsergebnisse vor großen inter-nationalen Gremien vortragen zu können, als eine gewisse Krönung seiner wissenschaftlichen Laufbahn.

Noch viele Pläne sollten verwirklicht werden. Das Institut befand sich mitten im Um- und Ausbau. Er war es auch, der die Notwendig-keit erkannte, durch Aufteilung seines Lehrstuhles in vier Ordi-nariate seinen Beitrag zur Studienreform zu leisten und zur Vertiefung der wissenschaftlichen Forschung beizutragen. In Spezialisie-rung und gleichzeitiger Integration des Wissens sah auch er einen Weg zum Fortschritt. Viele wissenschaftliche Fragen nahmen in der



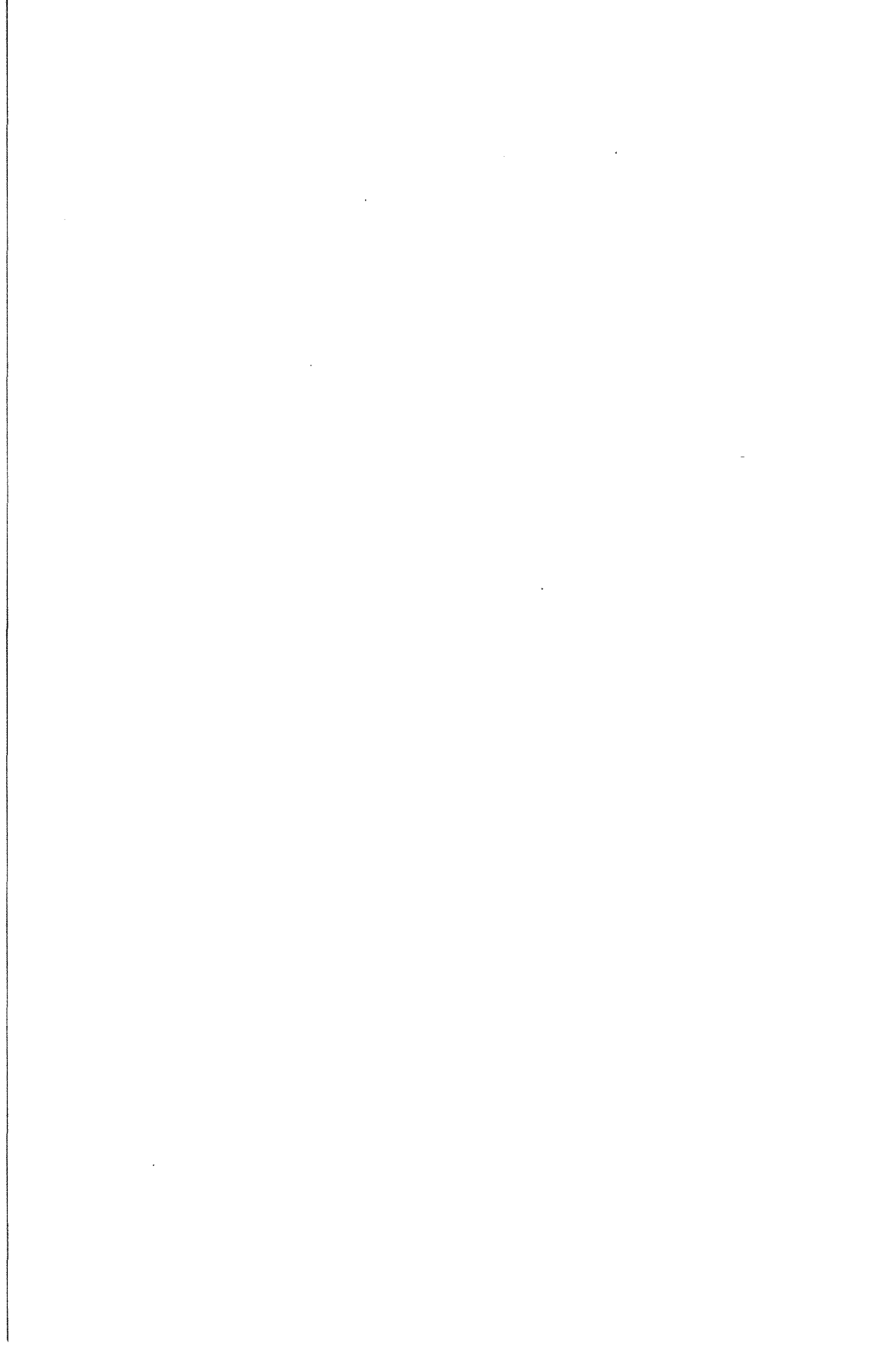
Elmar Roots

* 19. 4. 1900

† 12. 12. 1962

Planung Gestalt an. Jedoch ließ ein allzu hartes Schicksal die Vollendung dessen, was er für die Zukunft geplant hatte, nicht zu.

So bleibt uns, seinen Angehörigen, Freunden, Schülern und Mitarbeitern, im Gedenken an diesen wahrhaften Wissenschaftler und gütigen Menschen die Gewißheit, unter der das Leben von ELMAR ROOTS gestanden hat, und der kein Geringerer als JUSTUS VON LIEBIG einst beredten Ausdruck verlieh: „... es war wie eine höhere Fügung, die mich an die kleine Universität führte. An einer großen Universität oder an einem größeren Orte wären meine Kräfte zerrissen oder zersplittert und die Erreichung des Ziels, nach dem ich strebte, sehr viel schwieriger, vielleicht unmöglich geworden; aber in Gießen konzentrierte sich alles in der Arbeit, und diese war ein leidenschaftliches Genießen.“



Zum Tode von Dr. Konrad Gumbel

Am 29. Dezember 1962 starb in Gießen ein Mann, dem die Justus Liebig-Universität ihre Existenz mit verdankt, Dr. KONRAD GUMBEL. Der 1886 geborene Kurhesse, von Jugend an ein überzeugter Sozialist und Pazifist, meldete sich am 1. September 1914 als Kriegsfreiwilliger. Ende Oktober 1918 hatte er das furchtbare Unglück, von einer Granate getroffen zu werden und völlig zu erblinden. Noch im Lazarett erlernte er die Blindenschrift, besuchte dann die Blindenstudienanstalt in Marburg, studierte Volkswirtschaft in Marburg und Gießen und legte schließlich sein Diplom- und Dr.-Examen ab. 1929 wurde er sozialdemokratischer Landtagsabgeordneter. Wie mutig seine Haltung noch nach der nazistischen Machtergreifung war, dafür zeugt ein offener Brief „Ein Kriegsblinder an den Reichskanzler“ vom 3. Februar 1933 in der Oberhessischen Zeitung, in dem er sehr unverblümt Stellung gegen die Dolchstoßlegende nimmt und „niemand das Recht“ zubilligt, „den Kämpfern des Weltkrieges Pflichtvergessenheit vorzuwerfen, auch nicht in versteckter Form“. Später mußte dieser aufrechte Mann aus Gießen verschwinden und in Köln untertauchen. 1945 kehrte er nach Gießen zurück, arbeitete in der verfassunggebenden Landesversammlung mit und wurde wieder Abgeordneter seiner Partei. 1953 für den Bundestag aufgestellt, erlitt er kurz vor der Wahl einen Schlaganfall, wurde ans Krankbett gefesselt und erlag, von Jahr zu Jahr stiller werdend, schließlich seinem Leiden.

Der schwer vom Schicksal Heimgesuchte hat vollauf erfahren müssen, wie schwer das menschliche Leben sein kann, er hat aber auch gezeigt, wie ein starker menschlicher Wille imstande ist, dieses Schicksal zu meistern und das Leben trotz allem wertvoll zu gestalten.

Von seiner vielseitigen Tätigkeit im Dienste der Allgemeinheit sollen hier nur seine Verdienste um die Gießener Universität gewürdigt werden. Von den Schwierigkeiten, die sich für die Ludoviciana 1945 erhoben, können sich die Nichtbeteiligten heutzutage keine Vorstellung machen, aber auch für die Beteiligten sind diese Schwierigkeiten im Laufe der Jahre fast unwirklich geworden, sie werden aber gleich wieder sehr lebendig, wenn man sie mit der Erinnerung an eine Persönlichkeit wie KONRAD GUMBEL verknüpft, der so viel zu ihrer Überwindung beigetragen hat. Daß die Justus Liebig-Hochschule nach einem jahrelangen, oft sehr unerquicklichen Schwebezustand endlich 1950 gesetzlich fundiert wurde, ist Dr. GUMBELS tatkräftigem Eintreten im Hessischen Landtag mit zu verdanken.

Besonders groß waren die Widerstände und die Bedenken besonders finanzieller Natur gegen die Eröffnung der Medizinischen Akademie, aber Dr. GUMBEL half die immer neu auftretenden Schwierig-

keiten bald mit impulsiver Überzeugungskraft, bald mit unermüdlicher Ausdauer zu überwinden und blieb auch nach der endlichen Gründung der Akademie ihr verlässlicher, immer hilfsbereiter Mittelsmann zum Landtag und zu seiner Partei. Wie angespannt damals die Finanzen waren, kann man daraus ersehen, daß noch im August 1951 ein vom Finanzminister genehmigter Betrag von ganzen 15 000 DM für die Durchführung der ärztlichen Fortbildungskurse vom Haushaltsausschuß des Hessischen Landtags gestrichen wurde, da sich die Kurse selbst tragen müßten. Heutzutage wird man versucht sein, darüber zu lächeln, damals war aber gar kein Anlaß dazu, denn die Kurse waren dadurch ernstlich gefährdet. Der gerade erkrankte Dr. GUMBEL legte dem Vorsitzenden des Haushaltsausschusses in einem Eilbrief die Verhältnisse dar und erreichte schließlich die Freigabe des Betrages. Aber nicht nur solche kleinliche, uns heute recht unverständliche Schwierigkeiten wußte Dr. GUMBEL aus dem Wege zu räumen, sondern auch an die großen und schwer lösbaren Probleme des Auf- und Ausbaus der Kliniken ging er mit politischer Erfahrung und glücklichem Erfolg heran. Es war nur recht und billig, daß die Akademie zum Dank für alles, was er für sie getan, seine Ernennung zum Ehrensator beim Senat der Justus Liebig-Hochschule beantragte und erreichte.

Welche Genugtuung muß es für den treuen Mentor gewesen sein, erleben zu dürfen, daß 1957 die Justus Liebig-Hochschule wieder zur Universität, die Medizinische Akademie wieder zur Fakultät wurden, fand er doch dadurch sein Vertrauen in die Zukunft einer Anstalt, deren Erhaltung und Ausbau er ein gut Teil seiner Lebensarbeit gewidmet hatte, glänzend bestätigt.

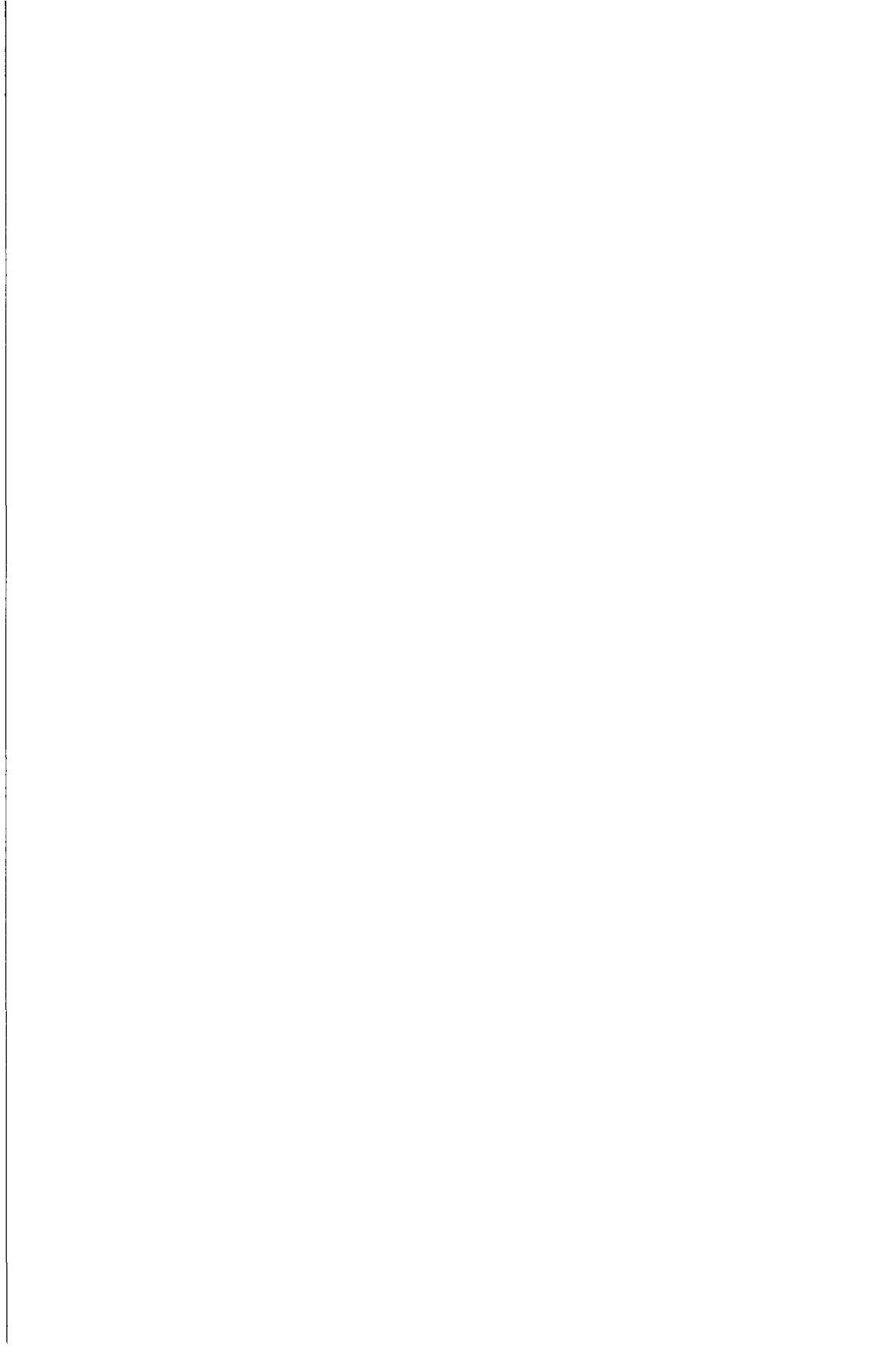
Wir alle aber, die wir die Freude haben, das damals in diesem Ausmaß unvorstellbare Blühen und Gedeihen unserer Alma mater zu erleben, dürfen nie vergessen, daß Dr. KONRAD GUMBEL die Voraussetzung dazu mitgeschaffen hat.



Konrad Gumbel

* 20. 10. 1886

† 29. 12. 1962



Gerhard Reinhold †

Am 2. Juni 1963 verstarb plötzlich der ao. Professor Dr. GERHARD REINHOLD, Direktor des Institutes für Agrarpolitik der Justus Liebig-Universität, während eines Pfingst-Besuches in seiner Heimatstadt Erlangen kurz vor Vollendung seines 68. Lebensjahres. Er wurde am 24. Juni 1895 in Ober-Eisenheim als jüngster Sohn einer Pastorenfamilie geboren, in der der Beruf des Forstmannes von jeher beliebt war.

Nach der Schulzeit, die er am humanistischen Gymnasium in Erlangen mit der Reifeprüfung im Juli 1913 abschloß, bereitete sich GERHARD REINHOLD auf das Studium der Forstwissenschaft vor; er begann damit im Winter-Semester 1913/14 an der Universität in München. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges meldete er sich als Freiwilliger und wurde aktiver Offizier. Während drei der älteren Brüder an der Front fielen, schied er bei Kriegsende als Oberleutnant aus der Armee aus und setzte das begonnene Studium in München fort. Nach dem Abschlußexamen 1922 wurde er Assistent im Institut für Waldbau und Forstbenutzung und war zugleich als Forstamtmann an der Forstlichen Versuchs-Anstalt München tätig. Als Schüler von Geheimrat Professor Dr. LUDWIG FABRICIUS wurde er im April 1926 von der Staatswissenschaftlichen Fakultät zum Dr. oec. publ. promoviert.

Anschließend war GERHARD REINHOLD im Institut für Forstwirtschaftspolitik und forstliche Statik der gleichen Forstlichen Versuchs-Anstalt bis 1930 Assistent von Geheimrat Professor Dr. MAX ENDRES, der seinen Werdegang maßgeblich beeinflufte. Gleich seinem Lehrer war er einer der markantesten Vertreter der Bodenreinertragslehre. In dieser Zeit trat er mit mehreren forstwissenschaftlichen Untersuchungen über Ergebnisse langfristiger Ertragsversuche und über die Bedeutung der Gesamtwuchsleistung an Baumholzmasse für die Beurteilung der Standorts- und Bestandsgüte hervor, denen Betrachtungen über ausländische Forstwirtschaften folgten. Im Dezember 1927 habilitierte er sich an der Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität München für das Lehrgebiet Forstwirtschaftspolitik und forstliche Betriebswirtschaftslehre mit einer wissenschaftlichen Untersuchung über *Die Papierholzversorgung*. Danach befaßte er sich eingehend mit der Auswirkung der seit 1918 vollzogenen politischen Umgestaltung Europas auf die Forstwirtschaft und den Holzhandel in den europäischen Ländern. Spezielle betriebswirtschaftliche Arbeiten galten dem Waldbau seiner Heimat. Im Meinungsstreit um die Rentabilität in der Land- und Forstwirtschaft nahm er als Forstwissenschaftler in mehreren wichtigen Beiträgen zur Höhe des forstlichen Zinsfußes Stellung. Ab 1930 war er Verwalter des Lehr- und Versuchsreviers der Universität München in Grafrath und wurde dort Regierungsforstrat. Seine in dieser Zeit vertieften Erkenntnisse

veröffentlichte er in einem erstmals als Buch erschienenen *Grundriß der forstlichen Betriebswirtschaftslehre*, von dem er selbst im Vorwort schrieb: „Nicht um wissenschaftliche Lorbeeren zu ernten, gilt es eine forstliche Betriebswirtschaftslehre auszubauen, sondern um, womöglich, der Praxis einen Dienst zu erweisen und ihr neue Wege zu zeigen oder sie vor falschen zu warnen.“

1931 wurde GERHARD REINHOLD auf den einen der damals verwaisten beiden Hauptlehrstühle für Forstwissenschaft der altherwürdigen Ludwigs-Universität als Professor und Direktor der Abteilung III für Forstwirtschaftspolitik, Forstgeschichte und Forstverwaltung berufen; er gehörte in Gießen auch der staatlichen forstlichen Prüfungskommission als Mitglied an. Neben der Lehre widmete er sich weiterhin forstwissenschaftlichen Problemen seines Fachgebietes und veröffentlichte mehrere beachtenswerte Beiträge über Forstwirtschaftspolitik, Forstgeschichte und forstliche Betriebswirtschaft. Mit seiner wissenschaftlichen Auffassung befand er sich aber im krassen Gegensatz zu der nach 1933 geltenden Meinung, der er sich nicht anschloß.

Als 1938 auf höchste Anordnung hin die Forstliche Universitäts-Lehr- und Forschungsstätte, das älteste Universitäts-Forstinstitut in der Welt, aufgelöst wurde, bestand für ihn als Vertreter der damals verfemten Bodenreinertragslehre und aus politischen Gründen keine Aussicht auf eine weitere Verwendung in seinem Fachgebiet. Er blieb als letzter Forstwissenschaftler in Gießen und vertrat dank seiner vielseitigen Ausbildung und des Interesses für die Wirtschaftswissenschaften die Fächer Bevölkerungs- und Wirtschaftsstatistik und Finanzwirtschaftsgeschichte. Seine stille Hoffnung auf Wiedereinsetzung des alten Gießener Universitäts-Forstinstitutes sollte sich aber nicht erfüllen.

1939 wurde GERHARD REINHOLD als Reserve-Offizier zum Kriegsdienst einberufen und 1941 als Hauptmann d. R. wieder entlassen. Nach der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges übernahm er als leitender Regierungsdirektor auf Anordnung der amerikanischen Militär-Regierung vorübergehend die Leitung der Abteilung Wirtschaft bei der Regierung in Koblenz.

In der 1946 neuerstandenen Hochschule, deren Gründung entscheidend vom Vorhandensein landwirtschaftlicher Lehr- und Forschungseinrichtungen abhing, wurden die Landwirtschaftswissenschaften zu einer eigenen Fakultät zusammengefaßt. Von dieser Fakultät wurde GERHARD REINHOLD auf den ao. Lehrstuhl des neuen Institutes für Agrarpolitik berufen; andere ehrenvolle Berufungen auf Ordinariate lehnte er nach dem zugefügten Unrecht ab. Er versah anfangs das gesamte Gebiet der Agrarpolitik sowie der Ernährungs- und landwirtschaftlichen Marktwirtschaftslehre in Vorlesungen und Übungen und hielt auch Vorlesungen über Forstwirtschaft für Landwirte; bei der ständigen Ausweitung des Fachgebietes erfolgten später gewisse Arbeitsverteilungen. 1946 war er Prorektor der Hochschule; als Dekan der Landwirtschaftlichen Fakultät im Winter-

Semester 1946/47 und im Amtsjahr 1946/47 wirkte er für deren Aufbau und Ausbau an verantwortungsvoller Position.

Von der Anhänglichkeit zur alten Gießener Universität und späteren Hochschule zeugen insbesondere seine Beiträge in der *Festschrift der 350-Jahr-Feier der Ludwigs-Universität — Justus Liebig-Hochschule 1607—1957*.

Dem Fachgebiet verbunden, betätigte sich GERHARD REINHOLD auch in der praktischen Politik und am öffentlichen Aufbau seiner Stadtgemeinde; ebenso war er für die Probleme der übrigen Welt stets aufgeschlossen. Er widmete sich auch der Kulturgeschichte und liebte ganz besonders die klassischen Sprachen. Leider war es ihm nicht vergönnt, als Emeritus seine lange Universitätsdozenten-Zeit mit der beabsichtigten Lebensarbeit seines Fachgebietes abzuschließen.

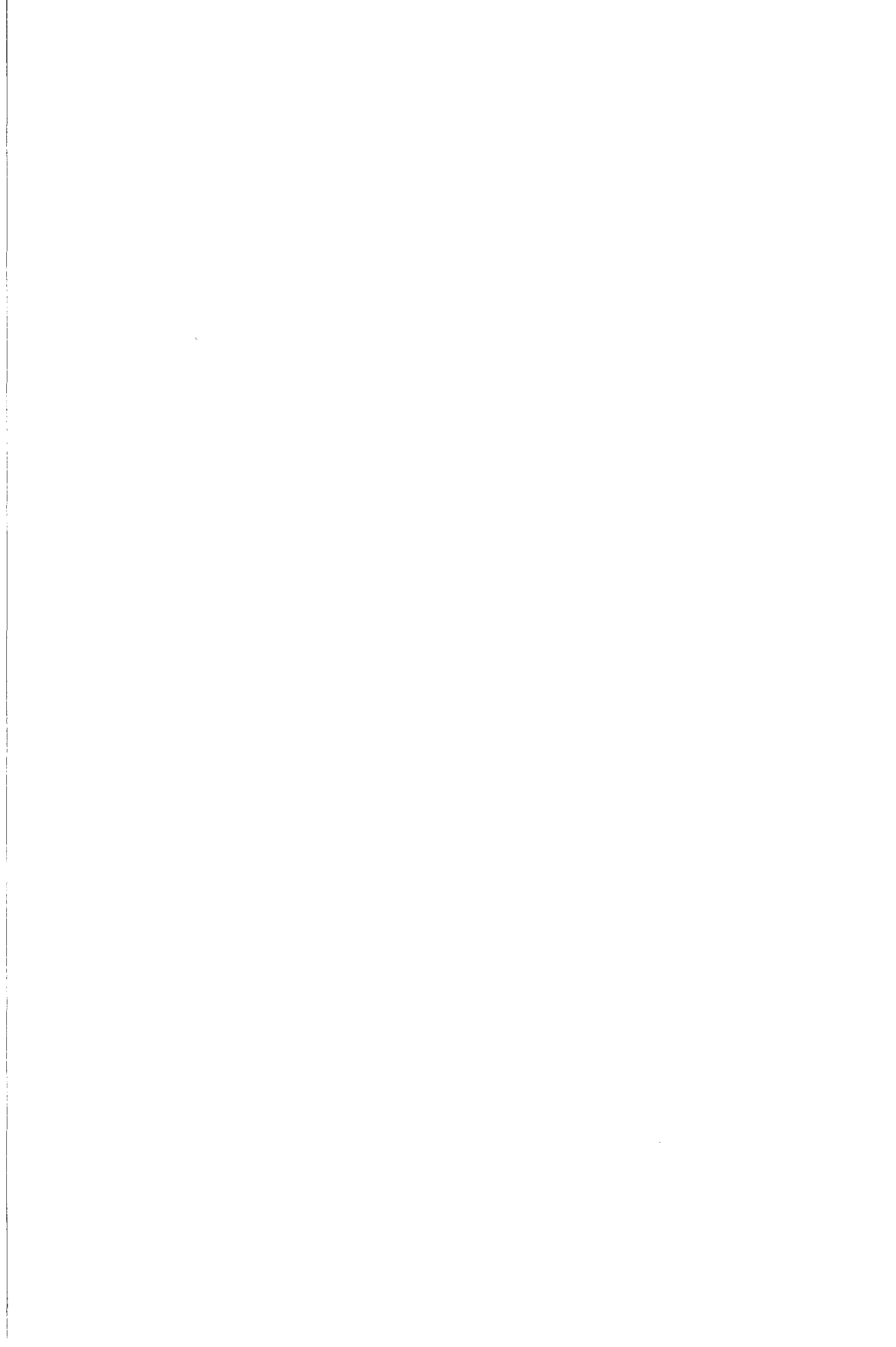
Mit GERHARD REINHOLD ist nicht nur ein bescheidener, stiller und vielseitig interessierter Forscher und Lehrer, sondern auch ein stets bereiter Helfer und guter Freund von uns gegangen. Um ihn trauern seine Kollegen und eine große Zahl seiner Schüler und Freunde.



Gerhard Reinhold

* 24. 6. 1895

† 2. 6. 1963





Hans Kuron

* 4. 11. 1904

† 30. 7. 1963

Hans Kuron †

Am 30. Juli 1963 verstarb im Alter von 58 Jahren der ordentliche Professor für Bodenkunde und Direktor des „Instituts für Bodenkunde und Bodenerhaltung“ Dr.-Ing. HANS KURON. Der Tod hat den Verstorbenen mitten aus der wissenschaftlichen Arbeit gerissen. Nicht nur für seine Familie, sondern auch für die Freunde und Kollegen sowie für seine Fachwelt ist sein so unerwartetes Hinscheiden ein unfäßbarer und schmerzlicher Verlust.

HANS KURON wurde am 4. 11. 1904 als Sohn eines Arztes in Breslau geboren. Dasselbst hat er die Schule besucht, welche er 1923 mit dem Abitur verließ, um wiederum in seiner Vaterstadt an der Technischen Hochschule von 1923 bis 1928 Chemie zu studieren. Anschließend faßte H. KURON den für seinen Lebensweg als Wissenschaftler so wichtigen Entschluß, sich der Bodenkunde zu widmen. 1928 trat er als wissenschaftlicher Assistent unter PAUL EHRENBERG in das Agrikulturchemische Institut der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau ein. Damals waren die Fachgebiete Bodenkunde, Pflanzenernährung und Tierernährung noch im Lehrstuhl für Agrikulturchemie vereint. Sein akademischer Lehrer PAUL EHRENBERG hat KURON in seiner wissenschaftlichen Entwicklung entscheidend beeinflußt. 1930 wurde H. KURON mit der Arbeit: *Adsorption von Gasen und Dämpfen an Böden und Tonen und ihre Verwendung zur Oberflächenbestimmung dieser Stoffe* zum Dr.-Ing. promoviert. Nach vierjähriger Assistentenzeit hat H. KURON Breslau verlassen, um in Berlin seine Arbeiten fortzusetzen. Seiner Heimat Schlesien hat der Verstorbene bis zu seinem Ende die Treue bewahrt. Das schwere Schicksal seiner Heimatprovinz hat ihn stets mit Anteilnahme, aber auch klarer Stellungnahme beschäftigt.

Der erwähnten Arbeitsrichtung folgend, wurde KURON 1932 wissenschaftlicher Assistent an einem der ersten Lehrstühle für das noch junge Fach „Bodenkunde“, nämlich am Institut für Bodenkunde der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin, welches von Professor SCHUCHT geleitet wurde. Durch ihn hat KURON vielseitige Ergänzungen und Anregungen auf dem Gebiet der Bodenentwicklung und der Bodenbeurteilung erfahren. Schon 1935 habilitierte sich KURON mit der Arbeit: *Die Umsetzung des Düngerkalkes im Boden* in der Landwirtschaftlichen Fakultät der Universität Berlin. HANS KURON fand frühzeitig die ihm gebührende Anerkennung seiner seltenen Begabung und seiner Arbeiten. Bereits 1937 — im Alter von 32 Jahren — wurde er als Nachfolger von F. SCHUCHT Extraordinarius und Direktor des Instituts für Bodenkunde der Berliner Universität. Der junge Professor konnte somit frühzeitig eine fruchtbare Tätigkeit als selbständiger akademischer Lehrer und Forscher entwickeln. Wenn jedoch schon die Kriegsjahre in zunehmendem Maße lähmend auf die Arbeitsmöglichkeiten gewirkt hatten, so traf HANS KURON mit

dem Zusammenbruch ein hartes Los. Er verlor den Lehrstuhl und konnte sich mit den Bedingungen der Sowjetzone nicht abfinden. Nachdem er eine unverständliche Demütigung erfahren mußte und jahrelang als „freier Wissenschaftler“ sein Brot verdient hatte, übersiedelte er 1949 nach Westdeutschland, wo er sofort mit der Leitung der Landwirtschaftlichen Untersuchungs- und Forschungsanstalt zu Speyer betraut wurde. Die schweren Jahre bis zu diesem Zeitpunkt haben stark an seiner Gesundheit gezehrt.

1950 folgte H. KURON dem Rufe der Gießener Landwirtschaftlichen Fakultät auf das damalige Extraordinariat für Bodenkunde, welches 1956 in ein Ordinariat mit der Umbenennung des Institutes in „Institut für Bodenkunde und Bodenerhaltung“ umgewandelt wurde. In Gießen konnte sich H. KURON so ganz seinen Neigungen als akademischer Lehrer und Forscher hingeben. Er hat oft hervorgehoben, daß ihm „die Gießener Aufgabe ganz lag“. Hier hat KURON erfolgreich und segensreich bis zu seinem tragischen und viel zu frühen Ende gewirkt. Hier bildete er mit großer Hilfsbereitschaft und intensiver Förderung einen großen Kreis von Schülern aus. Es sind vornehmlich zwei Arbeitsrichtungen, welche das Ziel und den Inhalt seiner Arbeiten und derjenigen seiner Schüler bestimmen. Einmal sind es die Themen der Bodenphysik mit der Erforschung der Aggregatbildung und ihrer Stabilität. Andererseits sind es die Arbeiten über die Bodenerosion mit dem gleichzeitigen Ziele der „Bodenerhaltung“. In diese Gruppe gehören zugleich Arbeiten über den Wasserhaushalt und die Melioration, insbesondere der Marschböden. In beiden Richtungen kann H. KURON als Repräsentant der deutschen Bodenforschung bezeichnet werden. Insgesamt liegen aus seinem Forscherleben 100 Publikationen vor.

Mit seinen Arbeiten fand KURON in fast allen Kulturländern der Welt Anerkennung. Im Verkehr mit den ausländischen Kollegen sowie bei seinen Vorträgen auf Kongressen kam KURON seine geradezu geniale Sprachbegabung zugute, die er allerdings konsequent „pflegte“, indem er noch als reifer Professor zahlreiche Sprachen erlernte. So hat KURON Vorträge in acht Sprachen halten können. Nicht zuletzt seine Sprachkenntnis ermöglichte es KURON, spezielle Arbeiten über Probleme der Bodenforschung anderer Länder und insbesondere derjenigen des Ostens durchzuführen oder bei seinen Schülern anzuleiten. Innerhalb der von ihm geleiteten Sektion „Bodenkunde“ des „Instituts für kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung“ ließ er Grundfragen der Bodenbildung und der Bodennutzung kontinentaler und subtropischer Gebiete bearbeiten. Viele von uns erinnern sich noch der eindrucksvollen Rektoratsrede über die verhängnisvolle falsche Nutzung großer Bodengebiete der Erdoberfläche, die zu katastrophalen Erscheinungen der Erosion und teilweise zur völligen Verkarstung weiter Gebiete führte. Durch seine Beschäftigung mit den Sprachen verfügte KURON über einen seltenen Wissensschatz der Kulturgeschichte der entsprechenden Länder.

H. KURON hat sein vielseitiges Wissen der Förderung seiner Universität und darüber hinaus der Allgemeinheit zur Verfügung ge-

stellt, obwohl er sich darüber klar war, daß die zusätzliche Belastung seiner Gesundheit gefährlich werden könnte. In der Zeit von 1956 bis 1958 versah er zweimal das Amt des Dekans der Landwirtschaftlichen Fakultät. Unmittelbar im Anschluß daran wurde KURON für das Amtsjahr 1959/60 mit dem höchsten akademischen Amt des Rector magnificus betraut. Im Amtsjahr 1960/61 versah er das Amt des Prorektors. Die akademischen Ämter hat der Verstorbene mit großer Gewissenhaftigkeit geführt. Eine Hauptaufgabe sah er in der von ihm frühzeitig als notwendig erkannten Bauplanung der Universität. Die heute verfolgte Konzeption entspricht in den Grundlinien in vieler Hinsicht seinen Vorschlägen. Ein besonderes Verdienst erwarb sich KURON als Initiator und bisheriger Organisator sowie als Vorsitzender der zuständigen Senatskommission des 1960 gegründeten Instituts für Landwirtschaft, Veterinärmedizin und Ernährung in den Tropen und Subtropen. Von dem Erfolg der wissenschaftlichen Förderung der Entwicklungsländer war er überzeugt.

Über 10 Jahre war H. KURON Vizepräsident der Deutschen Bodenkundlichen Gesellschaft und zugleich Vorsitzender der Sektion Bodenphysik und zeitweise auch der Sektion Bodentechnologie. Der Verstorbene war Obmann der Sektion Bodenerosion im Kuratorium für Kulturbauwesen. Ferner war er Präsident der Kommission für Landerosion in der I. A. S. H. (International Association of Scientific Hydrology) in der I. U. G. G. (International Union of Geodesy and Geophysics). Er war wissenschaftlicher Beirat des Ausschusses zur Agrarstrukturverbesserung des Landes Hessen (A. V. A.) und ebenso wissenschaftlicher Beirat beim Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit (B. M. Z.), ferner Mitglied der Interparlamentarischen Arbeitsgemeinschaft des Bundestages und Mitglied des Ausschusses für Naturschutz und Landschaftspflege Rheinland. Professor KURON war in seiner Gießener Zeit Mitglied der Gießener Hochschulgesellschaft und ebenso Mitglied der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, Sektion Naturwissenschaften.

HANS KURON war ein hochgebildeter und feingeistiger Mensch tiefer Lebensreife, der stets mehr war als er schien. Seine bescheidene Zurückhaltung, ja seine gewisse Verschlossenheit sind nicht selten falsch verstanden worden. Scharfe Auseinandersetzungen schätzte er nicht, verständnisvollen Diskussionen war er aufgeschlossen. Seine Zielstrebigkeit und konsequente Verfolgung seiner wissenschaftlichen Pläne haben jeden beindruckt, der ihm näherstand. Alle Freunde, Kollegen und Schüler, die um ihn trauern, wissen, daß er seine wissenschaftliche Ernte nur zum Teil einbringen konnte. Sie fühlen deshalb die Verpflichtung, seine Ideen fortzusetzen, oder die Fortführung der Arbeiten zu fördern. Auf diese Weise können wir alle wohl am besten dem Verstorbenen ein dauerndes Gedenken bewahren.

Über die experimentellen Grundlagen der genetischen Minerallagerstättenforschung

Es sind fast 60 Jahre vergangen *), seit an der Gießener Universität zum letzten Male ein Mineraloge die Ehre hatte, Rektor zu sein. Es war REINHARD BRAUNS, der als Ordinarius für Mineralogie und Geologie von 1895 bis 1904 eine für die Gießener Mineralogie ungewöhnlich segensreiche Tätigkeit entfaltete. Im Jahre des Beginns der Wirksamkeit BRAUNS' in Gießen entdeckte WILHELM CONRAD RÖNTGEN in Würzburg die Röntgenstrahlen. Andere wesentliche Entdeckungen der Physik, Chemie und Physikalischen Chemie lagen erst kurz zurück oder schlummerten noch im Schoße der Zukunft. Aber bereits 1896 erschien die *Chemische Mineralogie* von REINHARD BRAUNS. In diesem Werk gelang es ihm als erstem, die grundlegend neuen Erkenntnisse der Chemie und Physikalischen Chemie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts der Mineralogie nutzbar zu machen. BRAUNS gab damit der experimentell-synthetischen Forschungsrichtung in einem entscheidenden Augenblick einen neuen Impuls zu einer noch heute andauernden Entwicklung.

Unverändert gilt auch für die Mineralogie, was HERMANN VOGEL-SANG (1867) vortrefflich formuliert hat: „Endziel aller Naturwissenschaft ist und bleibt die alte Philosophenfrage nach dem Ursprung der Dinge, nach den Bedingungen ihres Daseins und nach den Ursachen ihrer Eigentümlichkeiten . . . Eine Naturwissenschaft, welche auf genetische Studien verzichtet, hört auf, Wissenschaft zu sein.“

Zur Genetik in der Biologie und Medizin, welche die Entwicklungsgeschichte des Organisch-Lebendigen umfaßt, tritt die Genetik des Anorganischen, d. h. die Entwicklungsgeschichte des Anorganisch-Leblosen auf der Erde und im Kosmos. Ihr widmen sich Mineralogie, Geologie und Geophysik, freilich auf ganz verschiedenen, methodischen Wegen. So erscheint uns der Mineraloge als Historiker der Erde. Sein Untersuchungsgebiet bildet die Erdrinde als Gesamtheit der sie aufbauenden Lagerstätten und ihrer Minerale. Sein letztes Forschungsziel ist die Entschleierung ihrer Bildungsgeschichte vom Augenblick ihrer Entstehung an bis zur Gegenwart.

Dem genetisch wirksamen Faktor Zeit kann der Mineraloge nur dadurch begegnen, daß er die genetische Deutung der Lagerstätten älterer Formationen insofern in die Gegenwart projiziert, als deren genetische Vorgänge prinzipiell nur an analogen, sich in der Jetztzeit abspielenden Prozessen studiert werden können. Diese zeitliche Kluft läßt sich glücklicherweise dadurch erfolgreich überbrücken, daß in der Regel sowohl technische Herstellungsverfahren als auch natürliche Mineral- oder Lagerstätten-bildende Prozesse ihren Produkten mehr oder weniger deutliche Spuren aufprägen, die ihrer Ent-

*) Vortrag anlässlich der Rektoratsübergabe am 17. November 1962.

stehungsweise kongruent sind und welche analytisch ermittelt werden können.

Diese Kriterien reduzieren die zur Auswahl stehenden, möglichen Entstehungsprozesse soweit, daß zur wahrscheinlichsten genetischen Deutung nur wenige verbleiben, im Idealfall nur einer. So war und ist auch in der Zukunft Mineralogie durch ihre Genetik eine beschreibende Wissenschaft. Die zentrale Bedeutung der mineralogischen Genetik geht daraus hervor, daß alles, was an Forschungsarbeit geleistet wird, ihr unmittelbar oder mittelbar dienstbar sein muß, wenn sie mineralogische Forschung heißen will.

Noch ist aber eine weitere Frage zu klären: Dürfen wir denn überhaupt so ohne weiteres die Ergebnisse der gegenwärtigen Erforschung Lagerstätten-erzeugender Prozesse auf die genetische Deutung erdgeschichtlich älterer Lagerstätten übertragen? Die Antwort fand darauf 1833 der Engländer CHARLES LYELL in seinem als „Aktualitätsprinzip“ von den erdgeschichtlichen Wissenschaften übernommenen Leitsatz; er lautet übersetzt: „Nur auf der Erde als natürlich bekannte Kräfte dürfen als wirksam angenommen werden, keine Wirkungen außer denen, deren Ursachen bekannt sind, und keine außergewöhnlichen Ereignisse behauptet werden, um eine normale Erscheinung zu erklären.“ LYELL (1833) sprach das Aktualitätsprinzip als erster aus, doch bestimmte es schon weitgehend die erdgeschichtliche Forschung seiner und der ihm vorausgegangenen Generation. Es ist implizit bereits enthalten in den Arbeiten des Deutschen KARL v. HOFF und des Engländers JAMES HUTTON um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert.

Das Aktualitätsprinzip hat seit LYELL mannigfaltige Formulierungen gefunden. Mir scheint, bezogen auf die Mineral- und Lagerstätten-Genetik, folgende Fassung richtig zu sein: „Die Mineral- und Lagerstätten-bildenden Prozesse waren zu allen Zeiten den Gesetzen der Physikalischen Chemie und Physik unterworfen. Ihnen zuwiderlaufende Annahmen sind falsch.“

So beruht die mineralogische Genetik auf zwei Forschungsbereichen, die auf Grund des Aktualitätsprinzips miteinander verknüpft werden dürfen: Die Bestimmung der Form, des Inhalts und des Mineralgefüges der Lagerstätten einerseits und die Erforschung der sie erzeugenden Prozesse andererseits.

Die Bestimmung der Lagerstätten-Eigenschaften erfolgt nach recht heterogenen Verfahren, die sich aber insgesamt als experimentell-analytische Methodik zusammenfassen lassen. Sie beginnen mit der Feldbeobachtung und Kartierung der Ausdehnungs- und Verbandsverhältnisse der Lagerstätten relativ zur Nachbarschaft. Es folgt die polarisationsmikroskopische Untersuchung der aufbauenden Minerale und ihres Gefüges. Nicht fehlen darf die chemische Analyse. In neuerer Zeit treten die röntgenographische und, sofern erforderlich, elektronenoptische Methoden zur Verfeinerung und Sicherung der Diagnose hinzu.

Das Studium der mineral- und lagerstättenbildenden Vorgänge ist, wie wir bereits gesehen haben, prinzipiell auf die Beobachtung

solcher Prozesse beschränkt, die sich in der Gegenwart auf der Erde abspielen. Am nächsten liegt die Beobachtung von Vorgängen, die in der Jetztzeit zur Bildung von Minerallagerstätten führen. Einer zweiten Kategorie gehören die großtechnischen Prozesse an, die, zum größten Teil ungewollt, zu genetisch interessanten Synthesen von Mineralen und Mineralvergesellschaftungen führen. Schließlich folgen als dritte Gruppe die experimentell-synthetischen Forschungen, die aus der künstlichen Herstellung von Mineralen und Mineralvergesellschaftungen den Weg zur genetischen Deutung eröffnen.

Am deutlichsten demonstrieren uns die Produkte des rezenten Vulkanismus das Prinzip der genetischen Deutung erdgeschichtlich älterer Lagerstätten. Vor unserem Auge spielt sich die Förderung von Laven, Aschen, Bimssteinen und anderen Produkten aus tätigen Vulkanen ab. Das Studium der aus ihnen hervorgehenden Gesteine macht uns die Vulkanite älterer Formationen kenntlich. Auch die in der Gegenwart zu beobachtende Bildung von Schottern, Breccien, Sanden und Tonen läßt uns tiefer in die Genesis der älteren, sedimentären Lagerstätten eindringen.

Ganz anders ist eine zweite, ergiebige, lagerstättengenetische Informationsquelle beschaffen. Es gibt viele technische Prozesse, z. B. in der Hüttentechnik, auf den Gebieten der Schlackenverwertung und des Salinenwesens, die in der Vergangenheit und heute, meistens unbeabsichtigt, zur künstlichen Bildung von Mineralen und Mineralvergesellschaftungen geführt haben. Trotz, oder gerade wegen dieser Zufälligkeit waren sie von großem genetischem Wert und zum Teil für die spätere gezielte experimentelle Synthese richtungweisend.

Ein für uns Gießener interessantes Beispiel mag für viele andere sprechen. JUSTUS v. LIEBIG gelang 1825 als erstem die Beobachtung des künstlichen Kalisalz-Mineral Carnallit, das sich in großen Kristallen reichlich in den Sammelkästen der Saline von Bad Salzhäusen aus der Mutterlauge gebildet hatte.

Ein überaus fruchtbarer Weg eröffnete sich der mineral- und lagerstättengenetischen Forschung in der experimentellen Synthese von Mineralen und Gesteinen. Ein einfaches Beispiel mag dies erläutern: 1880 gelang es den französischen Forschern J. FOUQUÉ und A. MICHEL-LEVY durch Abkühlung einer aus Chemikalien äquivalent gemischten Schmelze nach 96stündiger, gestufter Abkühlung ein Erstarrungsprodukt zu gewinnen, welches nach qualitativem und quantitativem Mineralinhalt sowie seinem Mineralgefüge dem natürlichen Gestein Leucitphrit vollkommen ähnelte. Leucitphrit ist ein vulkanisches, alkalibasaltisches Ergußgestein, welches unter den historischen und prähistorischen Laven des Vesuvs und der mediterranen Vulkanprovinz ebenso verbreitet ist wie etwa unter den vulkanischen Gesteinen des Kaiserstuhls und anderer Vulkangebiete.

Prinzipiell wird durch eine solche Synthese im Laboratorium ein Weg ermittelt, auf welchem sich die Minerale oder Vergesellschaftungen von Mineralen in der Natur gebildet haben können. Ob dieser Weg von der Natur wirklich beschrritten worden ist, lassen die Kriterien erkennen, welche die analytische Prüfung der Naturvor-

kommen ergeben kann. Im Falle der vulkanischen Gesteine steht das synthetische Experiment gleichwertig neben der in der Gegenwart möglichen Naturbeobachtung. Das synthetische Experiment gewinnt aber dort für die genetische Deutung sehr an Wert, wo es sich um Lagerstätten handelt, deren natürliche Bildung niemals beobachtbar war oder sein wird. Es sind dies die plutonischen und die metamorphen Minerallagerstätten. Die von FOUQUÉ, MICHEL-LEVY und anderen durchgeführten Mineralsynthesen zielten darauf, die Minerale und Gesteine durch ad hoc angesetzte Versuche künstlich zu erhalten. Ich bezeichne daher diese erste Verfahrensweise der experimentellen Mineralsynthese als die empirisch-präparative Methodik.

Der erste, der auf die Idee kam, Gesteine künstlich herzustellen, um damit erdgeschichtliche Hypothesen zu stützen, war um 1800 der Engländer Sir JAMES HALL. Ihm gebührt die Ehre, den experimentell-synthetischen Zweig der Mineralogie ins Leben gerufen zu haben. Bezeichnenderweise geschah das im gleichen Zeitraum, in welchem das Aktualitätsprinzip konzipiert wurde. Aber auch HALL hatte es nicht leicht, sich mit seinen Gedanken und Experimenten durchzusetzen.

HALLS Lehrer und späterer Freund war der große Engländer JAMES HUTTON, dem die Welt im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts die Lehre von der plutonischen Bildung der Granite, Diorite und artverwandter Tiefengesteine verdankt. HUTTON hatte auch den Gedanken geäußert, daß der allgemein als Marmor bekannte, kristallin-körnige Kalkstein durch den Einfluß höherer Temperaturen und erhöhter Drucke auf ursprünglich dichte, sedimentär gebildete Kalksteine entstehe.

Schon seit 1790 drängte ihn HALL, diese für die Genetik der metamorphen Minerallagerstätten grundlegende Hypothese durch Experimente zu stützen. Aber HUTTON war, vielleicht aus der instinktiven Abneigung des ausschließlichen Naturbeobachters und daher im Laboratorium Ungewandten heraus, ablehnend. Er erließ sogar gegen die synthetisch-experimentierenden Erdgeschichtler ein heftiges, ärgerliches Verdikt, das übersetzt lautet: „Es gibt da oberflächlich denkende Menschen, die, ohne wirklich zu erkennen, was sie sehen können, glauben, die Regionen der Erde zu kennen, welche niemals dem Auge eines Menschen zugänglich sind, und welche sich das große Geschehen im Mineralreich deshalb zu beurteilen unterstehen, weil sie ein Feuerchen entzündet und auf den Boden eines Tiegelchens geblickt haben“ (GEIKIE 1905).

Sir JAMES HALL ließ sich dadurch jedoch nicht abhalten. Er entzündete dieses Feuerchen und blickte auf den Boden eines Graphittiegelchens, vorsichtshalber aber erst, und solches soll wohl auch noch heute vorkommen, nach dem 1798 erfolgten Tode seines Lehrers und Freundes HUTTON. Schon 1798 veröffentlichte Sir JAMES HALL seine *Experiments on whinstone and lava*. Sie enthalten die Ergebnisse von Schmelz- und Abkühlungsversuchen mit vulkanischen Gesteinen, darunter Laven des Vesuvus und Ätna. Je nach den Ab-

kühlungsgeschwindigkeiten erhielt er den natürlichen Gesteinen ähnliche Gläser und kristalline Produkte. Am 31. März 1801 gelang HALL durch Erhitzen unter Druck die Umwandlung sedimentären, dichten Kalksteins und Kreidekalks in kristallin-körnige, marmor-ähnliche Produkte.

Das Echo auf HALLS bahnbrechende Arbeiten kam erst spät und zögernd. Zwanzig Jahre erfolgte zunächst nichts. Erst das Jahr 1823 leitete langsam eine Periode einer etwas gesteigerten mineralsynthetischen Tätigkeit ein, die sich bis 1837 erstreckt. Wenn die während dieser 14 Jahre geglückten Synthesen auch eine nur geringe Anzahl darstellen, so beweisen die mit ihnen verbundenen Namen, daß die mineralsynthetischen Probleme die ersten Geister jener Zeit wohl zu interessieren vermochten. Neben den Deutschen EILHARD MITSCHERLICH, GUSTAV ROSE und FRIEDRICH WÖHLER stehen die Franzosen JOSEPH LOUIS GAY-LUSSAC und BERTHIER.

Etwa 1845 setzte eine stürmische Entwicklung der Mineralsynthese ein, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts einen ersten Höhepunkt erreicht und sich bis zur Jahrhundertwende erstreckt. Das von den Franzosen F. FOUQUÉ und A. MICHEL-LEVY 1882 herausgegebene Werk *Synthèse des Minéraux et des Roches* berichtet von 147 nach 383 Verfahren geglückten Mineral-Synthesen, die zu etwa 84 Prozent von französischen und 12 Prozent von deutschen Forschern stammen, während die restlichen 4 Prozent sich auf Amerikaner, Engländer, Holländer, Österreicher, Schweizer und Norweger aufteilen. Zu dem dominierenden französischen Anteil haben beigetragen: BECQUEREL, BOURGEOIS, DAUBRÉE, DEBRAY, DUROCHER, EBELMEN, FOUQUÉ, FRÉMY, FRIEDEL, HAUTEFEUILLE, MARGOTTET, MEUNIER, MICHEL-LEVY, CHARLES und HENRI SAINTE CLAIRE-DEVILLE, SARASIN, DE SÉNARMONT und VERNEUIL, um nur die bekanntesten Namen zu nennen. Auch der meist in anderem Zusammenhang bekannte LOUIS PASTEUR ist hier mehrfach verzeichnet. Der verhältnismäßig geringe deutsche Anteil an der Mineralsynthese des 19. Jahrhunderts dürfte darin seine Begründung finden, daß eben in dieser Zeit die Einführung des Polarisationsmikroskops in die Mineralogie vorwiegend von Deutschland ausging. An der Wiege der Polarisationsmikroskopie standen die allesamt im Jahre 1832 geborenen Deutschen HARRY ROSENBUSCH, HERMANN VOGELSANG und FERDINAND ZIRKEL.

Der Ausbau und die Anwendung der mikroskopischen Methodik führte zu einer außerordentlichen Vertiefung der Kenntnisse von den Eigenschaften der Minerale, der Zusammensetzung und des Gefüges der Minerallagerstätten. Was Wunder, daß die Überzahl der Mineralogen Deutschlands und anderer Länder sich diesem, damals jüngsten und interessantesten Zweig der Mineralogie zuwandten, der zudem schneller und leichter zu wissenschaftlichen Lorbeeren führte, als die mühevolle, präparative Mineralsynthese. Dieser Stolz des seine erfolgreiche analytische Methode besonders liebenden Forschers mag FERDINAND ZIRKEL noch 1866 die nachfolgenden, feinen Spott verratenden Sätze in den Mund gelegt haben, in denen das HUTTONSche Unbehagen über die experimentierenden

Erdgeschichtler noch nach einem dreiviertel Jahrhundert nachzuklingen scheint: „Derjenige scheint noch erst in den Vorhallen der Wissenschaft zu stehen, welcher noch nicht zu der Überzeugung gelangt ist, daß die Natur im Großen unter ganz anderen Bedingungen und Verhältnissen . . . auch ganz andere Produkte zu erzeugen vermag, als der Chemiker in seinem Laboratorium.“

Doch die Erfolge der unbeirrt weiterarbeitenden, in erdrückender Überzahl französischen Mineralsynthetiker vermochten 1881 auch bereits FERDINAND ZIRKEL zu einem gerechten Urteil zu veranlassen, das als beste Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen der Mineralsynthese im 19. Jahrhundert gelten kann: „Es darf nicht versäumt werden zu betonen, daß das Mikroskop auch der experimentierenden Geologie mit nicht geringem Nutzen zur Seite gestanden hat, indem es die getreue, materielle und strukturelle Übereinstimmung der künstlich im Laboratorium erhaltenen Produkte mit den natürlichen Gebilden nachwies und so deren Nachahmung als in der Tat gelungen glaubhaft macht.

Gerade die letzten Jahre haben auf diesem Gebiete, welches, Dutzenden lang als unfruchtbar und öde geltend, fast gemieden wurde, die erstaunswerten und für immer denkwürdigen Resultate von FOUQUÉ und MICHEL-LEVY zu verzeichnen, welche dem alten Ruhm der experimentierenden französischen Forscher neuen Glanz hinzufügten . . . Sie hatten das beneidenswerte Glück, so eine Menge, gerade für die Felsarten wichtigen Mineralien zu erzeugen, verschiedene Feldspate, Augit, Leucit, Nephelin Granat . . . Ja, es ist ihnen darauf auch gelungen, unter Bedingungen, deren Vorhandensein in der Natur keineswegs bestritten werden kann, sogar ganz typische Gesteinsmassen als Erstarrungsprodukte künstlicher Schmelzmassen zu erhalten, Augitandesit, Leucittephrit, leibhaftigen Basalt, dieselben mikroskopischen Gemengteile und dasselbe Gefüge aufweisend, wie jene Felsarten, die aus der unermeßlichen unterirdischen Werkstatt herstammen.“

Das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts schenkte der physikalisch-chemischen Forschung eine Reihe von fundamentalen Entdeckungen. Ihre Übertragung auf die Mineralogie — des Verdienstes REINHARD BRAUNS' hieran haben wir eingangs bereits gedacht — bewirkte auf großen Gebieten der Mineralsynthese die Aufwärtsentwicklung der bisher empirisch-präparativ gehandhabten zur streng physikalisch-chemischen Methodik. Als besonders fruchtbar erwies sich neben dem 1867 entdeckten chemischen Massenwirkungsgesetz das 1874 von dem Amerikaner JOHN WILLIARD GIBBS gefundene und formulierte Phasengesetz. Dieses ermöglichte erst, die Gleichgewichtszustände kristallisierender, hochtemperierter Schmelzen, wässriger oder organischer Lösungen qualitativ zu überschauen. Das Phasengesetz stellt die Art und Anzahl der aus Schmelzen oder Lösungen ausgeschiedenen Kristallarten in Zusammenhang mit den Kristallisations-Temperaturen und -Drucken und der chemischen Zusammensetzung der ursprünglichen Schmelzen bzw. Lösungen. Zudem sagt

das Phasengesetz aus über die Kristallisationsfolge in polynären Schmelzen u. a. m.

Der große Wert des Phasengesetzes für die mineralogische Genetik wird sofort daran erkennbar, daß es sich bei Mineral- und Lagerstättenbildungen fast ausschließlich um Kristallisationsprozesse aus Schmelzen und Lösungen handelt. Dafür hat uns kein Geringerer als JACOBUS HENRICUS VAN'T HOFF ein klassisches Beispiel gegeben. VAN'T HOFF, mit knapp 28 Jahren ordentlicher Professor für Chemie, Mineralogie und Geologie an der soeben gegründeten Universität Amsterdam, seit 1896 Professor für Chemie an der Universität Berlin, wurde 1901 der erste Nobelpreisträger für Chemie neben Röntgen als erstem Nobelpreisträger für Physik.

VAN'T HOFF schuf in zwölfjähriger physikalisch-chemischer Forschung, unterstützt von etwa 30 Mitarbeitern, die wesentlichen experimentellen und theoretischen Grundlagen für die genetische Deutung und Bildung mariner Salzlagerstätten (VAN'T HOFF 1905). Er verfolgte die Methode, zunächst an einfachen Salz-Wasser-Systemen die Kristallisations-Gleichgewichte bei genau bekannten Konzentrationen und Temperaturen zu studieren. Danach variierte er die Anzahl der in der Lösung befindlichen Salze, deren Konzentrationen und Temperaturen. So ließ sich schließlich das Kristallisationsverhalten einer beliebigen Salzlösung beim Eindampfen unter bestimmten Bedingungen voraussagen und das Verdampfen des Meerwassers als Sonderfall darstellen. Damit gelang VAN'T HOFF als erstem in großen Zügen die Lösung des genetischen Problems der Bildung mariner Salzlagerstätten, namentlich unserer deutschen Salzlagerstätten des Zechsteins und Tertiärs.

Aber nicht nur in Deutschland erhielt die physikalisch-chemische Mineralogie und damit die Lagerstätten-genetik am Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts entscheidende Impulse. Im Jahre 1901 nahm das Geophysikalische Laboratorium des CARNEGIE-Institutes in Washington seine Arbeit auf. Seitdem bildet die physikalisch-chemische und besonders die phasentheoretische Erforschung mineral- und lagerstätten-genetischer wichtiger Systeme, vor allem der Silikate und Sulfide, den Kern des Arbeitsprogrammes dieses Instituts. Es war in Würdigung der Kostspieligkeit der experimentellen Studien in der chemischen Mineralogie für das Geophysikalische Institut in Washington ein Glück, von vornherein durch die CARNEGIE-Stiftung mit Sachmitteln und Mitarbeitern großzügig ausgestattet zu sein.

Ähnlich wie die empirisch präparative Mineralsynthese in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die unbestrittene Domäne der französischen Forscher war, verlagerte sich nunmehr der Schwerpunkt der physikalisch-chemischen Mineralsynthese nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Ohne die Fülle der in den vergangenen Jahren dort errungenen experimentellen Ergebnisse wären die seitdem verzeichneten Fortschritte auf dem Gebiet der mineralogischen Genetik undenkbar. Die hochtemperierten, silikatischen Schmelzsysteme und ihre Kristallisations-Gleichgewichte bei Atmosphären-

druck waren Forschungsobjekt der physikalisch-chemischen Mineralogie in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts bis etwa zum Beginn des Zweiten Weltkrieges. So gelangten wir zur fundierten, experimentellen Grundlage des genetischen Verständnisses der Art und des Verlaufes der magmatischen Kristallisationen, die bei der Bildung der oberflächen- und tiefenvulkanischen Minerallagerstätten der wesentliche Vorgang sind.

Es würde bedeuten, die historische Wahrheit zu fälschen, wollte man behaupten, daß die Wissenschaftler an den Instituten der deutschen Universitäten und Hochschulen, und unter diesen besonders die der mineralogischen Institute, jemals hätten in Geld waten können. Dennoch dürfen wir nach VAN'T HOFF auch im 20. Jahrhundert einen angemessenen deutschen Anteil an den Fortschritten der physikalisch-chemischen Mineralogie verzeichnen. Dies verdanken wir vorwiegend drei Mineralogen.

Zunächst ist der gebürtige Holländer HENDRIK E. BOEKE zu nennen. Auf ihn gehen neben wertvollen theoretischen und experimentellen Spezialarbeiten die erste, heute noch aktuelle Darstellung der experimentellen Grundlagen der physikalisch-chemischen Mineralogie auf phasentheoretischer Grundlage zurück (BOEKE 1915). — Die Werke des Schweizers PAUL NIGGLI (1920, 1923, 1937) verdienen deshalb besondere Hervorhebung, weil er, die heutige Entwicklung voraussehend, auch den Einfluß und die Wirksamkeit leichtflüchtiger Substanzen auf das Kristallisationsgeschehen in sonst aus schwerflüchtigen Substanzen bestehenden Systemen mit einbezog. Allerdings mußte NIGGLI notgedrungen deshalb mehr auf theoretischem Gebiet verbleiben und wählte seine Beispiele unter Mischungen aus schwer- und leichtflüchtigen, organischen Substanzen aus, weil nur diese bei dem damaligen Stand der Experimentalltechnik, namentlich hinsichtlich der Systemdrucke, beherrschbar waren.

In VAN'T HOFFS Monographie über die *Bildung ozeanischer Salz-lagerstätten* finden wir bereits zweimal einen jungen Mineralogen zitiert, dessen wissenschaftliches Erstlingswerk (1907) zum Kristallisationsverhalten binärer Salzgemische Wesentliches auszusagen wußte. Mit dieser Veröffentlichung begann RICHARD NACKENS Wirken auf dem Gebiet der experimentellen, physikalisch-chemischen Mineralogie. Dieses führte in der Forschertätigkeit eines halben Jahrhunderts zu einer Fülle von experimentellen und theoretischen Ergebnissen. NACKENS Arbeiten an Systemen von Salz-Phosphat- und Silikat-Mineralen, über physikalisch-chemische Probleme des Kristallwachstums in Schmelzen und Lösungen sowie die Konstitution und das Abbinden hydraulischer Mörtel haben die Begründung und Entwicklung der physikalisch-chemischen Mineralogie in Deutschland fundamental gefördert¹⁾.

¹⁾ Während der akademischen Feier des Rektoratswechsels an der Justus Liebig-Universität am 17. 11. 1963 wurde die Ehrenpromotion des Herrn Professor Dr. phil. RICHARD NACKEN zum Dr. rer. nat. h. c. der Gießener Naturwissenschaftlich-Philosophischen Fakultät verkündet.

NACKEN war es auch, der zusammen mit seinen Frankfurter Mitarbeitern zu Beginn des Zweiten Weltkrieges die experimentelle Erforschung hydrothermalen Systeme einleitete. Es handelt sich hierbei um das Studium der Reaktionen hochtemperierten Wassers ohne und mit Zusätzen, mit Quarz, Silikaten, Sulfaten, Karbonaten und anderen Mineralen und ihrer Gleichgewichte. Ein erstes Ergebnis dieser Forschungsarbeit waren die experimentellen Grundlagen der Quarz-Synthese, die heute im großtechnischen Stil durchgeführt wird. Dieses Ergebnis hat zum wiederholten Male bewiesen, daß mineralogische Forschungen Veranlassungen zu erheblichen technischen Fortschritten werden können. Wie diese synthetische Züchtung reiner Quarzkristalle, geeignet für Schwingquarze zur Steuerung von Funkwellen, können auch die Produkte anderer Mineralsynthesen an die Stelle erschöpfter Naturvorkommen treten.

Die hydrothermale Forschung ist zur Zeit das aktuelle Thema der experimentellen, physikalisch-chemischen Mineralogie. Sie führt zum genetischen Verständnis der Mineralbildung in metamorphen Lagerstätten. Die Gesteine der kristallinen Grundgebirge, z. B. Gneise, Glimmerschiefer, Phyllite, Quarzite und Marmore, können wir als Vertreter dieser Lagerstättengruppe nennen. Seit HUTTON und HALL sind sie als Gesteine erkannt, die sich aus Sedimentgesteinen, Tonen, Sanden, Sandsteinen und Kalken, oder aus Eruptivgesteinen durch den umwandelnden Einfluß erhöhter Temperaturen und Drucke im Erdinnern bilden können. Die Beteiligung wasserhaltiger Minerale am Aufbau dieser Gesteine im Verein mit anderen Erscheinungen deuten darauf hin, daß Wasser oder wässrige Lösungen in mehr oder weniger erhitztem Zustand bei diesen Lagerstättenmetamorphosen als umwandelndes Agens wirksam waren. Wie sich diese Um- und Neukristallisationen vollzogen haben können, vermögen analytische Studien erst im Verein mit den Erkenntnissen zu vermitteln, welche sich aus der hydrothermalen Forschung ergeben.

Es gibt ferner eine Reihe von bestimmten Kriterien dafür, daß auch in den tiefen- und oberflächenvulkanischen Schmelzen leichtflüchtige Substanzen gelöst sind. Unter diesen fällt dem Wasser wiederum eine dominierende Rolle zu. Seine Anwesenheit modifiziert die silikatische Hauptkristallisation und ermöglicht erst die einer Destillation gleichkommende Anreicherung einer Reihe von Elementen in hydrothermalen wässrigen Lösungsphasen, die zu einer späteren Lagerstättenbildung von Schwermetallen und selteneren Elementen führen kann.

Dementsprechend umfassen die hydrothermalen Versuche nicht nur die Reaktionen und Gleichgewichte einer erhitzten, wässrigen Lösungsphase mit Mineralen bzw. Kristallen. Auch das Studium des Kristallisationsverhaltens wasserhaltiger Schmelzen anorganischer Substanzen bei hohen Temperaturen ist erforderlich. Dies bedingt mehrere erhebliche Schwierigkeiten: Der Temperaturbereich von etwa 100° C bis hoch über 1000° C hinaus ist naturnotwendig mit hohen bis sehr hohen Wasserdrücken verbunden, die leicht bis zu mehreren tausend Atmosphären betragen können. Auch treten die

kritischen Erscheinungen des Wassers ins Spiel. Hydrothermal experimentieren heißt also Druckgefäße benutzen, deren Herstellung kostspielig und zeitraubend und deren Gebrauch sichtbehindernd und experimentell schwierig ist.

Ich freue mich, hier eine Gießener Arbeit des HANLE-Schülers ALBRECHT FISCHER (1958) hervorheben zu können, der einen Ofen konstruierte, der ein sicheres Arbeiten bis zu 2500°C unter dem Druck eines inerten Gases bis zu 150 Atm. gestattet. Nun haben wir es aber mit Wasser zu tun, welches bei höheren Temperaturen zunehmend chemisch aggressiv wird. Immerhin haben wir im Gießener Mineralogisch-Petrologischen Institut bis zu 600°C und 2100 Atm. sicher experimentiert.

Unsere Arbeiten auf dem Gebiete der genetischen Minerallagerstätten-Lehre beruhen zum Teil noch auf der empirisch-präparativen Methodik. So mußte mein Mitarbeiter R. BLASCHKE (1962) in einer demnächst vorzulegenden Dissertation über die Basalte von Ortenberg im Vogelsberg auf die streng phasentheoretische Behandlung der Probleme verzichten, weil die chemische Zusammensetzung der Basalte dafür einstweilen noch zu kompliziert ist. Durch Wiederaufschmelzung der Basalte und Abkühlung unter variierenden Bedingungen gelang es ihm, bisher als Korrosionswirkung betrachtete, unvollkommene Kristallbegrenzungen als Folge überhasteten Wachstums bei schneller Abkühlung nachzuweisen.

Nach streng physikalisch-chemischer Methodik jedoch erfolgte die experimentelle und theoretische Untersuchung von binären hydrothermalen Systemen von Zimmertemperatur an bis zu 600°C sowie vom Atmosphärendruck an bis zu 2500 Atm. Immerhin gelang uns, nachzuweisen, daß der SiO_2 -Gehalt in hydrothermalen, mit Quarz im Gleichgewicht stehenden wässrigen Mischphasen zwischen 115°C und 620°C und Drucken bis zu 2500 Atm. durch ein thermodynamisch fundiertes Gesetz ausgedrückt werden kann (MOSEBACH 1955, 1957 a, b). Da die Anzahl der zur Nachprüfung dieses Gesetzes geeigneten Systeme bisher gering war, hat mein Mitarbeiter G. STRÜBEL (1962) eine Dissertation vorgelegt, welche die experimentelle Bestimmung der Konzentrationsverhältnisse des Flußspates, Baryts, Cölestins und Anglesits im Wasser zwischen Zimmertemperatur und 600°C sowie Drucken bis 2000 Atm. enthält, dazu die Beeinflussung dieser Konzentrationen durch variierenden NaCl-Zusatz zwischen 20°C und 100°C . Wir haben bereits nachgewiesen, daß auch der CaF_2 -Gehalt der hydrothermalen Mischphase im System CaF_2 (Flußspat)- H_2O durch ein ähnliches Gesetz darstellbar ist (MOSEBACH 1962).

Ich habe mir erlaubt, meine Ausführungen über die experimentellen Grundlagen zur genetischen Erforschung der Minerallagerstätten mit einem kurzen Überblick über den kleinen Ausschnitt unserer Forschungsvorhaben abzuschließen. Daß dies überhaupt möglich war, verdankt die Universität der Leitz-Stiftung, die vor vier Jahren im Zusammenwirken mit dem Lande Hessen und der Universität zur Wiedererrichtung des Lehrstuhles und des Institutes für Minera-

logie und Petrologie geführt hat. Sie verdankt es ferner den Mitgliedern des Vereins der Hessischen Industrie und der Gießener Hochschulgeseilschaft, die dem soeben wiedergegründeten Institut erste Finanzhilfe angedeihen ließen.

Die Hessische Staatsregierung, das Staatsbauamt, die Stadt und Universität Gießen sorgten zudem dafür, daß seit über Jahresfrist ein Institut zur Verfügung steht, welches die Gießener Mineralogen in die Lage versetzt, an der modernsten mineralogischen Forschung angemessen Anteil zu nehmen.

Daß aber neben den Aufgaben, die durch die Einrichtung eines provisorischen Institutes, die Planung des neuen Institutes und die Veranstaltung des akademischen Unterrichtes anfielen, überhaupt noch wissenschaftliche Forschung möglich war, deren erste Ergebnisse bereits vorliegen, beruht neben der selbstverständlichen Pflichterfüllung aller meiner Mitarbeiter auf der kollegialen, selbstverleugnenden Fürsorge, welche die Mineralogie bei allen Mitgliedern der Naturwissenschaftlich-Philosophischen Fakultät gefunden hat. Hierfür an dieser Stelle noch einmal besonders zu danken, ist für mich ein ebenso großes Bedürfnis, wie auch für die verantwortungsbewußten Bemühungen meiner verehrten Herren Kollegen Professor Dr. E. LEHMANN und Professor Dr. S. RÖSCH, die materiellen und ideellen Reste des alten Institutes für eine bessere Zukunft zu retten.

Möge uns dieser Geist der kollegialen, opferbereiten Fürsorge und des verantwortungsbewußten Willens zum Wiederauf- und Ausbau unserer Justus Liebig-Universität auch in der Zukunft erhalten bleiben,

zum Wohle unserer Universität,
zum Wohle unserer akademischen Jugend,
zum Wohle unseres Volkes!

Literaturverzeichnis

1. BLASCHKE, R.: *Zur Petrologie der Basalte von Ortenberg und ihrer Sandsteineinschlüsse*. Diss. Gießen 1962.
2. BOEKE, H. E.: *Grundlagen der physikalisch-chemischen Petrographie*. 428 S. (Gebr. Borntraeger) Berlin 1915.
3. BRAUNS, R.: *Chemische Mineralogie*. 460 S. (Chr. Herm. Tauchnitz) Leipzig 1896.
4. FOUQUÉ, F., u. MICHEL-LEVY, A.: *Synthèse des minéraux et des roches*. 423 S. (G. Masson) Paris 1882.
5. HALL, J.: *Edinb. Roy. Soc. Transact.*, 1801. 65, 347—365.
6. HALL, J.: *Experiments on whinstone and lava, 1797*. — *Edinb. Roy. Soc. Transact.* t V, 1805. — *The Journal of Geology*, 65.
7. VAN'T HOFF, J. H.: *Zur Bildung der ozeanischen Salzablagerungen I, VI*, 85 S. (Vieweg und Sohn) Braunschweig 1905; *II, VI*, 90 S. (Vieweg und Sohn) Braunschweig 1909.

8. HUTTON, J.: *Theory of the earth, or an investigation of the laws in the composition, dissolution and restoration of land upon the globe.* 1 Edit. Edinburgh 1785; 2. Edition: *Theory of the earth with proofs and illustrations in four parts.* Edinburgh 1795.
9. HUTTON, J.: s. b. GEIKIE, A.: *The founders of Geology.* XI, 486 S, S. 318—319, London ²1905.
10. LIEBIG, J.: *Karstens Archiv* 9. S. 316—319, 1826.
11. LYELL, Ch.: *Principles of Geology.* — 1 Ed. London 1833.
12. LYELL, Ch.: *Grundzüge der Geologie.* — Weimar 1842.
13. MOSEBACH, R.: *Die hydrothermale Löslichkeit des Quarzes als heterogenes Gasgleichgewicht.* — *N. Jb. f. Min. Abh.*, 87, S. 351—388, Stuttgart 1955.
14. MOSEBACH, R.: *Zur Technik und Methodik der hydrothermalen Kristallzuchtung.* — *Sprechsaal f. Keramik, Glas, Email*, 90, Coburg 1957.
15. MOSEBACH, R.: *Thermodynamic Behavior of Quarz and other Forms of Silica in Pure Water at elevated Temperatures and Pressures with Condu-sions on their Mechanism of Solution.* — *The Journal of Geology*, 65, S. 347—363, 1957.
16. MOSEBACH, R.: *In Landolt-Börnstein.* Bd. II, Teil 2: *Gleichgewichte außer Schmelzgleichgewichten.* S. 3—295, VI. Auflage (Springer) Berlin, Göttingen, Heidelberg 1962.
17. NACKEN, R.: *Über die Bildung und Umwandlung von Mischkristallen und Doppelsalzen in den binären Systemen der dimorphen Sulfate von Lithium, Natrium, Kalium und Silber.* Diss. Göttingen 1907, *N. Jb. f. Min.* BB. 24, Stuttgart 1907.
18. NACKEN, R.: *Über Langbeinit und Vanthoffit ($K_2SO_4 \cdot 2MgSO_4$ und $3Na_2SO_4 \cdot MgSO_4$)* — *Nachr. d. Ges. d. Wiss. Göttingen, Math. Phys. Kl.* 1—12, Göttingen 1907.
19. NIGGLI, P.: *Die leichtflüchtigen Bestandteile im Magma.* Leipzig 1920.
20. NIGGLI, P.: *Gesteins- und Mineralprovinzen.* I. zusammen mit J. BEGER. (Borntraeger) Berlin 1923
21. NIGGLI, P.: *Das Magma und seine Produkte, unter besonderer Berücksichtigung des Einflusses der leichtflüchtigen Bestandteile.* Leipzig 1937.
22. STRÜBEL, G.: *Quantitative Untersuchungen über die hydrothermale Löslichkeit des Flußspates, Baryts, Cölestins und Anglesits und deren Löslichkeit im Wasser und wässerigen NaCl-Lösungen zwischen 20° C und 100° C.* Diss. Gießen 1962.
23. VOGELANG, H.: *Philosophie der Geologie und mikroskopische Gesteinsstudien.* — 229 S., 10 Taf., (Max Cohen u. Sohn) Bonn 1867.
24. ZIRKEL, F.: *Über die mikroskopische Zusammensetzung und Structur der diesjährigen Larven von Nea Kammeni.* — *N. Jb. f. Min.*, S. 769—787, 1866.
25. ZIRKEL, F.: *Dekanatsrede der Universität Leipzig*, 1881.

Das geologische Erdbild im Wandel der Zeiten

Akademische Feiern *) sind nicht nur der Ausdruck ihres jeweiligen unmittelbaren Anlasses wie des diesjährigen dreihundertsechsfundfünfzigsten Jahrestages der Ludoviciana, sie sind darüber hinaus Ausdruck akademischer Gemeinschaft, die in unseren Universitäten lebt und wirkt trotz aller öffentlichen Diskussion um ihren angeblichen Zerfall. Wie könnte die bei aller notwendigen Spezialisierung vorhandene Gemeinschaft schöner und sinnfälliger dokumentiert werden als in der Tatsache, daß sich lehrende und lernende Glieder unserer Universität, Vertreter staatlicher und geistlicher Institutionen, der Wirtschaft, des gesamten öffentlichen Lebens und ein großer Kreis von Angehörigen und Freunden unserer Alma mater alljährlich zweimal in dieser Aula zusammenfinden, um die in feierlicher Form vorgetragenen Berichte über Entwicklung und Ziele der Universität entgegenzunehmen und sich in den Gedankengängen zu vereinen, die in einem traditionellen Festvortrag erörtert werden.

Den Sinn eines solchen Festvortrages sehe ich daher in erster Linie darin, Probleme eines an unserer Universität gelehrten Faches dieser Festversammlung in der Sprache des gebildeten, aber fachlich nicht vorgebildeten Zeitgenossen nahezubringen und ihn damit am Forschen und Lehren unserer Universität teilhaben zu lassen. Darüber hinaus aber sollte er zu allgemein verbindlichen Bildungswerten vorstoßen, wenn das jeweils zur Erörterung stehende Fach Anspruch darauf erhebt, nicht nur die für unser modernes Leben notwendigen Spezialisten oder Techniker heranzubilden, sondern auch zum Weltbild der Gegenwart beizutragen.

Dieser Gedankengang führte mich zwangsläufig zum Thema des heutigen Vortrages, dessen erkenntnisgeschichtliche Behandlung mir am ehesten Zugang zu zentralen Problemen der Geologie verspricht und darüber hinaus einige Ausblicke auf die Geschichte unseres Geisteslebens gestattet. Hierbei können wir uns auf GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG berufen, der sich in einem seiner boshaften Aphorismen dahin aussprach, daß die geologischen Ansichten des 17. Jahrhunderts zwar keinen Beitrag zur Geschichte der Erde, wohl aber einen sehr merkwürdigen Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes, und zwar seiner Verwirrungen, böten.

Leider müssen wir LICHTENBERG Recht geben, denn zu Zeiten, als die Physik längst ihr klassisches Lehrgebäude errichtet und die Mathematik bis zur Differentialrechnung vorgestoßen war, bewegten sich die Vorstellungen über Bau und Geschichte der Erde noch zwischen rein spekulativen Geogonien, dem mosaikalen Schöpfungs-

*) Festvortrag anlässlich des Jahrestages der Universität, gehalten am 1. Juli 1963. Der äußere Rahmen des Festvortrages ließ eine Erläuterung des Wortes durch das Bild nicht zu. Es ist daher dem Herausgeber besonders zu danken, daß er die Wiedergabe einiger Diagramme und Reproduktionen aus historisch bedeutsamen Schriften ermöglichte.

bericht und ersten tastenden Versuchen, durch Beobachtung zu einer Erkenntnis der Erdgeschichte zu gelangen. Die Ursachen des späten Erscheinens der Geologie als Wissenschaft sind mannigfach und liegen im Wesen dieser Disziplin begründet, die mit naturwissenschaftlichen Methoden einer historischen Fragestellung nachgeht: der Geschichte unseres Erdballes.

Ein Hemmnis für die Entwicklung der Geologie lag offenbar darin begründet, daß der biblische Schöpfungsbericht der Menschheit mit wenigen Ausnahmen bis in die Zeit der Aufklärung genügte und daß damit das Bild der Erde als von Gott geschaffen und im wesentlichen unverändert festgelegt war. Damit war aber zugleich für das Alter der Erde ein Zeitraum abgesteckt, der nur wenige Jahrtausende umfaßte. Seine Überwindung bahnte sich zwar im 18. Jahrhundert an, konnte aber erst durch die Zeitmessung mittels radioaktiver Isotope begründet werden. Denken wir nun daran, daß wir heute die ältesten, reich entfalteten Lebewelten vorzeitlicher Meere auf über 500 Millionen von Jahren datieren können und daß die Veränderungen im Bilde der Erde im allgemeinen so langsam vor sich gehen, daß sie der unmittelbaren Beobachtung nicht zugänglich sind, so wird verständlich, daß der Schritt von dem statischen Bilde einer einmal geschaffenen und seither unveränderten zur Vorstellung einer sich im Laufe der Zeiten formenden und verändernden Erde erst getan werden konnte, nachdem die zeitliche Begrenzung des Vorstellungsvermögens über den mosaischen Schöpfungsbericht hinausgewachsen war.

Ansätze hierzu finden sich zwar schon im klassischen Altertum, wenn etwa HERODOT treffend Ägypten als Anschwemmung des Nils bezeichnet, die dieser in 10 000 oder 20 000 Jahren in eine einstige Meeresbucht geliefert habe.

Auch der seinen Zeitgenossen auf so vielen Gebieten weit voraus-eilende LEONARDO DA VINCI äußerte sich dahingehend, daß die Dokumente der Erde viel älter seien als die schriftlichen Unterlagen.

Aber endgültig vollzog sich der Wandel zur Vorstellung weit über die Größenordnung menschlichen Lebens hinausgehender Zeiträume erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts an (Abb. 1). LECLERC DE BUFFON, der geistvolle Verfasser der *Epoques de la Nature*, versuchte 1743 das Alter der Erde durch Messung der Abkühlungszeit glühender Metallkugeln zu ermitteln und kam hierbei auf den Betrag von 75 000 Jahren, erklärte dann aber, „daß die ungeheure Dauer, die ich von der Bildung der Erde bis zu ihrem jetzigen Zustande errechnet habe, noch nicht hinreichend ist, um alle die großen Werke der Natur zu erklären, deren Bauart uns zeigt, daß sie nur durch eine langsame Folge regelmäßiger und beständiger Bewegungen entstanden sein können“. Er berechnete die Dauer der jüngsten von ihm angenommenen Epochen der Erdentwicklung nach den langsam sich vor seinen Augen vollziehenden Ablagerungsvorgängen im Wasser. Damit benutzte er eine Methode, die bei verfeinerter Kenntnis der Sedimentationsvorgänge um die Wende zum 20. Jahrhundert ein Erdalter von 100 Millionen Jahren glaubhaft sein ließ. Die Grund-

lagen solcher Schätzungen waren aber so unsicher, daß EMANUEL KAYSER noch 1913 in seinem klassischen *Lehrbuch der Geologie* (V. Auflage) feststellen mußte: „Alle bisherigen Versuche, das absolute Alter der Sedimente zu bestimmen . . . müssen als fehlgeschlagen betrachtet werden.“ Den nächsten Schritt erbrachte die Messung des Zerfalls radioaktiver Elemente, die unter dem Schlagwort „Uranuhr“ in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Diese Methode ist ein Geschenk der Chemie und Physik an die Geologie, die lediglich das Material zur Altersbestimmung liefern kann, die Messung selbst den Isotopenchemikern überlassen muß. Neben der Uran-Radium-Blei-Reihe verfügen sie heute über eine ganze Anzahl anderer Zerfallsreihen, deren Meßergebnisse sich im Großen bestätigen. Hiernach liegt der Beginn des Kambriums als der ersten durch Fossilien gut charakterisierten Formation bei rund 600 Millionen Jahren, während die ältesten datierten vorkambrischen Gesteine ein Alter in der Größenordnung von 3 bis 4 Milliarden Jahren besitzen (Abb. 2).

Diese Werte sind selbst für den durch die Inflation von 1923 oder durch Haushaltsberatungen an hohen Zahlen geübten Verstand schwer erfassbar, und es bedarf eines Vergleiches, um die Größenordnung erdgeschichtlicher Zeiträume überhaupt ermessen zu können. Den schönsten hat uns GEORG WAGNER in seiner unübertrefflichen *Erd- und Landschaftsgeschichte* gegeben:

Nehmen wir zum Vergleich mit der Dauer der Erdgeschichte die Spanne von zwei Jahren, so erscheinen die ersten Lebenszeichen nicht vor Ablauf des ersten Jahres. Die Fülle des Lebens, die mit dem Kambrium einsetzt, erscheint um den ersten September des zweiten Jahres, Mitte Oktober betreten die Vierfüßler das Festland. Im letzten Monat, im Dezember, treten die Reptilien den nunmehr aufblühenden Säugern die Herrschaft auf dem Festlande ab, die ersten Menschen erscheinen in der Silvesternacht, der Homo sapiens 7 Minuten vor Mitternacht und den letzten Glockenschlag des zweiten Jahres füllt ein Menschenleben von rund 60 Jahren aus. Unsere eigenen Sorgen versinken in der Unendlichkeit der Zeit.

Absolute Alterszahlen spielen für die Geologie jedoch nicht die Rolle, die man als Außenstehender ihnen vielleicht beimessen möchte. Gewiß, für die jüngste Periode, das Quartär, in der sich die letzten Phasen der Menschheitsentwicklung vollzogen, ist es von höchster Bedeutung, daß man mit Hilfe des Zerfalles radioaktiven Kohlenstoffs Ablagerungen bis zu rund 70 000 Jahren recht genau datieren kann, und für unsere Vorstellungen vom Ablauf der Erd- und Lebensgeschichte sind die absoluten Zahlen von gewisser Bedeutung, ob aber eine kambrische Schicht 600 oder „nur“ 550 Millionen Jahre alt ist, diese Frage verliert in der zeitlichen Ferne an Bedeutung gegenüber der relativen Altersbestimmung mit Mitteln der Geologie und vor allem der Paläontologie. Bevor wir hierauf eingehen, sei jedoch auf ein sehr bemerkenswertes Ergebnis der absoluten Zeitmessung hingewiesen: In der Ihnen aus der Schule sicher noch in wenig freundlicher Erinnerung befindlichen geologischen Zeittafel

wird die Erdgeschichte in die Perioden oder Formationen von Kambrium, Silur, Devon, Karbon usw. eingeteilt. Diese Gliederung war in ihren Hauptzügen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts abgeschlossen und stellt das Ergebnis der Arbeit von nur wenigen Forschergenerationen dar. Legt man nun die heute angesetzten absoluten Alterszahlen der Dauer der einzelnen Perioden in der erdgeschichtlichen Vergangenheit zugrunde, so muß man feststellen, daß diese sich in erstaunlich ähnlicher Größenordnung befinden. Das Kambrium umfaßte etwa 100 Millionen Jahre, der Jura 45 Millionen, die Dauer der übrigen Formationen bewegt sich innerhalb dieser Extreme. Die absoluten Altersbestimmungen haben somit nicht nur die Richtigkeit der relativen Altersfolge bestätigt, sie haben zugleich gezeigt, daß jene Forscher, die vor über hundert Jahren die Erdgeschichte in Perioden einteilten und diese auf Grund ihrer unterschiedlichen Lebewelten voneinander abtrennten, ein erstaunliches Fingerspitzengefühl bei der Wahl ihrer als äquivalente Einheiten angesetzten Perioden besaßen.

Voraussetzung für die Aufstellung einer relativen Zeitskala, an deren Verfeinerung heute noch gearbeitet werden muß, war Kenntnis und richtige Deutung der Versteinerungen als Zeugnissen der sich im Laufe der Zeit entfaltenden Organismenwelt. Sie hat sich nach vielen Irrwegen und gegen Widerstände mannigfachster Art am Ende des 18. Jahrhunderts durchgesetzt. Die Vor- und Frühgeschichte der Paläontologie darf man aber zu den interessantesten und auch amüsantesten Kapiteln in der Historie der Naturwissenschaften zählen, aus dem hier nur wenige Begebenheiten berichtet werden können.

Die Existenz versteinerner, in den Erdgeschichten erhaltener Lebewesen war schon im Altertum bekannt, und sie wurden etwa von XENOPHANES, STRABO und HERODOT richtig gedeutet. Man leitete aus ihrem Vorkommen auf dem Festland sogar einen Wandel von Festland und Meere ab, und wir dürfen annehmen, daß solche Erkenntnisse bis zu einem gewissen Grad in die Allgemeinbildung der Zeitgenossen eingegangen sind, denn sonst könnte man sicher nicht in OVIDS *Metamorphosen* Zeilen wie die folgenden finden:

„Was vor Zeiten noch war ein sicher gegründetes Erdreich
wurde dann Meer, und dem Schoß der Fluten entstiegen die Länder;
Fern vom Gestade der Wogen erscheinen nun glänzende Muscheln.“

Solche frühen Ansätze paläontologischer und paläogeographischer Erkenntnis blieben aber ohne Bedeutung für die Vorstellung der nächsten anderthalb Jahrtausende, die einmal durch die aristotelische Idee einer Urzeugung, zum andern durch die biblische Sintflutlehre geprägt wurden. In konsequenter Fortführung der Vorstellung des ARISTOTELES, daß einfache Organismen spontan im Schlamm erzeugt werden könnten, hielt man die in den Erdschichten gefundenen Organismenreste für gewissermaßen nicht zu vollem Leben erwachte Urzeugungen. Hinzu kam, wohl durch den Einfluß der arabischen Überlieferer aristotelischer Weisheit, die Vorstellung nicht näher

definierbarer Kräfte, die als eine magische vis plastica oder virtus formativa solche Bildungen als Naturspiele geschaffen hätten (Abb. 3 u. 4). HÖLDER hat in seinem schönen Werk über die Geschichte der Geologie und Paläontologie darauf aufmerksam gemacht, daß diese Vorstellungen, ins Christliche übertragen, ihren poetischen Niederschlag im *Mansfeldischen Bergreigen* RINCKHARDS aus dem Jahre 1613 fanden, in dem es heißt:

„Auf Schieffer Gott oft schnitzt und mahlt
Fisch, Menschen und Tiergestalt,
daß man ja schließen soll dabei,
daß er auch allda bei uns sei.“

Noch 1693 wurde ein eiszeitliches Mammutskelett von dem Gothaer Collegium Medicum in barockem Halblatein als ein „mineralisches Gewächs“ erklärt, „welches seinen Ursprung habe von einer fetten und thonichten Erde, zu Latein Marga genannt, und einem mineralischen Wasser, so sich mit derselben genau vermische an dem Ort, wo es coaguliere und in Stein verwandelt werde“.

Wie sehr man in der Erkenntnis der Versteinerungen im Dunkeln tappte, beweist die Tragikomödie des Würzburger Fürstbischöflichen Leibarztes BERINGER, der 1726 in seiner *Lithographia Wirceburgensis* recht grobe Skulpturen von Fröschen, Schnecken, Sternen und ähnlichen Gebilden der wissenschaftlichen Fachwelt zur Beurteilung vorlegte. Es handelte sich um Fälschungen, die zwei seiner Kollegen — ECKHART und RODERIQUE — hatten herstellen und in die von BERINGER besuchten Steinbrüche bzw. Sammlungen einschmuggeln lassen (Abb. 5). Der Betrug wurde jedoch ruchbar, die Angelegenheit gerichtlich verfolgt und aus der Vernehmung eines Beteiligten geht hervor, daß im Eckhartschen Hause „sämtliche ein Gelächter und Freude gehabt, daß Dr. Beringer mit diesen Steinen hintergangen worden, darum auch die gnädige Frau, die das größte Frohlocken drüber verspüren lassen ihm 6 Batzen dessentwegen noch verehrte“. Wie wir sehen, nahmen also schon damals die Ehefrauen regen Anteil an der Berufstätigkeit ihrer Männer!

Zunehmende Kenntnis rezenter Lebewesen, insbesondere auch aus Meeren wärmerer Zonen, bahnte jedoch den Weg zu der Einsicht, daß die Versteinerungen Lebensreste sein müssen, deren Entstehung nun aber in Zusammenhang mit der biblischen Sintflut gebracht, ja von den Bibelinterpreten des Rationalismus geradezu als Kronzeugen für die Realität der Sintflut herangezogen wurden. So bildete sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine von England bis Mitteleuropa herrschende Schule der Diluvianer, deren geistiges Oberhaupt lange Zeit der Züricher Stadtphysikus JOHANN JACOB SCHEUCHZER war. In zahlreichen Werken, deren berühmtestes die *Physica Sacra* von 1731 ist, bildete er eine Fülle versteinelter Pflanzen und Tiere so meisterhaft ab, daß heute ihre Zuweisung zu bestimmten Gattungen und Arten möglich ist, oft sogar ihr Fundort eindeutig festgestellt werden kann (Abb. 6 u. 7). Sie alle sind für SCHLEUCHZER Opfer der Sintflut, und der Fund eines Skelettes in den

Steinbrüchen von Öhningen am Bodensee war für ihn der endgültige Beweis für die Richtigkeit seiner Auffassung, der er nicht nur in Beschreibung, Bild und Interpretation, sondern auch in erbaulichen Versen Ausdruck verlieh:

„Des Unglück-Menschen Rest wird gleichfalls ausgegraben,
Wodurch wir mehren Grund zu der Verschüttung haben,
Betäubtes Beingerüst von einem alten Sünder
Erweiche Stein und Hertz der neuen Bosheits-Kinder.“

CUVIER hat den Scheuchzerschen Menschen später als Riesensalamander erkannt und ihn seinem Erstbeschreiber zu Ehren Andreas Scheuchzeri benannt (Abb. 8).

Ein späterer Diluvianer, der Konsistorial- und Baurat J. E. SILBERSCHLAG, veröffentlichte noch 1780 ein Werk des Titels *Geogonie oder Erklärung der mosaischen Erderschaffung nach physikalischen und mathematischen Grundsätzen*, in welchem er eine Konstruktions-skizze der Arche Noahs vorlegte (Abb. 9), um damit zu beweisen, daß es technisch möglich gewesen sei, die gesamte Lebewelt auf diesem Wege in je einem Paar vor dem Untergang zu retten.

Wenn die Diluvianer in der Deutung der Versteinerungen auch einen Irrweg gingen, so trugen sie doch in hervorragendem Maße zur Sammlung und Beschreibung von Versteinerungen bei und bildeten ihre Funde nicht nur in gelehrten Abhandlungen, sondern auch in populären Büchern „zur Gemüths- und Augenergötzung“ ab. Nach allem dürfen wir annehmen, daß die gebildete Welt des 18. Jahrhunderts an der Diskussion um das Wesen der Versteinerungen sehr viel mehr Anteil nahm als die gegenwärtige an so sensationellen Funden wie die einer Neopilina oder einer Latimeria, die aus der Tiefe der Ozeane als lebende Überbleibsel längst vergangener Tierwelten geborgen werden konnten. Es sei auch nicht vergessen, daß in den fürstlichen Naturalienkabinetten jenes Jahrhunderts der Grundstock zu bedeutenden Sammlungen und Museen gelegt wurde.

Aufsammlung und Beschreibung von versteinerten Überresten vorzeitlicher Lebewesen ist jedoch noch keine Paläontologie. Sie konnte sich erst entfalten, als zwei wesentliche Erkenntnisschritte getan waren: Erstens die Entwicklung einer den natürlichen Verwandtschaftsverhältnissen entsprechenden Systematik, die ausgehend von dem Werke LINNÉs bis in unsere Tage ausgebaut, verfeinert und nach den gleichen Regeln wie in der rezenten Lebewelt auch in der vorzeitlichen angewandt wird. Zweitens in der Erkenntnis des englischen Feldmessers WILLIAM SMITH, der 1796 auf Grund einer umfassenden Kenntnis von Schichtgesteinen in sein Tagebuch eintrug: „Fossilien sind seit langem als große Kuriositäten studiert — dies taten Tausende, die niemals auch nur im geringsten die wundervolle Ordnung und Regelmäßigkeit beachteten, mit der die Natur diese sonderbaren Erzeugnisse verteilt und jeder Klasse ihre besondere Schicht zugewiesen hat“ (Abb. 10). Hiermit hatte SMITH als erster erkannt, daß sich die Erdschichten durch ihren Fossilinhalt charakterisieren lassen, und damit den Ausgangspunkt für die Entwicklung

jener Methode gegeben, die wir als *Biostratigraphie* bezeichnen und die uns allein Licht in das Dunkel der Erdgeschichte gewiesen hat und eine zeitliche Ordnung der erdgeschichtlichen Vorgänge gestattet. Mit zunehmender Kenntnis fossiler Organismen und mit Ausdehnung ihrer Anwendungsmöglichkeiten auf mikroskopisch kleine Formen wie Foraminiferen, Ostrakoden, Flagellaten, Pollen und Sporen oder die in ihrer systematischen Stellung noch völlig unbekanntem Conodonten ist die Biostratigraphie von eminenter praktischer Bedeutung bei der Suche nach Kohle- und Erdöllagerstätten geworden, so daß ihre Anwendung heute aus dem Rüstzeug des Geologen nicht wegzudenken ist. So ist es kein Zufall, daß selbst in Deutschland im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte an nahezu allen Universitäten der Paläontologie eigene Lehrstühle eingeräumt wurden, und wir dürfen hoffen, daß dies zu gegebener Zeit auch an unserer Alma mater möglich sein wird.

Wenn die Paläontologie als Lehre der vorzeitlichen Lebewelten auch aus der Geologie hervorgegangen ist, für sie wichtigste Grundlagenwissenschaft darstellt und durch die Verbindung von Fossil mit seinem Gesteinsverband auch immer engstens mit ihr verbunden bleiben wird, so hat sie ihre letzte Begründung doch erst aus der Biologie erfahren und ist selbst ein Teil der Biologischen Wissenschaften, und zwar ihr historischer Zweig. Ihre Begründung erfuhr die Paläontologie in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts durch die Abstammungslehre, und was sie den zumeist von der Betrachtung gegenwärtiger Organismen kommenden Vätern der Abstammungslehre verdankte, hat sie ihnen vielfältig an Erkenntnissen zurückerstattet: Die Paläontologie hat uns den Entwicklungsgang zahlreicher Organismengruppen im Laufe der 600 Millionen Jahre seit Beginn des Kambriums aufgezeigt. Was ohne sie Abstraktion aus morphologischem Vergleich hätte bleiben müssen, ist urkundlich in zahllosen Fällen belegt. Unter den Wirbellosen kennen wir Entwicklungsreihen von Korallen, Brachiopoden, Schnecken, Muscheln und insbesondere den hochdifferenzierten Cephalopoden, die erstmalig im Oberkambrium in einer sehr einfachen, winzig kleinen gekammerten Röhre belegt sind, sich zu Beginn des Silurs in den Nautiliden explosiv entfalten, vom Devon an mit dem Stamm der Ammoniten immer reicher und komplizierter gebaute Schalen entwickeln, am Ende der Trias bis auf eine Familie erlöschen, um in Jura und Kreide nochmals aus dieser einen Familie heraus sich zu ungeheurer Formenfülle zu entwickeln und mit Beginn des Tertiärs auszusterben. Oder nehmen Sie die uns vielleicht noch näher liegende Entwicklung der Wirbeltiere, die sich im Silur erstmalig mit abenteuerlich gestalteten Fischen einstellten, im Devon mit den ersten Amphibien das Festland eroberten, im Mittelalter der Erdgeschichte als Saurier das Festland beherrschten und von dorthier einmal in den Ichthyosauriern wieder zum Meeresleben zurückkehrten, zum andern als Flugsaurier sich die Luft eroberten.

Klein und wenig differenziert blieben daneben die ersten Ansätze zu den Säugetieren, die wir von der Trias an kennen, die jedoch erst

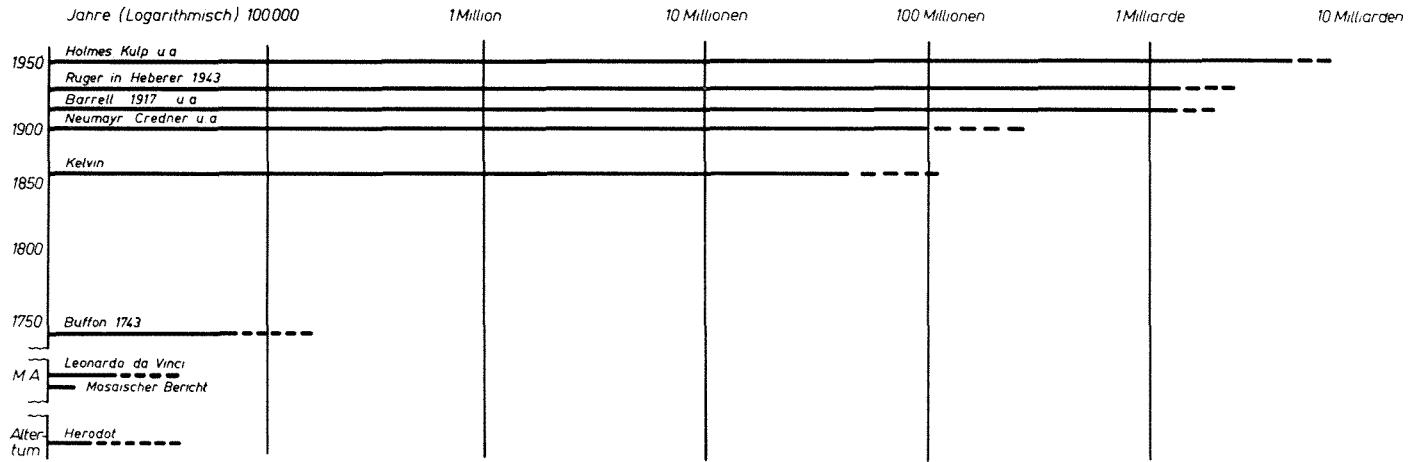


Abb. 1

Die Vorstellung von der absoluten Dauer der Erdgeschichte im Wandel der Zeiten. Die Größe der mittels radioaktiver Zerfallsreihen ermittelten Zeiträume macht logarithmische Darstellung erforderlich.

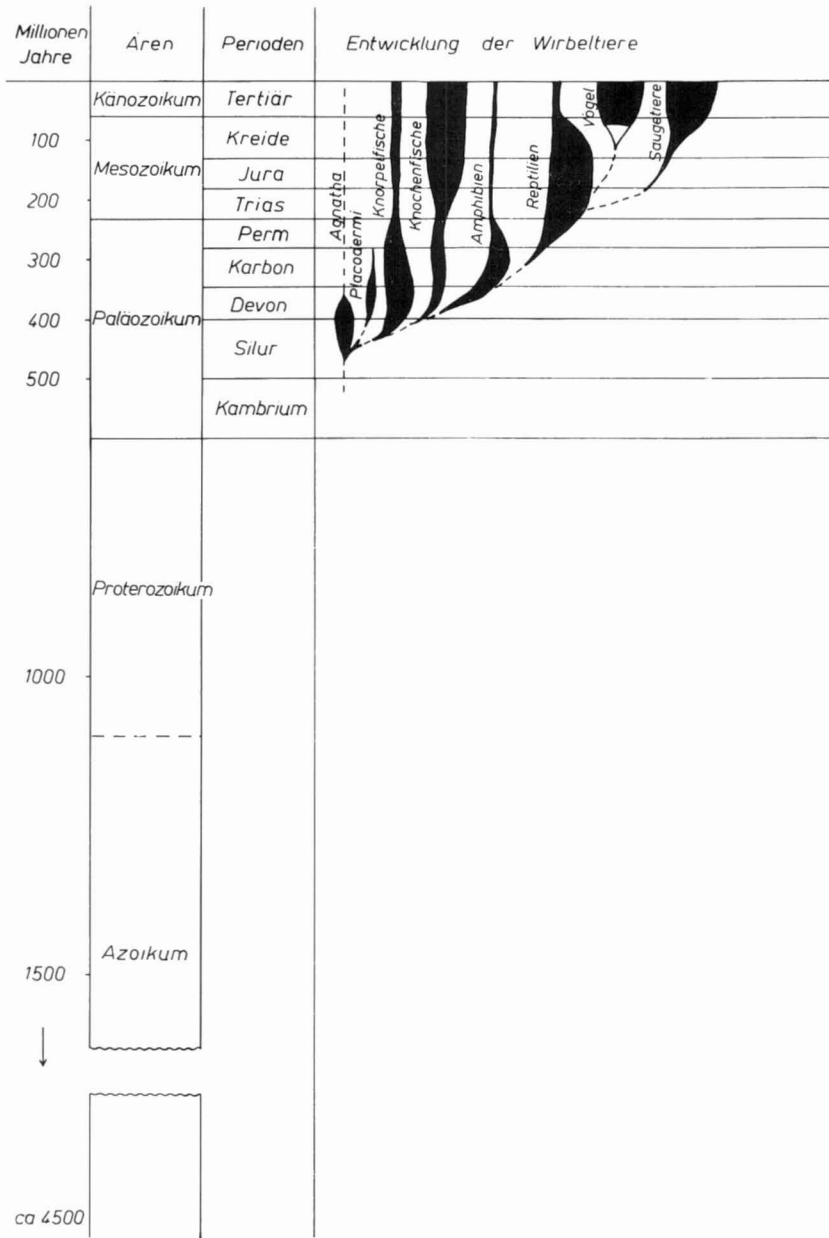


Abb. 2

Absolute Zeitrechnung, Gliederung der Erdgeschichte und Entwicklung der Wirbeltiere.



Abb. 3

Titelblatt aus KARL NIKOLAUS LANGS (1670—1741) *Historia Lapidum Figuratorum Helvetiæ*, in welcher Versteinerungen als Naturspiele dargestellt werden.

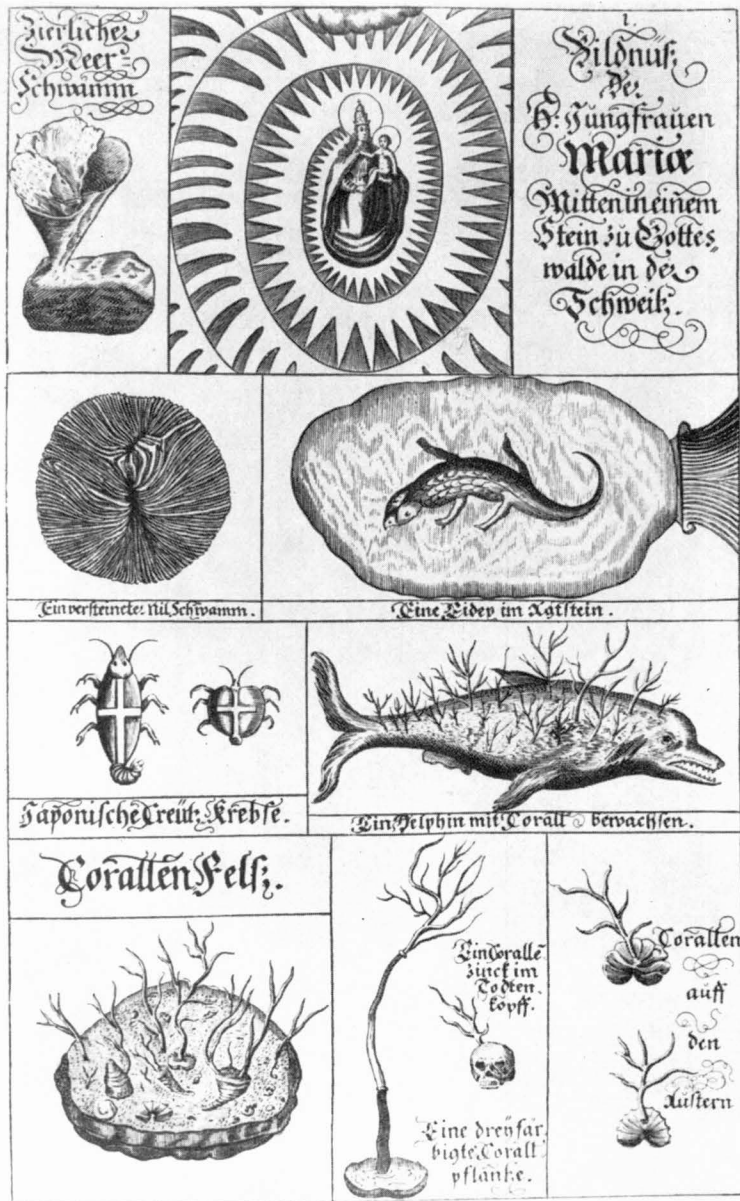


Abb. 4

Versteinerungen und andere bemerkenswerte Naturgebilde.
Nach FRANCIS' Lustgarten, 1668.



Abb. 5

BERINGERS sogenannte Lügensteine. Nr. 1—5 Originale zu seiner *Lithographia Wirceburgensis* von 1726. Nach KIRCHNER 1935.

Kupfer = Bibel/
In welcher
Die
PHYSICA SACRA,

Oder
Betheiligte
Natur = Wissenschaft

Der
In Heil. Schrift vorkommenden
Natürlichen Sachen,

Deutlich erklärt und bewährt
Von
JOH. JACOB SCHEUCHZER,
Med. D. Prof. in Lyceo Tigurino, Academiae Imper. Naturae Cu-
riator. LEOPOLDINO - CAROLINÆ Adjuncto, & Socco,
Regg. Anglicæ & Prussicæ Membro.

Und
Zur Erläuterung und Zierde des Wercks
In
Künstlichen Kupfer = Tafeln

Ausgegeben und verlegt
Durch
Johann Andreas Bessel,
Kaysertlichen Hof = Kupferstecher in Augspurg.

Erste Abtheilung

Von
TAB. I — CLXXIV.
Samt Vorbericht und Verzeichnis der Auctorum, &c.

Augspurg und Alm /
Gedruckt bey Christian Ulrich Wagner, 1731.

Abb. 6

Titelblatt zu Band I der *Physica Sacra* von JOH. JACOB SCHEUCHZER. Nach einem im Besitz des Geologisch-Paläontologischen Institutes der Justus Liebig-Universität befindlichen Original.

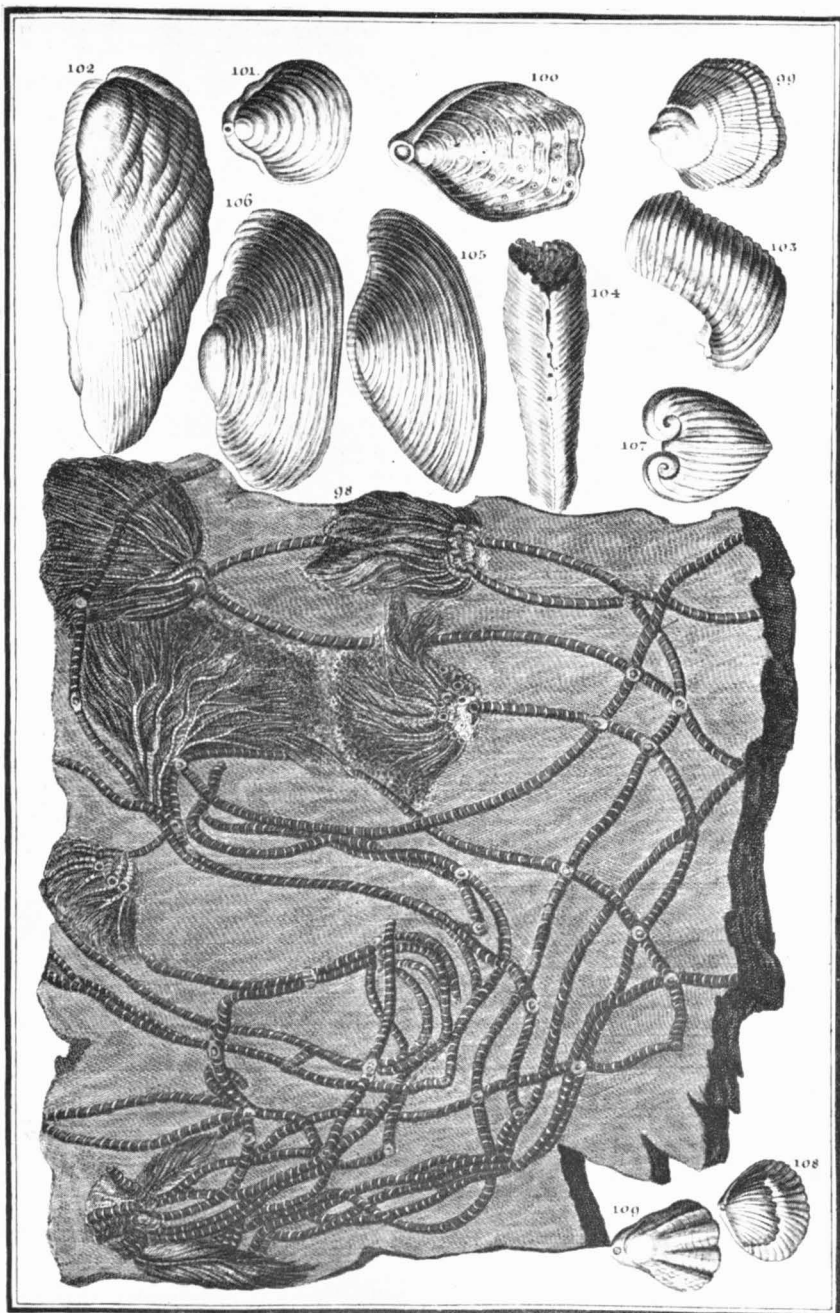


Abb. 7

Muscheln, Brachiopoden und eine Seelilienplatte aus SCHEUCHZERS *Physica Sacra*.

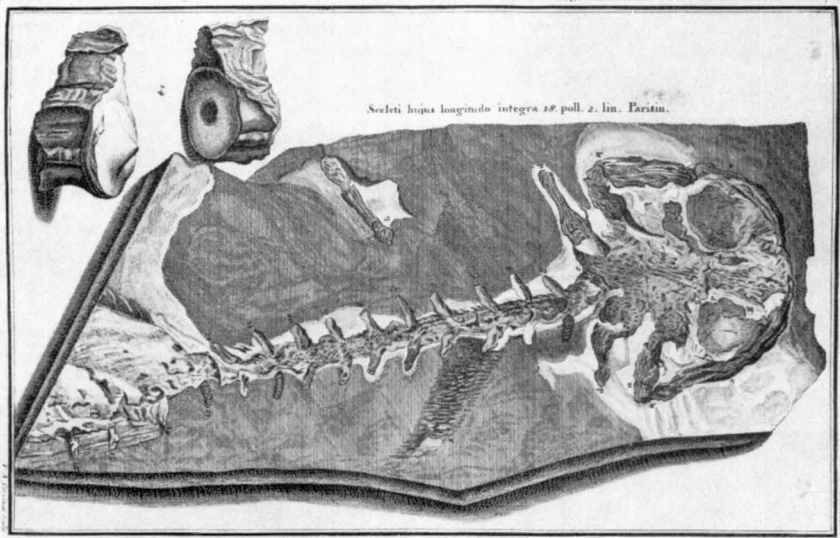


Abb. 8

SCHUCHZERS Abbildungen des Öhninger Riesensalamanders, „das Bengerüst eines verruchten Menschenkindes, um dessen Sünde willen das Unglück über die Welt hereingebrochen“.

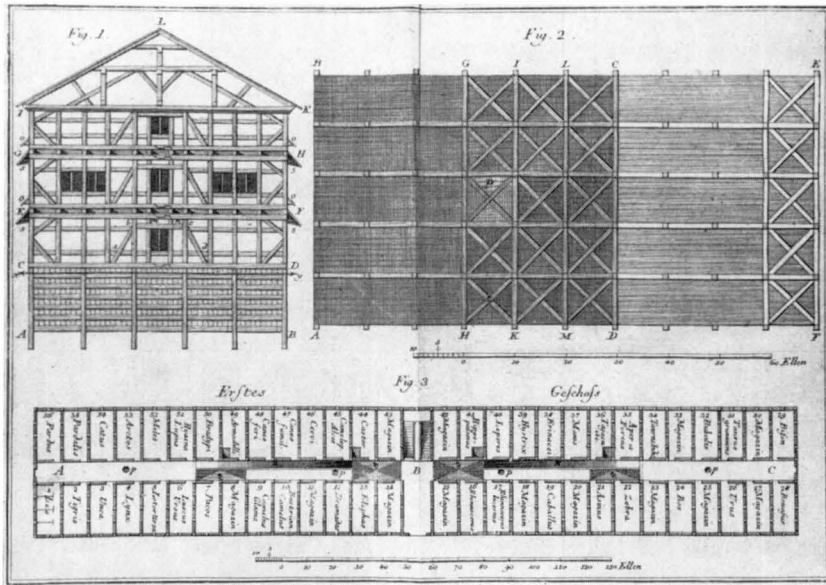


Abb. 9

Rekonstruktionsskizze der Arche Noahs in JOHANN ESAIAS SILBERSCHLAGS *Geogonie oder Erklärung der mosaischen Erdschöpfung nach physikalischen und mathematischen Grundsätzen*, Berlin 1780.

SECTION OF STRATA, - NORTH WILTS.

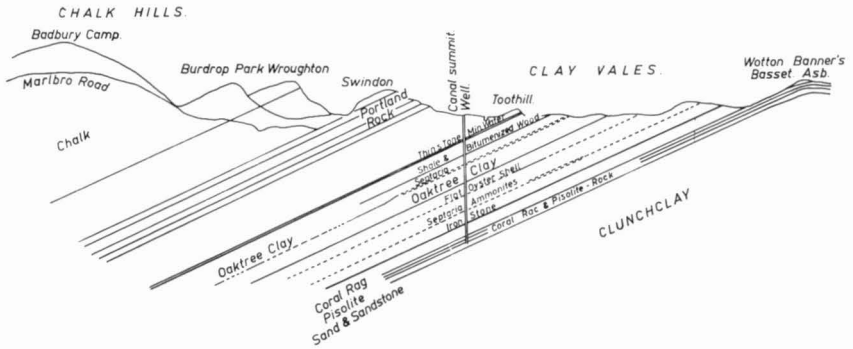


Abb. 10

WILLIAM SMITHS Schichtprofil durch Nord-Wales, das er auf Grund seiner Kenntnis der Lagerungsverhältnisse und des Fossilinhaltes aufgestellt hatte. Umgezeichnet nach HAARMANN 1942.

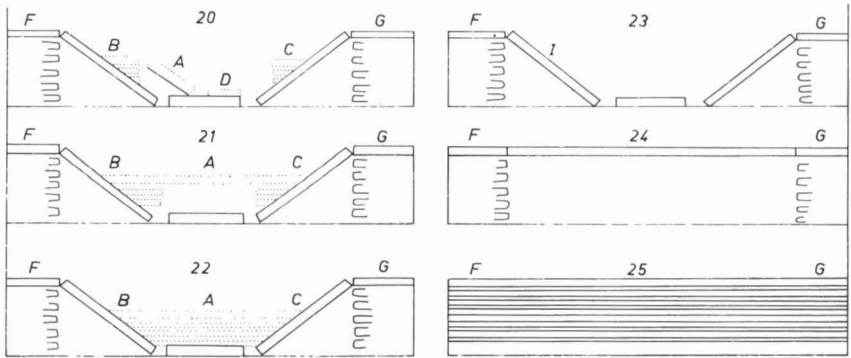


Abb. 11

STENOS Profile zur Erdgeschichte der Toscana. Umgezeichnet nach BECKSMANN 1939.

nach Ende der Saurierzeit im Tertiär zur Entfaltung kamen und aus deren Schoß sich auch der Stamm des Hominiden und damit unser eigenes Sein entwickelte.

„Erst merkwürdig spät“, schreibt VON KOENIGSWALD 1955, „hat der Mensch in seinem Drange nach Erkenntnis die Erde, auf der er steht, mit seinen Fragen belästigt. Und die Antwort, die er auf die Frage: Woher komme ich, wer ist der Mensch? erhielt, hat ihn zwar um einige Illusionen ärmer gemacht, ihm aber dafür das Wissen um seine Vergangenheit erschlossen, die gewaltiger ist, als er es je hat träumen können. Denn es zeigt sich, daß die Geschichte des Lebens auch seine Geschichte ist und daß er, der sich einzigartig und isoliert wähnte, durch Tausende Bande mit dem Lebendigen organisch verknüpft ist.“

Es will scheinen, als ob dies Wissen um die Vergangenheit und die Entwicklung der Lebewelt einschließlich des Menschen so gewaltig ist, daß es sich der Assimilierung zur Allgemeinbildung unserer Mitwelt entzieht, und es ist eine Ironie der Geschichte, daß die Vorstellungen, welche die Diluvianer auf ihrem Irrwege in der Erkenntnis entwickelten, offenbar allgemeines Bildungsgut ihrer Zeit waren, während man es heute als eine Ausnahme freudig vermerkt, wenn man in einem zeitgenössischen Roman eine so treffende und zugleich schöne Darstellung der Stammesgeschichte findet wie die folgende:

„Im Kambrium — so nennen wir die unterste Erdschicht, die tiefste Formation der paläozoischen Periode — steht es um die Pflanzenwelt freilich noch dürftig: Seetange, Algen, weiter kommt noch nichts vor, — das Leben stammt aus dem Salzwasser, dem warmen Urmeer, müssen Sie wissen. Aber das Tierreich ist da sofort nicht nur durch einzellige Urtiere, sondern durch Hohltiere, Würmer, Stachelhäuter, Gliederfüßler vertreten, das will sagen: durch sämtliche Stämme mit Ausnahme der Wirbeltiere. Es scheint, von den fünfhundertfünfzig Millionen Jahren hat es keine fünfzig gedauert, bis die ersten Vertebraten aus dem Wasser an Land gingen, von dem damals schon einiges bloßlag. Und dann ist es mit der Evolution, der Aufspaltung der Arten dermaßen vorgegangen, daß nach bloßen zweihundertfünfzig weiteren Jahrillionen die ganze Arche Noah einschließlich der Reptilien da war, — nur die Vögel und Säugetiere standen noch aus. Und das alles vermöge der einen Idee, die die Natur in anfänglichen Zeiten faßte und mit der zu arbeiten sie bis hin zum Menschen nicht abgesehen hat.

Ich bitte recht sehr, mir dieselbe zu nennen!

Oh, es ist nur die Idee des Zellenzusammenlebens, nur der Einfall, das glasig-schleimige Klümpchen des Urwesens, des Elementarorganismus nicht allein zu lassen, sondern, anfangs aus wenigen davon, dann aus Abermillionen, übergeordnete Lebensgebilde, Vielzeller, Großindividuen, herzustellen, sie Fleisch und Blut bilden zu lassen.“

Soweit THOMAS MANN'S Professor Kukuk bei seinem Gespräch mit Marquis Venosta, alias Felix Krull.

Haben wir hiermit das Ergebnis des organischen Zweiges unserer Wissenschaft in der Sprache des Schriftstellers ausgedrückt, so ist es viel schwieriger, Ziele und Ergebnisse der rein geologischen Forschung in Kürze zu umreißen. Hierbei meine ich nicht ihre praktischen Ergebnisse für die Bereitstellung nutzbarer Lagerstätten, für die immer schwieriger werdende Versorgung der Menschheit mit dem notwendigen Trink- und Gebrauchswasser oder die Bedeutung bei der Gründung großer Bauwerke und der Anlage moderner Autobahnen, vielmehr meine ich den Teil der Geologie, der uns das heutige Bild unserer Erde mit ihren Gebirgen und Tiefländern, ihren Ozeanen und Inselketten als etwas Gewordenes verstehen gelehrt hat und der als *Erdgeschichte* der Menschheitsgeschichte zur Seite zu stellen ist. Erste Ansätze zur Analyse der Geschichte der Erde oder einzelner Landschaften finden wir bei dem großen dänischen Gelehrten NICOLAUS STENO, der in die Geschichte der Medizin als Entdecker des ductus stonianus eingegangen ist. Unter dem Titel *De solido intra solidum naturaliter conteno dissertationis prodromus* veröffentlichte er 1669 eine erstaunlich modern anmutende geologische Beschreibung der Toscana, in der erstmalig aus den Lagerungsverhältnissen der Erdschichten die erdgeschichtliche Entwicklung einer Landschaft abgeleitet wurde (Abb. 11). STENOS Schrift blieb seinen Zeitgenossen nahezu unbekannt, und erst anderthalb Jahrhunderte später hat die sich langsam entfaltende Geologie den Kenntnisstand erreicht, zu dem STENO bereits vorausgeeilt war.

Nur einer seiner Zeitgenossen scheint vermocht haben, ihm zu folgen: GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ, der einer geplanten Geschichte des Wolfenhauses und seines Landes eine erdgeschichtliche Einleitung voranzustellen beabsichtigte, „denn“, so schreibt er, „von großen Dingen ist auch geringe Kenntnis wertvoll. Wer daher vom ältesten Zustand unseres Landes beginnen will, muß auch etwas über das erste Aussehen der Erde und über die Natur und den Inhalt des Bodens sagen . . . Wenn wir aber unsere Absicht auch nicht ganz erreichen, so werden wir doch wenigstens durch ein Beispiel nützen: Denn wenn nur jeder in seiner Gegend seine Wißbegier beisteuert, so wird man leichter die allgemeinen Ursprünge erkennen.“

Von diesem, als *Protogäa* bezeichneten Werke ist zu LEIBNIZ' Lebzeiten 1693 nur ein Auszug erschienen, erst nach seinem Tode wurden vollständige Ausgaben des lateinischen Textes und Übersetzungen veröffentlicht, die letzte besonders wertvolle zweisprachige Ausgabe 1949 durch den derzeitigen Tübinger Mineralogen W. VON ENGELHARDT. In mehrfacher Hinsicht scheint mir LEIBNIZ' *Protogäa* auch heute noch lesenswert: Einmal wegen der Fülle treffender Beobachtungen über die Erdgeschichten und ihren organischen Inhalt, die LEIBNIZ gegen alle Irrlehren seiner Zeit als erdgeschichtliche Dokumente deutet, wobei er sich ausdrücklich auf STENO beruft. Zweitens in der intuitiven Empfehlung von Untersuchungsmethoden, die erst im 18. Jahrhundert Anwendung fanden, z. T. aber auch heute noch in ihren Anwendungen auf geologische Probleme in den Anfängen stehen. So sagt er: „Ich wünschte auch, daß man bei dieser

Untersuchung die Mikroskope anwendete, mit denen der gescheite und sorgfältige LEEWENHOEK, der Delfter Philosoph, so viel erreichte, daß ich mich oft ärgere über die menschliche Faulheit, die nicht die Augen zu öffnen und von einer schon fertigen Wissenschaft Besitz zu ergreifen geruht. Denn wären wir klug, so hätte jener schon viele Nachahmer.“

Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts fand die Mikroskopie Eingang in die Erforschung der Erde und ihrer Gesteine und führte dann sehr bald zur Blüte der klassischen Petrographie, die durch die Namen ZIRKEL und ROSENBUSCH belegt werden kann. In die Geologie hat das Mikroskop erst sehr viel später Eingang gefunden, und ich entsinne mich sehr wohl jener seltenen, ärchäisch anmutenden Instrumente, die in der Zeit meiner Studienjahre meist leicht verstaubt in einem Schrank der Institute standen.

Hat die Petrographie auf dem von LEIBNIZ empfohlenen Wege durch das Mikroskop ihr beschreibendes Lehrgebäude errichten können, so ist der nächste Schritt zur Kenntnis der Genese stark befruchtet worden durch das Experiment, insbesondere an silikatischen Schmelzen. Auch den Erkenntnisweg durch das Experiment hat LEIBNIZ erkannt und empfohlen, wenn er schreibt: „Ich glaube, daß der einen Preis für seine Mühe verdienen wird, der die aus der unterirdischen Tiefe geborgenen Schöpfungen der Natur mit den Früchten der Laboratorien (so nämlich nennt man die Werkstätten der Chemiker) sorgfältiger vergleichen wird, da sich sehr oft eine wunderbare Ähnlichkeit zwischen den natürlichen und künstlichen Dingen zeigt.“ In der Tat hat sich das Experiment auch in der Geologie als höchst wertvolles Erkenntnismittel erwiesen, doch müssen wir es uns versagen, hierauf näher einzugehen.

Der entscheidende erkenntnisgeschichtliche Schritt scheint mir aber der zu sein, daß LEIBNIZ die *E r d g e s c h i c h t e* als solche sieht und sie nicht im Sinne der unzähligen Kosmogonien seiner Zeit spekulativ entwickelt, sondern aus den in der Erde enthaltenen Dokumenten abzulesen versucht. Hierbei ist ihm völlig bewußt, daß er erste tastende Schritte geht, denn er schreibt: „Mag diese Theorie über das Kindesalter unserer Erde auch durchaus glaubhaft sein, und mag sie auch die Samen zu einer neuen Wissenschaft enthalten, die man Natur-Geographie nennen kann, so wollen wir hier doch lieber nur zu vermuten als Sichereres zu behaupten wagen, wenn auch die heiligen Denkmäler dafür sprechen, so wollen wir das Urteil darüber doch denen überlassen, die das Recht haben, sie zu deuten. Auch wenn die Spuren der alten Welt im heutigen Bild der Dinge damit übereinstimmen, so werden doch unsere Nachkommen alles besser bestimmen können, wenn die Wißbegierde der Menschen so weit fortgeschritten sein wird, daß man die durch die Landschaften sich erstreckenden Arten und Schichten des Erdbodens beschreibt.“

Nun, auf dem hier aufgezeigten Wege ist die Wißbegierde tatsächlich ein gutes Stück auf dem Wege zur Erkenntnis vorangeschritten. Wenn es auch heute noch weiße Flecken auf der geologischen Karte der Erde gibt, so dürfen wir ihren Aufbau in den Grundzügen als

bekannt betrachten. Insbesondere ist uns naturgemäß der geologische Aufbau und die Erdgeschichte Europas vertraut, doch kann es auch hier noch zu Überraschungen kommen wie in einem völligen Umbruch von der Vorstellung des Baues der Alpen, der sich gegenwärtig vollzieht. Und selbst in einem von mehreren Forschergenerationen durchwühlten Gebiet wie dem vor unserer Türe liegenden Schiefergebirge erbringt die Anwendung verfeinerter Methoden neue Erkenntnisse und manche grundlegend neue Vorstellung von Schichtfolge und Bau. Dies sind aber doch Einzelheiten, für den Fachmann von größtem Interesse, für unsere Gesamtvorstellung vom geologischen Bilde der Erde oder bestimmter Gebiete von untergeordneter Bedeutung. Entscheidend scheint mir hier vielmehr zu sein, daß wir in der Lage sind, dieses im Sinne der ersten Ansätze von STENO und LEIBNIZ auf Grund der in der Erde überlieferten Dokumente als das Ergebnis langfristiger und gesetzmäßiger Entwicklungen zu erkennen und daß wir sehr wohl die Frage zu beantworten vermögen, warum ist diese Landschaft so beschaffen und jene anders. Lassen Sie mich dieses am Beispiel des Ihnen aus eigener Anschauung und aus dem Kartenbild vertrauten Raume Deutschlands erläutern:

Die Norddeutsche Tiefebene ist seit dem Perm, also seit rund 250 Millionen Jahren, ein Senkungsgebiet, in das immer wieder vom Atlantik oder Skandik her das Meer vorstieß und seine Sedimente ablagerte. Ost- und Nordsee sind also keineswegs gegenwärtige Zufallsformen, sondern haben ihre Vorläufer im Quartär, im Tertiär, in der Kreide usw. Ihre Oberflächenformen verdankt die Norddeutsche Tiefebene dagegen im wesentlichen den eiszeitlichen Gletschern und ihren Schmelzwässern, die von Skandinavien her auch in eben dieses Senkungsfeld vorstießen und dort ihre Schuttmassen hinterlassen konnten. Die reichen Lagerstätten des Untergrundes — Erdöl, Kalisalze, Braunkohlen und Eisenerze — sind aus den Sedimenten dieses Raumes hervorgegangen, seien es marine oder brackische Faulschlamme, die das Erdölmuttergestein darstellen, seien es Eindampfungssedimente randlicher Meeresbecken, welche die Kalilagerstätten bildeten.

Ganz anders die Geschichte unserer Mittelgebirge, etwa des Harzes oder des Rheinischen Schiefergebirges, das wir als Beispiel heranziehen wollen. Sein Gesteinsmaterial entstammt größtenteils dem Devon und wurde vor 300 bis 400 Millionen von Jahren am Grunde eines Meeres abgelagert, das zu jener Zeit den Boden Mitteleuropas bedeckte. Als Zeugnis dieses Meeres mögen Sie beim Herausgehen die Marmorsäulen in der Eingangshalle unserer Universität mit ihren wundervoll erhaltenen Korallen, Stromatoporen und Brachiopoden betrachten. Untermeerische Vulkane förderten Aschen und Laven, die uns als Diabase oder Tuffe entgegenreten, und heiße Lösungen oder Dämpfe brachten reichlich Eisenionen an den Meeresgrund, wo sie zu den Roteisensteinen niedergeschlagen wurden, die jahrhundertlang die Grundlage des heimischen Erzbergbaues lieferten.

Im Karbon wurden diese mannigfaltigen Ablagerungen intensiv gefaltet, verschuppt und aus dem einstigen Meeresbecken zu einem

Gebirgsland emporgehoben, das im Gegensatz zum Norddeutschen Tiefland in der Folgezeit überwiegend Festland blieb. Sein Schicksal können wir vor allem im Tertiär, d. h. während der letzten 60 Millionen Jahre, wieder genauer verfolgen.

Unter tropischem Klima bildeten sich mächtige Verwitterungsdecken aus, die als kaolinisierte Schiefer oder umlagerte Tone den wirtschaftlich bedeutsamen Rohstoff der heimischen keramischen Industrie liefern. In flachen Becken entstanden Moore, aus denen die Braunkohlenlager des Westerwaldes, der hessischen Senke oder der Rhön wurden. Man wird sich die Landschaft des Tertiärs als eine flachwellige Festebene vorstellen müssen, deren Überreste auf den Höhen des Westerwaldes oder in den weiten Flächen des Krodorfer Forstes noch erhalten sind. Doch werden sie heute vom Rhein und seinen Nebenflüssen in oft steilen Tälern und Schluchten zerschnitten und aufgelöst, weil sich das Schiefergebirge in einer jüngsten Entwicklungsphase, etwa seit Ausgang des Tertiärs, als Block herausgehoben hat und nun auch infolge anderer Klimabedingungen die flächenhafte Abtragung und Einebnung durch eine mehr lineare Erosion abgelöst wurde, durch deren Wirkung überhaupt erst das Landschaftsbild des Gebirges geprägt wird.

Als drittes und letztes Beispiel sei das Oberrheintal genannt. Wie ist es zur Bildung dieser im Landschafts- und Kartenbild so auffälligen Struktur gekommen, die offenbar wie ein Fremdkörper Mitteleuropa durchschlägt? Hier handelt es sich um sehr tief in die Erdkruste hineinreichende Spalten, die sich nicht nur auf den eigentlichen Oberrheintalgraben beschränken, sondern nach Süden bis in das Rhônetal und an das Mittelmeer, nach Norden über die hessische Senke, den Graben des Leinetales und Tiefenstrukturen Norddeutschlands bis in den Oslofjord und an den Mjösensee zu verfolgen sind. Sicher schon im Paläozoikum angelegt, war diese Schwächezone der Erdkruste lange Zeit latent, und erst vom Beginn des Tertiärs an können wir verfolgen, wie sich der Rheintalgraben schrittweise einsenkt und die Gebirge an den Flanken heraussteigen, so daß sich hier die Kruste vertikal um rund fünf Kilometer verschoben hat.

So stehen sich, nur in Beispielen kurz umrissen, Landschaftseinheiten ganz verschiedenen Baues und ganz verschiedener erdgeschichtlicher Entwicklung gegenüber. Wenn Sie mich aber nach der Ursache dieses so verschiedenen Verhaltens der Erdkruste im Laufe der Erdgeschichte fragen, so muß ich Ihnen die Antwort hierauf versagen. Um die Jahrhundertwende hätte man diese Frage im Sinne der Kontraktionstheorie eines ELIE DE BEAUMONT oder EDUARD SUESS schlüssig und vielleicht ein wenig autoritär beantwortet. Dann brachte ALFRED WEGENER mit seiner Hypothese der Kontinentalverschiebung das scheinbar so fest gegründete Lehrgebäude des 19. Jahrhunderts ins Wanken. Und heute stehen wir wieder auf einem ähnlichen Standpunkt wie LEIBNIZ, indem wir lieber vermuten als Sicheres zu behaupten wagen und das Urteil darüber doch denen überlassen wollen, die das Recht haben, die Denkmäler der Natur zu deuten. Wer aber hat das Recht? Die Geo-

logie allein sicher nicht. Sie kann den Bauplan der Erdkruste ermitteln und seine geschichtliche Entwicklung entziffern. Die Frage nach der stofflichen Zusammensetzung wird sie weitgehend dem Petrologen überlassen, und was sich in der Tiefe der Erde, unterhalb der mit den Methoden dieser beiden Wissenschaftler erfaßbaren Kruste befindet, vermag im Wesentlichen nur der Geophysiker mit den Methoden der Seismik, der Gravimetrie und der Magnetik zu ermitteln. Und erst aus den sich zur Zeit konsolidierenden Ergebnissen dieser drei Wissenschaften wird in der Zukunft eine den Tatsachen der Natur entsprechende Vorstellung von den gestaltenden Kräften der Erdentwicklung erwachsen können. Soviel kann aber heute schon als gesichert gelten, daß der Sitz dieser Kräfte nicht in der starren Erdkruste, sondern in den noch mobilen Tiefen unseres Erdballes zu suchen ist.

Manchem mag es bedauerlich erscheinen, daß er allein von der Warte seines eigenen Faches her grundlegende Fragen nicht mehr beantworten kann. Ich selbst finde es jedoch begrüßenswert, daß die Erdwissenschaften hier in einem ähnlichen Stadium angelangt sind wie die Biologie, daß sie der Zusammenarbeit mehrerer Fächer bedarf, um eine schlüssige Antwort zu finden. Und so sei mir zum Schluß meines Vortrages der Geburtstagswunsch für unsere Alma mater gestattet, daß sich eine solche Zusammenarbeit erhalten und vertiefen möge und daß in Zukunft an unserer Universität alle die Disziplinen vertreten sein mögen, deren es hierzu bedarf.

Zur Frage des Ausbaus der deutschen wissenschaftlichen Hochschulen

Die 356. Jahresfeier unserer Universität *) bietet Veranlassung, uns über das in der Vergangenheit Geleistete und das in der Zukunft zu Erreichende Rechenschaft abzulegen. Nicht im Sinne des Rechenschaftsberichtes, der im kommenden Wintersemester die traditionelle Aufgabe des scheidenden Rektors sein wird, sondern als Betrachtung des gegenwärtigen Entwicklungsstandes der Justus Liebig-Universität im Spiegel der Vergangenheit und im Vergleich zu den Erfordernissen der Zukunft, sofern diese für uns heute schon erkennbar sind.

Die 350. Jahresfeier der alten Gießener Ludoviciana am 1. Juli 1957 brachte der damaligen Justus Liebig-Hochschule die Wiedererhebung zur Universität. Ihr Lehrkörper umfaßte zu dieser Zeit 57 ordentliche und außerordentliche Lehrstühle. Im Sommersemester 1960 waren es 65 und nach weiteren drei Jahren, das heißt heute, sind es 105.

Ich beschränke mich auf diese wenigen Zahlen, weil nach dem traditionellen Bild die Gesamtheit der Lehrstühle den Kern der deutschen wissenschaftlichen Hochschulen bildet. Ich möchte aber mit Nachdruck darauf hinweisen, daß das festgestellte Wachstum unserer Universität erst dann zur vollen Auswirkung kommen kann, wenn es durch eine proportionale Schaffung von Stellen für alle akademische Mitarbeiter, vom Wissenschaftlichen Rat und Abteilungsleiter an bis zum Assistenten und zur wissenschaftlichen Hilfskraft ergänzt wird. Desgleichen müssen die so entscheidend wichtigen Stellen für technische Mitarbeiter und Verwaltungskräfte hinzukommen. Schließlich ist es erforderlich, daß die personelle Erweiterung von der Schaffung der neu benötigten Räume und Betriebsrichtungen begleitet werde. Ich hebe hier gerne hervor, daß uns das Hessische Kultusministerium hinsichtlich neuer Assistentenstellen großzügig unterstützt hat.

Legen wir als Maß die Zahlen der Vergangenheit zugrunde, so können wir zu unserer Freude ein beträchtliches Wachstum unserer Universität feststellen, welches, wie wir zuversichtlich hoffen, im kommenden Haushaltsjahr die Verdoppelung des Standes von 1957 überschreiten dürfte. Die Zahlen lassen deutlich den katalysierenden Einfluß der im Spätjahr 1959 veröffentlichten „Empfehlungen des Wissenschaftsrates“ erkennen.

In aller Form stelle ich aber darüber hinaus dankbar fest, daß der Herr Kultusminister Prof. Dr. SCHÜTTE sein Wort, an der Justus Liebig-Universität eine Philosophische Abteilung zu schaffen, unabhängig von den „Empfehlungen des Wissenschaftsrates“ eingelöst

*) Aus der Ansprache des Rektors am 1. Juli 1963.

hat. 1957 war die Philosophische Abteilung durch einen aus der Landwirtschaftlichen Fakultät sozusagen entliehenen ordentlichen Lehrstuhl und ein eigenes Extraordinat mehr angedeutet als existent vorhanden. Heute ist sie mit 21 Lehrstühlen bereits in der Lage, ein Fakultätsstudium in den wichtigsten Grundfächern mit den notwendigen Fächerkombinationen zu bieten, und sie ist im Begriff, in naher Zukunft eine selbständige Fakultät zu werden.

Es gibt aber noch ein anderes Maß, welches wir an den unverkennbaren Fortschritt unserer Universität legen müssen. Verstehen wir als Prinzip der Hochschulreform das Bestreben, die Universitäten und wissenschaftlichen Hochschulen so aus- und umzugestalten, daß sie den heute an sie gestellten Anforderungen in Forschung und akademischem Unterricht in vollem Umfange nachzukommen vermögen, und das heißt vor allem, daß sie zur Beseitigung der in vielen Fakultäten bzw. Fächern herrschenden Überfüllungsnot beizutragen vermögen, dann bleibt uns trotz allen bisherigen Fortschritten in der Zukunft noch viel zu tun übrig. Senat und Fakultät der Justus Liebig-Universität haben diese Planungen des zukünftigen Aufbaues eingehend beraten.

Dankbar haben wir der Begrüßungsansprache des Herrn Kultusministers Professor Dr. SCHÜRTE anlässlich des Regierungsempfanges auf der 49. Westdeutschen Rektorenkonferenz in Darmstadt entnommen, daß auch die Hessische Staatsregierung sich dessen bewußt ist, daß der Ausbau der wissenschaftlichen Hochschulen über die naturgemäß zum Teil längst überholten Empfehlungen des Wissenschaftsrates hinaus in den kommenden Haushaltsjahren durchgeführt werden muß, und daß sie auch gewillt ist, dies zu tun.

Zu dem, was und wie dies getan werden kann, geben wiederum einige wenige Zahlen einen Hinweis: Wie ich bereits mitteilte, verfügt die Justus Liebig-Universität, die Hochschule für Erziehung nicht eingerechnet, über 105 Lehrstühle. Demgegenüber folgt im Bundesland Hessen die Technische Hochschule Darmstadt mit 110, die Philipps-Universität in Marburg mit 137 und die Johann Wolfgang Goethe-Universität mit 162 Lehrstühlen. Diese Zahlen bekräftigen erneut die längst bekannte Tatsache, auf die es sich trotzdem von Zeit zu Zeit wieder hinzuweisen lohnt, daß eine einfache Proportionalität zwischen der Zahl der Lehrstühle und der Studentenfrequenz nicht besteht. Im Gegenteil, jede funktionsfähige wissenschaftliche Hochschule, zumal eine Universität, bedarf personell und einrichtungsmäßig eines festen Grundbestandes, der von der Studentenzahl weitgehend unabhängig ist. Dies ist die Folge des universitären Charakters der deutschen wissenschaftlichen Hochschule, deren legitimer Auftrag ja nicht nur in der Ausbildung wissenschaftlichen Nachwuchses, sondern mindestens ebenso sehr in der Durchführung wissenschaftlicher Forschung besteht.

Hieraus läßt sich in der gegenwärtigen Situation der deutschen wissenschaftlichen Hochschulen eine Folgerung von großer Tragweite ziehen: Ein und dieselbe finanzielle Aufwendung, der gleiche Betrag aus öffentlichen Steuergeldern, wird bei dem Vollausbau einer bereits

bestehenden wissenschaftlichen Hochschule hinsichtlich der Beseitigung der bundesdeutschen Überfüllungsnot ungleich wirkungsintensiver angewandt sein, als bei der Errichtung einer neuen wissenschaftlichen Hochschule aus dem Nichts. Dies gilt nicht nur für das Bundesland Hessen, sondern für die gesamte Deutsche Bundesrepublik und ganz allgemein. Natürlich bestehen auch für die vollausgebauten Hochschulen Grenzen, jenseits derer nur Neugründungen helfen können.

Mir klingt noch das Wort des Herrn Hessischen Finanzministers Dr. CONRAD in den Ohren, das er am vergangenen Freitag anlässlich der Eröffnung der Klinik und des Institutes für Medizin und Balneologie der Justus Liebig-Universität Gießen in Bad Nauheim sagte. Ich zitiere sinngemäß aus der Erinnerung: „Die Aufwendungen der öffentlichen Hand auch für die Wissenschaft finden ihre Grenze am Steueraufkommen des Volkes.“ — Dies werden wir wohl alle, die wir uns der großen Gemeinde der Steuerzahler besonders intensiv zugehörig fühlen, gewiß voller Überzeugung unterschreiben! Aber ich füge hinzu: Legislative und Exekutive bestimmen auch die Relationen der Verausgabung der Steuermittel und deren sinnvolle Verwendung. Darum: Vor Neugründungen stehe der Vollausbau bestehender wissenschaftlicher Hochschulen. In der gegenwärtigen Überfüllungsnot ist dies billiger und hilft schneller, und was schnell hilft, hilft doppelt. Ich kann nicht leugnen, daß ich in unserer Universität ein geeignetes Objekt dafür sehe.

In diesem Zusammenhange scheint mir ein Einblick in die hochschulpolitische Lage benachbarter Länder zur Klärung der angesprochenen Fragen beitragen zu können. Ich habe in diesem Jahre Gelegenheit gehabt, anlässlich der Deutsch-Englischen Rektorenkonferenz in Manchester, der Deutsch-Nordischen Rektorenkonferenz in Oslo sowie einer Jubiläumsfeier in Graz von den analogen Verhältnissen in den Staaten Dänemark, Finnland, Großbritannien, Island, Norwegen, Österreich und Schweden einiges kennenzulernen. Zweierlei gilt für alle genannten Staaten gemeinsam: Wie bei uns ein gewaltiges Anschwellen der Studentenzahlen nach dem Zweiten Weltkriege, zu deren Bewältigung, ebenfalls wie bei uns, die vorhandenen Forschungs- und Ausbildungseinrichtungen nicht ausreichen. Wir waren aber auch Zeuge der äußersten Anstrengungen dieser Staaten, in erster Linie durch den Ausbau der bestehenden Studien- und Forschungsstätten und, wo dies nicht ausreicht, durch Neugründungen das wissenschaftliche Potential ihrer Völker für die Zukunft maximal auszuschöpfen. Das trifft nicht nur auf das große und wirtschaftlich starke Großbritannien, sondern gerade auch auf kleine und wirtschaftsschwache Länder zu. Einige Beispiele mögen dies belegen:

Unser Gastland Norwegen, vertreten durch die Rektoren der Universitäten in Oslo und Bergen, der Technischen Hochschule Drontheim und der Landwirtschaftlichen Hochschule in Oslo, zeigten uns in der Landeshauptstadt nicht nur moderne und großzügig angelegte Universitätsbauten, sondern darüber hinaus viele in den

verschiedensten Stadien der Fertigstellung stehende Bauprojekte. Dasselbe berichtete der Rektor der Technischen Hochschule Drontheim. Dennoch reicht die Kapazität der norwegischen wissenschaftlichen Hochschulen nicht aus, um des Andranges zum Studium Herr zu werden. Engpässe bilden besonders das medizinische und zahnmedizinische Studium. Deshalb läßt Norwegen etwa 10% seiner Studenten, 3500, im Ausland studieren, und von diesen knapp die Hälfte, 1700, in der Deutschen Bundesrepublik. Der norwegische Kultus- und Kirchenminister Dr. SIVERTSEN dankte auf einem Empfang, den er der Deutsch-Nordischen Rektorenkonferenz gab, den wissenschaftlichen Hochschulen der Deutschen Bundesrepublik für diese nachbarliche Hilfe zugunsten des wissenschaftlichen Nachwuchses seines Landes. Er ließ allerdings keinen Zweifel darüber bestehen, daß die norwegische Regierung diesem Zustand durch möglichst baldige Erweiterung der norwegischen Studieneinrichtungen ein Ende zu bereiten wünscht.

Demgegenüber beglückwünschte der Präsident der Westdeutschen Rektorenkonferenz, Professor Dr. SPEER, München, die Universität Oslo zu ihrem Studentenwohnheim, für das in der Bundesrepublik ein auch nur annähernd gleichgeartetes Gegenstück nicht vorhanden sei. Oslos Studentbyen, zu deutsch „Studentenstadt“, welche auch uns während der Rektorenkonferenz gastlich aufgenommen hat, stellt einen Riesenkomplex dar, der den Studenten zu niedrigem Mietpreis 1000 Wohnräume, belegbar mit maximal 1600 Betten, zur Verfügung stellt. Dies leistet ein Staat mit einer Einwohnerzahl von nur 3,6 Millionen, dessen Sozialprodukt demgemäß begrenzt sein muß, für seine Hochschul- und Wissenschaftspflege.

Umfangreiche Universitätsneubauten wie in Oslo charakterisieren auch das Bild unserer Gastuniversitätsstadt Manchester. Der Vizekanzler der Universität, Professor Dr. MANSFIELD COOPER, bezifferte die gegenwärtige Studentenzahl Manchesters mit 6000, gab aber seiner festen Überzeugung Ausdruck, daß seine Universität bis spätestens 1965 personell, raum- und einrichtungsmäßig für 8000 Studenten gerüstet sein werde. In York führte uns der bereits dorthin berufene Historiker der zukünftigen Universität York, die mit der Philosophischen Fakultät bereits im Herbst dieses Jahres als 7. Neugründung wissenschaftlicher Hochschulen Großbritanniens seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges ihre Pforten öffnet. Schon 1964 soll die Juristische Fakultät folgen. Bemerkenswert ist die leichte und geschickte Hand der Engländer, im Notfall für sofortige Abhilfe zu sorgen und das Übrige der Entwicklung zu überlassen. Selbst das kleine Finnland, dessen außen- und wirtschaftspolitisch delikate Situation bekannt ist, eröffnet im kommenden Frühjahr in dem im Norden des Landes gelegenen Oulu eine neue Universität, deren Rektor, der Botaniker Professor Dr. NILO SÖYRINKI, bereits berufen ist, aber noch in Helsinki arbeitet.

Wenn ich meine bisherigen Ausführungen zusammenfasse, so glaube ich gezeigt zu haben, daß nicht nur die Deutsche Bundesrepublik, sondern auch die benachbarten Staaten mit der Bewälti-

gung des übergroßen Andranges zum Studium ringen. Sie alle versuchen, dem Problem durch Ausbau der bestehenden Forschungs- und Studieneinrichtungen, und wo dies nicht ausreicht, durch Neugründungen beizukommen. Die Haltung und Anstrengungen unserer Nachbarstaaten sind getragen von der klaren Erkenntnis des unschätzbaren Wertes einer möglichst vollkommenen Ausschöpfung, Ausbildung und Nutzung der vorhandenen geistig-wissenschaftlichen Kräfte der Völker um ihrer Zukunft willen.

Ich habe dargelegt, nicht zuletzt am Beispiel unserer Justus Liebig-Universität, daß auch in der Bundesrepublik Deutschland seit einigen Jahren ein Ausbau der wissenschaftlichen Hochschulen eingesetzt hat, der in den nächsten Jahren weiter fortgesetzt werden muß, soll er den gestellten Anforderungen genügen. Unsere Bemühungen projizieren sich aber im Lichte der Beobachtungen und Erfahrungen im benachbarten Auslande als durchaus normal und notwendig im Wettlauf der Völker um den Anschluß an eine Zukunft, in welcher die Wissenschaft und ihre Beherrschung von entscheidender Bedeutung sein wird und in welcher ein Zurückfallen gegenüber anderen tödliche Gefahren für Volk und Staat in sich birgt. Nach der Verfassung der Deutschen Bundesrepublik sind die deutschen Bundesländer die alleinigen Träger der Kulturhoheit. Damit fällt ihnen das hohe Recht, aber auch die Verantwortung für die Durchführung der Wissenschaftspflege an den wissenschaftlichen Hochschulen der Bundesrepublik zu. Folgerichtig ist das Verhältnis zwischen den wissenschaftlichen Hochschulen, Regierungen und Landtagen der Bundesländer sowie den Universitätsstädten als ein Partnerschaftsverhältnis, ein Verhältnis des gegenseitigen Gebens und Nehmens, geschildert worden.

Nicht immer ist dabei deutlich zum Ausdruck gekommen, daß es da noch einen stillen Teilhaber gibt, der trotz der alleinigen Zuständigkeit der Bundesländer bedeutende Finanzhilfe leistet, den Bund. Seine Finanzmittel fließen den wissenschaftlichen Hochschulen teilweise direkt, z. B. durch Bewilligung von Geldern für die Deutsche Forschungsgemeinschaft, zu. Diese Bereitwilligkeit des Bundes zur Finanzhilfe für die wissenschaftlichen Hochschulen läßt sich zweifellos als Frucht der richtigen Erkenntnis deuten, daß auch der Bund direkt oder indirekt Nutznießer der von den wissenschaftlichen Hochschulen geleisteten Arbeit ist. Auf dieses allen Seiten Nutzen bringende Partnerschaftsverhältnis droht neuerdings ein störender Reif zu fallen. Wir alle mußten Kenntnis nehmen von dem Streit zwischen Bund und Ländern wegen der Anteile an den Steuergeldern. Eine beide Teile befriedigende Lösung des Konfliktes ist bisher noch nicht gefunden worden. Aber Anzeichen können leider so gedeutet werden, daß Gefahr für die wissenschaftlichen Hochschulen besteht.

Es ist nicht die Sache der wissenschaftlichen Hochschulen, sich in die Bundes- und Länderpolitik einzumischen. Es ist aber ihre Pflicht, ihre warnende Stimme zu erheben, wenn dem Werk, dem sie verpflichtet sind, Gefahr droht. Vom Wissenschaftsrat und der Westdeutschen Rektorenkonferenz, der Deutschen Forschungsgemein-

schaft und der Max-Planck-Gesellschaft kommen alarmierende Nachrichten über die neuesten Wendungen, die der Finanzstreit zwischen Bund und Ländern zu nehmen scheint, und über ihre möglichen Auswirkungen auf die Hochschulpolitik, die starke Beunruhigung in die Senate der wissenschaftlichen Hochschulen getragen haben.

Es wäre verhängnisvoll, wenn das Aufbauwerk der wissenschaftlichen Hochschulen, gefördert durch die „Empfehlungen des Wissenschaftsrates“ und bisher realisiert durch die harmonische Zusammenarbeit zwischen Ländern, Bund, Städten und wissenschaftlichen Hochschulen, durch diese Ereignisse nun verzögert oder gar unterbrochen würde.

Allen Verantwortlichen, gleichgültig wo sie stehen, sei daher in Erinnerung gebracht:

Videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat!

Über akademische Grade und Würden

Als dem „*viro doctissimo Ernesto Hirsch Fridbergensi Hassiaco summos doctoris utriusque iuris honores ac privilegia sub sigillo Academiae maiore*“ zu Gießen unter dem 19. März 1924 urkundlich bescheinigt wurden, wußte er weder, worin denn diese honores ac privilegia bestanden, noch konnte er auf den Gedanken kommen, daß er rund 40 Jahre später der hohen Ehre teilhaftig würde, bei einer Promotionsfeier, wiederum in Gießen, den Festvortrag zu halten. Die Überraschung, mit dieser schönen Aufgabe betraut zu werden, war nicht geringer als die Freude, bei dieser Gelegenheit mit der heute Justus Liebig-Universität benannten Ludoviciana ein Wiedersehen feiern zu können. So danke ich der Veterinärmedizinischen Fakultät und ihrem Dekan, meinem verehrten Kollegen aus gemeinsamer Arbeit an der Freien Universität Berlin, Spectabilis Tillmann, von Herzen für die Einladung, die mir die Möglichkeit gibt, als Jurist vor einer hochansehnlichen akademischen Festversammlung über akademische Grade und Würden zu sprechen*).

I.

Das Eigenschaftswort „akademisch“ kommt bekanntlich von dem Namen „academia“. Hiermit wurde sowohl das Gymnasium zu Athen, in welchem Plato und seine Nachfolger Philosophie lehrten, als auch später in Alexandrien ein Ort genannt, der zu Versammlungen und zum Aufenthalt gelehrter Männer der verschiedensten Wissenschaften diente. Deswegen führen auch heute noch gelehrte Gesellschaften den Namen „Akademie“ zu Recht. Aber auch, so kann man im Antibarbarus der lateinischen Sprache von Krebs¹⁾ lesen, dürfte „für unsere Universitäten und Hochschulen die lateinische Bezeichnung academia immerhin in Ermangelung eines bezeichnenderen Wortes das beste sein“. Dem entspricht es, wenn das in lateinischer Sprache abgefaßte große Universitätssiegel der Ludoviciana aus dem Jahre 1607, das sich auf meinem Doktordiplom befindet, die Aufschrift „Sigillum Academiae Giessenae“ trägt^{1a)}.

Als Akademiker wird im heutigen Sprachgebrauch also mit Recht ein Mensch bezeichnet, der eine Universität oder eine ihr gleichstehende wissenschaftliche Hochschule absolviert hat. Er ist ein akademisch Gebildeter im Gegensatz zu einem musisch, technisch oder kaufmännisch Gebildeten, was nur einen sachlichen Unterschied hervorhebt, aber infolge des besonders hohen Sozialprestiges des Akademikers nur allzu leicht auf der einen Seite zum Akademikerdünkel, auf der anderen Seite zum ärgerlich empfundenen Odium sozialer Minderwertigkeit führen kann.

*) Dieser Vortrag wurde bereits in der *Deutschen Universitätszeitung* Nr. 5/1963 veröffentlicht.

¹⁾ 5. Aufl. Frankfurt am Main (1876), S. 58.

^{1a)} Allerdings nennen sich heutzutage zahlreiche Fachschulen, die mit Universitäten oder wissenschaftlichen Hochschulen nichts gemeinsam haben, in unzutreffender Weise „Akademie“.

Jedenfalls können Grade und Würden nur dann als „akademisch“ qualifiziert werden, wenn sie an einer Universität oder einer ihr gleichstehenden wissenschaftlichen Hochschule erworben worden sind. Umgekehrt sind aber ausschließlich die eben erwähnten hohen Schulen berechtigt, akademische Grade und Würden zu verleihen. Diese Feststellung wird sowohl durch die geschichtliche Entwicklung als auch durch das geltende Recht bestätigt.

II.

Akademische Grade waren, was aus der lateinischen Wurzel des Wortes ohne weiteres ersichtlich ist, ursprünglich Stufen im Aufbau der autonomen Körperschaften, die in Bologna als Gemeinschaft von Lernenden (*universitas scholarium*), in Paris als Gemeinschaft der Lehrenden (*universitas doctentium*) und schließlich in Prag, Wien und Heidelberg, den ältesten deutschen Universitäten, als Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden (*universitas doctorum, magistrorum et scholarium*) die Wissenschaften pflegten. Der Stufenaufbau war ein doppelter. Einmal waren — im Gegensatz zu heute — die Fakultäten einander nicht gleichgeordnet^{1b)}. Vielmehr galt die Artistenfakultät, aus der später die Philosophische Fakultät hervorging, als untere Fakultät gegenüber den sog. drei oberen Fakultäten für Medizin, Jura und Theologie. Aber auch diese drei Fakultäten standen ihrerseits in einer Stufenfolge, die von der Medizinischen über die Juristische zur Theologischen Fakultät führte. Jede Fakultät hatte somit gegenüber den anderen Fakultäten einen bestimmten Rang, der sich z. B. auch heute noch bei feierlichen Aufzügen im Recht des Vortritts, bei dem Turnus der Rektorwahl im „Dransein“ äußert.

Innerhalb jeder Fakultät hatte der Student die Möglichkeit, verschiedene Stufen zu erklimmen, d. h. Grade zu erwerben, um aus dem Stand der Lernenden nach und nach in denjenigen der Lehrenden zu gelangen. „Die Grade der einander übergeordneten Fakultäten erschienen als die Stufen der wissenschaftlichen Ausbildung, und es war das Ideal, sie nacheinander alle zu erwerben“²⁾. In der Wirklichkeit begnügte man sich allerdings mit erheblich weniger, und heutzutage ist der Doktorgrad zweier Fakultäten eine seltene Ausnahme.

Schematisch gesehen war der unterste Grad innerhalb einer Fakultät der des *Baccalaureus*, der nach mehrjährigem Studium auf Grund einer Prüfung erworben werden konnte. Wer als *Baccalaureus* mehrere Jahre mit Lehraufträgen beschäftigt worden war und dann eine nochmalige Prüfung abgelegt hatte, erhielt die *licentia legendi*, d. h. die Erlaubnis zu selbständigen Vorlesungen als *Lizentiat*. Die

^{1b)} Über die heutige Stellung der Fakultäten und ihre Autonomie vgl. RALF DAHRENDORF: *Starre und Offenheit der deutschen Universität*, in: *Europäisches Archiv für Soziologie* III, 2 (1962) 263, 282 f.

²⁾ GEORG KAUFMANN, *Geschichte der deutschen Universitäten*, Neudruck 1958, Bd. 2, 270.

Promotion zum Magister oder Doktor schließlich verlieh den Scholaren der Universität, was die formelle Aufnahme in die Fakultät bei den an anderen Universitäten Promovierten, den fremden Doktoren, bewirkte: Sie gewährte den Doktoren das Recht, in der Fakultät als *doctores regentes* — als Lehrstuhlinhaber — zu lesen. Die Promotion schloß deshalb mit einem Akt, der den Beginn der Lehrtätigkeit darstellte³⁾.

Die Grade des Doktors oder Magisters wurden zu jener Zeit ohne Prüfung, aber unter einer Reihe von symbolischen Handlungen — Überreichung von Hut, Ring und Buch und der Akkolade —, alle anderen Grade ohne Symbole, aber auf Grund mehr oder weniger ausgebildeter Prüfungen verliehen. Obwohl erhebliche Mißbräuche sowohl bei der Erteilung der obersten Grade als auch bei den Examina vorkamen und dadurch manche Fakultäten und Universitäten in Mißkredit gebracht wurden, genossen die hohen Schulen der Wissenschaften, ihre Lehrer und Graduierten erhebliches, wenn auch verschiedenes hohes Ansehen. Das hiermit jeder Universität als selbständiger Körperschaft und jedem ihrer lehrenden und lernenden Mitglieder zuteil werdende soziale Prestige führte — ähnlich wie heute — schon im Mittelalter und in den ihm folgenden Jahrhunderten zu Versuchen, die Äußerlichkeiten nachzuahmen und sich auf diesem Wege über ein sachlich nicht berechtigtes Ansehen die Vorteile des Akademikers zu erschleichen. Dieser Gefahr konnte nur begegnet werden, wenn die Gewähr dafür bestand, daß einerseits der Kreis der Universitäten nicht willkürlich erweitert wurde, andererseits die erworbenen Grade innerhalb dieses Kreises als gleichwertig anerkannt wurden. In dieser Hinsicht sind zwei Feststellungen bedeutsam:

Einmal wurde keine Schule als Universität anerkannt, wenn sie sich nicht auf entsprechende päpstliche oder kaiserliche Privilegia berufen konnte, die ihren Magistern und Scholaren alle diejenigen Vorrechte, Immunitäten und Freiheiten verbrieften, welche sich die bewunderten und bewußt nachgeahmten Vorbilder Bologna und Paris als Frucht langer und schwerer Kämpfe gegen staatliche und kirchliche Ansprüche und Eingriffe zu sichern verstanden hatten. Diese Privilegien, zu denen vor allem auch die Verleihung akademischer Grade, insbesondere das *ius promovendi*, gehörten, wurden nur dann verliehen, wenn die damit ausgezeichnete Schule durch die Qualität ihrer Lehrer die Gewähr für ein wissenschaftliches Niveau bot, das den bestehenden Universitäten mindestens entsprach. Zum anderen ließen sich die Universitäten durch die erwähnten päpstlichen oder kaiserlichen Privilegien nicht daran hindern, eine damit versehene Schule nicht als gleichrangig anzuerkennen. Vielmehr behielt man sich „das Urteil über den tatsächlichen Zustand auch der mit Privilegien der obersten Gewalten ausgestatteten Schulen vor. Man wußte, daß manche Universitäten die Lehrordnung verfallen ließen, keine oder nach Zahl der Leistungsfähigkeit ungenügende

³⁾ KAUFMANN, a. a. O. 198; J. JASTROW, *Promotion und Prüfung*, in: *Das akademische Deutschland*, 1930, Bd. III, 219 ff. (223).

Lehrer hatten, mehr nur Handel mit den Graden trieben, als zu ihnen vorbereiteten“⁴⁾.

In den Regesten auch der Ludoviciana finden sich dafür mancherlei Belege noch aus den vergangenen zwei Jahrhunderten: So wird im April 1783 der Medizinischen Fakultät das Recht verliehen, „ut candidatis, de quorum eruditione atque vitae integritate satis constaret, in absentia gradus conferri possent“⁵⁾. Im Jahre 1809 aber wird festgelegt, kein Inländer solle ohne strenges Examen und öffentliche lateinische oder deutsche Disputation promoviert werden⁶⁾. Im Jahre 1826 ergeht ein Senatsbeschluß, daß den Doktoranden der Medizin das Schreiben einer Dissertation vom Dekan dringend empfohlen werden soll⁷⁾. Und im Februar 1846 sieht sich die Medizinische Fakultät veranlaßt, in den großen Zeitungen folgendes bekanntzumachen: „Um den vielfachen Angriffen, welche die hiesige Medizinische Fakultät bisher in öffentlichen Blättern erfahren hat, zu begegnen, wird hierdurch erklärt, daß nach einer Beschlußnahme der Fakultät der Doktorgrad in der Arzneikunde an Ausländer nur bei persönlicher Gegenwart, und nachdem sie der gesetzlichen Prüfung genügt haben, erteilt wird“⁸⁾.

Diese Beispiele mögen genügen, um verständlich zu machen, daß jede Universität darauf sehen mußte, in dem Kreis der anderen Hochschulen als gleichwertig anerkannt zu werden^{8a)}.

Diesem Zweck diene vor allem das bei jedem, selbst dem untersten Grad verlangte feierliche Gelübde, diesen Grad an keiner anderen Fakultät noch einmal zu erwerben. Auf dieses Gelübde geht der Dokoreid zurück, der sich auch heute noch, wenn auch in anderer Form und mit anderem Inhalt, bei den Promotionen mancher Fakultäten findet, im Mittelalter aber eine Waffe der Universitäten war, sich die Anerkennung im Kreise der übrigen zu erhalten. „Wenigstens alle die, denen man die Grade erteilt hatte, sollten keine Zweifel äußern an der Vollgültigkeit und Gleichwertigkeit mit den Graden anderer Universitäten, vor allem nicht dadurch, daß sie sich an einer anderen Universität noch einmal promovieren ließen“⁹⁾.

Die akademischen Grade sollten Rechtswirkung und Anerkennung nicht nur innerhalb der sie verleihenden Hochschule oder des Staates finden, in dessen Gebiet sie lag, sondern überall und allgemein. Wer aus dem Kreis der Lernenden zum Lehrenden befördert, d. h. von einer Fakultät zum Doktor promoviert wurde, erwarb damit das *ius ubique docenti*. Diese Allgemeinheit, dieses *hic et ubique terrarum* war gemeint, wenn man die Universitäten im Mittelalter als *studium generale* bezeichnete.

4) KAUFMANN, a. a. O. 272.

5) *Die Universität Gießen 1607—1907, Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier*, Gießen 1907, Bd. 1, 388; Reg. Nr. 341.

6) a. a. O. 392 Reg. Nr. 431.

7) a. a. O. 395 Reg. Nr. 519.

8) a. a. O. 400 Reg. Nr. 633.

8a) Über die Frage der „Gleichrangigkeit“ aller Universitäten und das darauf beruhende Konkurrenzsystem vgl. DAHRENDORF, a. a. O. S. 268.

9) KAUFMANN, a. a. O. 271.

III.

So waren, wie Jastrow¹⁰⁾ mit Recht feststellt, die akademischen Grade der Angelpunkt der Universitätsverfassung. Und sie sind es bis heute geblieben. Durch die institutionelle Garantie des Art. 5 Abs. 3 GG sind „das Promotionsrecht sowie die Studiengestaltung... unstreitig in den verfassungsmäßig sanktionierten Bereich akademischer Autonomie“¹¹⁾ mit einbezogen. Dieser Eigenbereich der Universität ist vom Staat durch zwei Gesetze ausdrücklich anerkannt: einmal durch das Gesetz über Titel, Orden und Ehrenzeichen vom 26. 7. 1957, dessen § 2 Abs. 2 ausdrücklich festlegt, daß akademische Grade durch das Gesetz nicht berührt werden, zum anderen durch das auch heute noch als Landesgesetz fortgeltende Gesetz über die Führung akademischer Grade vom 7. 6. 1939 nebst Durchführungsverordnung vom 21. 7. 1939; danach sind die Verleihung und Entziehung akademischer Grade den wissenschaftlichen Hochschulen in eigener Zuständigkeit überlassen. Nur die Nostrifikation, d. h. die Anerkennung akademischer Grade einer ausländischen Hochschule, wird der staatlichen Aufsichtsbehörde zugewiesen. Die unbefugte Führung eines inländischen oder ausländischen akademischen Grades oder eine Bezeichnung, welche den Anschein erweckt, als handle es sich um einen akademischen Grad, ist ebenso mit Strafe bedroht, wie das Sicherbieten, gegen Vergütung den Erwerb eines ausländischen akademischen Grades zu vermitteln. Diesen besonderen Rechtsschutz genießen lediglich die von einer deutschen staatlichen wissenschaftlichen Hochschule verliehenen akademischen Grade unmittelbar, die entsprechenden ausländischen nach Nostrifikation, nicht dagegen der Doktorgrad nach kanonischem Recht¹²⁾ oder die Grade einer kirchlichen Hochschule, es sei denn, daß ihnen das Promotionsrecht vom Staat verliehen worden ist¹³⁾, wie es z. B. in Berlin in Anbetracht der dortigen besonderen politischen Situation mit Zustimmung der Westdeutschen Rektorenkonferenz und des Evangelisch-Theologischen Fakultätentags geschehen ist. Die erwähnten gesetzlichen Bestimmungen beziehen sich aber nicht allein auf den Doktorgrad, sondern auf akademische Grade schlechthin, so daß ein kurzer Überblick über die heute üblichen gestattet sei.

Während der Grad des Baccalaureus im deutschen Bereich schon seit langem nicht mehr verliehen wird, ist er als Bachelor of Arts in den Vereinigten Staaten noch durchaus lebendig. Entsprechendes gilt für den Magistergrad. Allerdings ist er auch im Bereich der deutschen Universitäten zu neuem Leben erwacht, um z. B. den Studierenden der Philosophischen Fakultät an der Freien Universität Berlin, die weder die Prüfung für das höhere Lehramt ablegen, noch zum Doktor der Philosophie promoviert werden wollen, einen ordnungs-

10) a. a. O. 223.

11) ARNOLD KÖTTGEN, *Freiheit der Wissenschaft und Selbstverwaltung der Universität*, in: NEUMANN-NIPPERDEY-SCHEUNER, *Die Grundrechte*, Bd. II, Berlin 1954, 291 ff. (327).

12) WERNER THIEME, *Deutsches Hochschulrecht*, Berlin 1956, 124.

13) THIEME, a. a. O. 225.

mäßigen Abschluß ihres Studiums zu ermöglichen und zu bescheinigen. Mit dieser nach acht Semestern abzulegenden Abschlußprüfung ist die Verleihung des Grades eines magister artium verbunden. Nach der Aushändigung der entsprechenden Urkunde ist der Graduierte berechtigt, die Abkürzung M. A. (hinter seinem Namen) zu gebrauchen.

Der Grad des Lizentiaten, der zuletzt nur bei den Theologischen Fakultäten noch den früheren Rang sich erhalten hatte, ist jetzt durch den Doktor der Theologie ersetzt worden¹⁴⁾, während er in zahlreichen anderen Ländern, z. B. in Frankreich und an einigen anderen ausländischen Universitäten, zum untersten akademischen Grad dessen geworden ist, der an der betreffenden Fakultät sein Abschlußexamen bestanden hat.

Den gleichen Rang wie diese Lizenzprüfung nehmen an den deutschen Universitäten und wissenschaftlichen Hochschulen die sog. Diplom-Prüfungen ein. Vom Diplom-Ingenieur angefangen über die Diplom-Volkswirte, -Landwirte, -Kaufleute und -Handelslehrer, die Diplom-Biologen, -Chemiker, -Geographen, -Geologen, -Mathematiker, -Meteorologen, -Mineralogen und -Physiker bis zu den Diplom-Psychologen, -Soziologen und -Politologen haben wir es mit akademischen Graden zu tun, wenn sie nach einer als Abschluß eines ordnungsmäßigen Studiums angesehenen Hochschulprüfung verliehen werden. Die maßgebenden Diplomprüfungsordnungen enthalten in der Regel auch die abgekürzte Schreibweise, damit die Entzifferung von Siegeln wie Dipl.-Met. oder Dipl.-Min. möglich bleibt.

Dieser Diplomgrad ist in der Regel die Voraussetzung, um zur Promotion in dem entsprechenden Fach zugelassen zu werden. Jedenfalls ist dies der Fall bei der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen und bei der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Freien Universität Berlin. In anderen Fachrichtungen und Fakultäten verlangt man statt dessen für die Zulassung zur Promotion den Nachweis, daß das entsprechende Staatsexamen bestanden wurde, so z. B. bei den Juristen, den Medizinern und Veterinärmedizinern.

Da der Doktorgrad auch heute noch den höchsten akademischen Grad bildet, ist es nicht verwunderlich, daß das ius promovendi eines der konstituierenden Elemente und eines der vornehmsten Rechte einer wissenschaftlichen Hochschule ist, auch wenn der Promotionsakt selbst in Durchführung und Rechtsfolgen sich schon seit mehreren Jahrhunderten erheblich von der Promotion an den mittelalterlichen Universitäten unterscheidet. Der Promotion geht heute überall eine Prüfung voraus, die aus einem schriftlichen und einem mündlichen Teil besteht. Der Doktorand hat eine „Dissertation“ genannte wissenschaftliche Abhandlung vorzulegen, die wissenschaftlich beachtenswert sein und die Fähigkeit des Kandidaten erweisen soll, ein wissenschaftliches Problem richtig zu erkennen, sachgemäß zu bearbeiten und das Ergebnis angemessen darzustellen. Nach den Promotionsordnungen mancher Fakultäten wird darüber hinaus verlangt, daß

¹⁴⁾ Näheres bei THIEME, a. a. O. 222, und den dort Genannten.

die Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchung neu sein müssen und einen Fortschritt darstellen. Der bald als Colloquium, bald als examen rigorosum gestaltete mündliche Teil der Doktorprüfung soll erweisen, ob der Doktorand in seinem Fach wissenschaftlich zu denken und zu urteilen vermag und darüber hinaus wenigstens ein Quentchen davon besitzt, was man allgemein akademische Bildung zu nennen pflegt.

Gerade die wissenschaftlichen Anforderungen an die Dissertation und die Form des Colloquiums als Voraussetzungen für den Vollzug der Promotion selbst weisen auf den Charakter dieses akademischen Grades hin, der ursprünglich, wie vorhin erwähnt, die Anerkennung der Lehrbefähigung *hic et ubique terrarum* und zugleich durch Aufnahme in die engere Korporation der *doctores regentes* die Lehrbefugnis verlieh. Die noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts an manchen deutschen Fakultäten üblich gewesene Disputation in der Form der Verteidigung von Thesen ist heute verschwunden. Sie war eine Reminiszenz an die Zeiten, in denen die *disputatio* den wesentlichen Teil der Promotionsleistungen ausmachte, so daß eine gewisse Gewandtheit im Disputieren leicht den Mangel an Kenntnissen ersetzte, zumal vielfach keine oder nur eine einzige Erwiderung auf die Einwendungen der Opponenten zugelassen war¹⁵⁾.

Dagegen ist an den Medizinischen, Veterinärmedizinischen und Naturwissenschaftlichen Fakultäten, aber auch in manchen Fakultäten anderer Fachrichtungen der feierliche Vollzug der Promotion in der an den Ursprung des Vorgangs erinnernden Form üblich, daß so, wie es heute hier geschieht, in einer öffentlichen akademischen Feier der Dekan in Amtstracht die Doktoranden durch Handschlag und durch ihre Unterschrift in Pflicht nimmt, die Wissenschaft zu achten und zu fördern und sich in Arbeit und Lebensführung des durch die Promotion verliehenen hohen Grades würdig zu erweisen. Erst mit der gleichzeitig erfolgten Aushändigung des Doktordiploms hat der Doktorand das Recht zur Führung des Doktorgrades erworben.

Auch wenn andere Fakultäten ohne besondere Feierlichkeit das Diplom entweder vom Dekan oder völlig formlos aushändigen lassen, nachdem die erforderliche Anzahl von Pflichtexemplaren der Dissertation abgeliefert worden ist, so scheint mir doch der feierliche Vollzug der Promotion durchaus kein altertümlicher Zopf zu sein. Gewiß hatte der Doktoreid, wie wir vorhin sahen, ursprünglich einen ganz anderen Sinn. Aber das vom Doktoranden, sei es vor der Öffentlichkeit, sei es nur dem Dekan gegenüber, abzugebende feierliche Gelöbnis hat auch heute noch einen guten Sinn. Mit Recht weist Werner Thieme¹⁶⁾ darauf hin, daß der akademische Grad nicht nur Ausdruck eines bestimmten fachlichen Könnens, sondern zugleich auch einer wissenschaftlichen Lauterkeit, d. h. allgemein menschlicher Qualitäten ist. Sinn der Feierlichkeit und des Gelöbnisses ist somit, dem zum Doktor Promovierten deutlich ins Gedächtnis zu rufen, daß die

15) KAUFMANN, a. a. O. 320.

16) THIEME, a. a. O. 229.

Fakultät ihn nicht nur auf Grund seiner wissenschaftlichen Leistungen, sondern auch im Hinblick auf seinen guten Leumund des akademischen Doktorgrades für würdig befundet. Stellt sich nachträglich heraus, daß der Inhaber der Verleihung des Doktorgrades nicht würdig war, oder erweist sich der Inhaber durch sein späteres Verhalten der Führung des Doktorgrades unwürdig, so kann die Hochschule, die den Grad verliehen hat, diesen wieder entziehen. Diese Möglichkeit ist nicht nur in den Promotionsordnungen vorgesehen, sondern ergibt sich auch *expressis verbis* aus dem bereits erwähnten Gesetz über die Führung akademischer Grade von 1939 und der dazu ergangenen Durchführungsverordnung¹⁷⁾.

IV.

Fragt man nun, worin denn die „*summos doctoris honores ac privilegia*“ heutzutage noch bestehen, so ist zwischen dem juristischen und dem metajuristischen Bereich zu unterscheiden.

Zunächst sei festgestellt, daß der Doktorgrad wie alle akademischen Grade weder Bestandteil des Namens ist — auch wenn er nach deutschem Brauch wie ein solcher geführt wird — noch eine Berufsbezeichnung noch einen Ehrentitel darstellt. Vielmehr ist er eine an die Person des Promovierten gebundene, unübertragbare, unvererbliche und — abgesehen von den Fällen der Unwürdigkeit — unverlierbare Auszeichnung dafür, daß der Träger eine von einer Universität oder ihr gleichgestellten wissenschaftlichen Hochschule besonders anerkannte *wissenschaftliche* Leistung erbracht hat¹⁸⁾. Deshalb können akademische Grade für Verdienste auf anderen Gebieten, z. B. künstlerische, politische oder wirtschaftliche Leistungen, weder *rite* noch *honoris causa* verliehen werden. Aus den gleichen Gründen ist die Verleihung des Promotionsrechts an andere als wissenschaftliche Hochschulen ein Nonsens.

Die Promotion ist ferner die Vorbedingung, um entweder als wissenschaftlicher Mitarbeiter in einer wissenschaftlichen Hochschule angestellt zu werden oder als Privatdozent die akademische Laufbahn an irgendeiner Universität oder einer sonstigen wissenschaftlichen Hochschule zu beginnen. Das vor Monatsfrist ergangene Berliner Hochschullehrergesetz¹⁹⁾ zählt zu den Mindestvoraussetzungen, von deren Erfüllung die Zulassung zur Habilitation abhängt, die Berechtigung des Bewerbers zur Führung des Doktorgrades. Der Versuch des mit der Beratung des Gesetzentwurfs betrauten Parlamentsausschusses, neben dem Doktorgrad „einen wissenschaftlich gleichstehenden Grad“ genügen zu lassen und der Aufsichtsbehörde die Entscheidungsbefugnis darüber einzuräumen, welcher wissenschaft-

¹⁷⁾ Hieraus ergeben sich gewisse Schwierigkeiten, soweit es sich um die Unwürdigkeit der Inhaber von Doktorgraden handelt, die von den Fakultäten der Universitäten Breslau und Königsberg und von den in der SBZ gelegenen Universitäten und wissenschaftlichen Hochschulen verliehen worden sind.

¹⁸⁾ So mit Recht auch THIEME a. a. O. 218.

¹⁹⁾ GVOBl 1963, 105. Vgl. meine eingehende Analyse dieses Gesetzes, in: *Mitteilungen des Hochschulverbandes* 1963, Nr. 3.

liche Grad als dem Doktorgrad gleichstehend anzuerkennen sei, scheiterte an dem entschiedenen Widerspruch der beiden Berliner Universitäten. Diese konnten darauf hinweisen, daß die Universitäten von ihren wissenschaftlichen Mitarbeitern wie Assistenten, Oberassistenten, Akademischen Räten, Studienräten und Oberstudienräten im Hochschuldienst die Promotion bereits bei der Einstellung verlangen und auch nach dem neuen Hochschullehrergesetz verlangen müssen, während Personen, die zwar eine abgeschlossene Hochschulbildung besitzen, aber zur Führung des Doktorgrades nicht berechtigt sind, nur als Verwalter von Assistentenstellen oder als wissenschaftliche Hilfsassistenten auf Zeit beschäftigt werden dürfen²⁰⁾.

Dies zeigt, daß mit dem Doktorgrad auch heute noch die ursprüngliche Vorstellung, jedenfalls rudimentär, verbunden ist, daß nur derjenige an Forschung und Lehre und an den unmittelbar damit zusammenhängenden Prüfungs- und Verwaltungsaufgaben der Hochschulen und ihrer Lehrer als wissenschaftlicher Mitarbeiter teilzunehmen oder sich zu habilitieren berechtigt ist, der durch den obersten akademischen Grad sowohl eine wissenschaftliche Befähigung als auch seine akademische Würdigkeit nachweisen kann.

Ob — abgesehen von einer der erwähnten Tätigkeiten im Bereich einer wissenschaftlichen Hochschule — die Promotion Voraussetzung für die Ausübung eines anderen Berufes ist und deshalb z. B. auch die Vorbereitung auf sie zur Berufsausbildung gehört, kann in allgemeiner Weise nicht entschieden werden. So wäre z. B. die Promotion als Laufbahnvoraussetzung für den höheren Beamtenstand in den heutzutage selten gewordenen Fällen anzusehen, in denen für das fragliche Fach weder eine Staatsprüfung noch eine Universitäts- oder Hochschulprüfung möglich ist, die Promotion somit allein die übliche Abschlußprüfung für das Hochschulstudium bilden kann.

Für die Mediziner aller Richtungen war das Doktordiplom bis 1869 rechtliche Voraussetzung für die Zulassung zur Approbation bzw. Staatsprüfung — und zwar aus gewerbepolizeilichen, insbesondere medizinalpolizeilichen Gründen. Heutzutage ist es, wie ich vorhin bereits erwähnte, umgekehrt. Die Vorlage einer amtlichen Bestätigung über die mit Erfolg bestandene ärztliche, zahnärztliche oder tierärztliche Staatsprüfung ist Voraussetzung für die Zulassung zur Promotion. Auch wenn das Publikum jeden approbierten Arzt mit „Herr Doktor“ anredet und der also Angeredete sich dies widerspruchslos gefallen lassen darf, so ist der Erwerb des Doktorgrades doch rechtlich erheblich, wenn er sich selbst als Doktor bezeichnen und das Dr. med., Dr. med. dent. oder Dr. med. vet. auf sein Praxisschild aufmalen will. Anderenfalls riskiert er, wegen unbefugten Führens eines akademischen Grades mit Gefängnis bis zu einem

²⁰⁾ §§ 30 Abs. 1 Satz 2, 44 Abs. 2, 54 Abs. 1 Satz 2, 57, 59 Abs. 1 Ziff. 1, 61 Abs. 1 des *Berliner Hochschullehrergesetzes*.

Jahr und mit Geldstrafe oder mit einer dieser Strafen bestraft zu werden²¹⁾.

Das weitere Privilegium der Graduierten, überall als Lehrer, d. h. in erster Linie als Vortragender auftreten zu dürfen, ist zwar durch die Versammlungsfreiheit und das Recht zur freien Meinungsäußerung juristisch gegenstandslos geworden. Um so bedeutsamer ist das soziale Prestige geblieben, das noch immer der Doktorgrad in den Augen der Behörden und des Publikums genießt. Nur deshalb unterziehen sich zahlreiche Personen, welche die für ihren Beruf erforderliche Universitätsabschlußprüfungen oder Staatsprüfung mit Erfolg abgelegt haben, den nicht unbeträchtlichen Mühen und Kosten einer Promotion, auch wenn sie keineswegs die Absicht haben, als wissenschaftliche Mitarbeiter im Hochschuldienst tätig zu werden oder die akademische Laufbahn einzuschlagen. Der Sinn des heutigen Doktors liegt deshalb nicht, wie Jastrow seinerzeit formulierte²²⁾, in seiner Überflüssigkeit, sondern in dem Sozialprestige, das es noch immer seinem Träger gewährt.

Dieses Sozialprestige ist es auch, was allein die Verleihung des Doktorgrades ehrenhalber, des sog. doctor honoris causa, erstrebenswert erscheinen läßt. Auch dieser ist ein akademischer Grad, der — im ius promovendi enthalten — in allen Promotionsordnungen vorgesehen ist. Die materiellen und formellen Voraussetzungen für die Verleihung sind nicht einheitlich. Verlangt werden bald echte wissenschaftliche Leistungen, bald nur besondere oder hervorragende oder außergewöhnliche Verdienste auf geistigem Gebiet unter der Bedingung, daß sie sich auf den Forschungs- und Lehrbereich der verleihenden Fakultät auswirken. Die Verleihung bedarf eines Fakultätsbeschlusses, der mit qualifizierter Mehrheit zu fassen ist. Die Ehrenpromotion wird durch die feierliche Überreichung des Diploms vollzogen, das die sog. laudatio, d. h. eine kurze Würdigung der Persönlichkeit und der besonderen Verdienste des Promovierten enthält. Der Wert dieser Auszeichnung ist um so höher, je ehrlicher sie verdient und je seltener sie verliehen wird.

V.

Dieser selbstverständliche Satz gilt nicht nur hinsichtlich des Ehrendoktors. Er gilt für alle akademischen Grade und Würden. Deswegen darf es nicht wunder nehmen, wenn auch in unseren Tagen die Universitäten und die ihnen gleichstehenden wissenschaftlichen Hochschulen darüber wachen, daß der Status einer wissenschaftlichen Hochschule und damit zugleich das Recht, gesetzlich

²¹⁾ Diese Strafdrohung betrifft, wie bereits erwähnt, nicht nur die Mediziner, sondern ganz allgemein jeden, der unbefugt einen akademischen Grad führt. Dies kann auch dann praktisch werden, wenn der akademische Grad wegen Unwürdigkeit entzogen wird oder wenn in einem Strafurteil auf dauernde Aberkennung der öffentlichen Ehrenrechte erkannt worden ist, was nach § 33 StGB automatisch zum dauernden Verlust auch des akademischen Grades führt, den der Verurteilte bis dahin zu Recht geführt hat.

²²⁾ a. a. O. 221.

geschützte akademische Grade und Würden zu verleihen, nicht solchen Hochschulen gewährt wird, welche nach Maßgabe ihrer Funktion, der von den Lehrenden verlangten Qualifikation und der von den Lernenden zu erfüllenden Voraussetzungen nicht den Rang einer wissenschaftlichen Hochschule beanspruchen können. Es ist gewiß leicht, die Äußerlichkeiten einer Universität wie z. B. die akademische Selbstverwaltung und die Rektoratsverfassung, die Titulatur der Lehrer und dgl. nachzuahmen, ja sogar in einem Gesetz festzulegen. Wer hierin das wesentliche Merkmal einer Universität sieht, weiß nichts von ihrer Geschichte, ihrer Funktion und ihrem inneren Lebensgesetz²³⁾. Vielleicht gibt es manchem bundesdeutschen Politiker zu denken, wenn er in einer im Jahre 1957 im Ostberliner Akademie-Verlag in der Reihe der Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig erschienenen Abhandlungen über den Ursprung der Universität im Mittelalter folgende Sätze des Historikers Herbert Grundmann liest²⁴⁾: „Es sollte nicht ganz verloren gehen und verkannt werden, was man schon seit der Entstehung und in der Frühzeit der Universität spürte und begriff: Daß da in der Tat *spontan*, nicht aus staatlicher oder kirchlicher Initiative, nicht aus sozialen oder wirtschaftlichen Beweggründen, sondern aus ursprünglichem Wissensdrang, aus Erkenntniswillen und Wahrheitsstreben, aus dem *amor sciendi* etwas Neues entstand und die daran beteiligten Menschen zu einer Gemeinschaft verband, die ihre eigenen Wege ging — zur Universität. Sie ist gewiß nicht immer in der Folgezeit in unbehelligter und mutiger Unabhängigkeit ihren Weg gegangen, allzuoft durch die Jahrhunderte nicht. Aber in ihrem Ursprung und Wesen ist sie auf unabhängiges Denken, Forschen und Lehren gerichtet. Sonst bestünde sie nicht. Dieser historische Befund ist des Nachdenkens wert, auch in unserer Gegenwart, auch für das wahre Verständnis unserer geschichtlichen Wirksamkeit überhaupt, auch für unser richtiges Verhalten in ihr.“ Dieser, wohlgermerkt in Mitteldeutschland geäußerten Mahnung war und ist sich die Westdeutsche Rektorenkonferenz bewußt, wenn sie sich sogar gegen alle Versuche wendet, das Ansehen der durch das Grundgesetz institutionell garantierten deutschen Universität dadurch verwässern zu lassen, daß von Staats wegen der Rang einer wissenschaftlichen Hochschule solchen Instituten verliehen wird, bei denen die erwähnten sachlichen Voraussetzungen nicht gegeben sind. In dieser Hinsicht möchte ich auf folgende Vorgänge kurz aufmerksam machen:

Auch wenn in der Zone eine große Anzahl von Fachhochschulen mit sämtlichen Rechten einer wissenschaftlichen Hochschule gegrün-

²³⁾ Deshalb kann eine neugegründete wissenschaftliche Hochschule oder eine bestehende Hochschule, welche von Staats wegen als wissenschaftlich anerkannt worden ist, Mitglied der Westdeutschen Rektorenkonferenz nur unter der Voraussetzung werden, daß diese Vereinigung der augenblicklich in der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin (West) bestehenden Universitäten, Technischen Hochschulen und anderen wissenschaftlichen Hochschulen dem entsprechenden Antrag eines Mitglieds mit qualifizierter Mehrheit zustimmt.

²⁴⁾ *Philologisch-historische Klasse*, Bd. 103, Heft 2, S. 65.

det worden ist, erkennt die Westdeutsche Rektorenkonferenz nur die acht klassischen Hochschulen in Ostberlin, Halle, Jena, Leipzig, Rostock, Greifswald, Dresden und Freiberg in Sachsen als wissenschaftliche Hochschulen an und wendet sich deshalb auch gegen die Aufnahme der mitteldeutschen Fachhochschulen in die Association Internationale des Universités.

Im Jahre 1959 ist zwischen der Ständigen Konferenz der Kultusminister und der Westdeutschen Rektorenkonferenz eine Vereinbarung dahin getroffen worden, daß bei Neugründungen von wissenschaftlichen Hochschulen, bei der Verleihung des Status einer wissenschaftlichen Hochschule an eine schon bestehende Einrichtung und bei der Verleihung des Promotions- und Habilitationsrechts an eine bestehende Hochschule das betreffende Bundesland zunächst die wissenschaftlichen Hochschulen seines Gebiets über die Landesrektorenkonferenz um ein Gutachten darüber bitten wird, ob die in Frage kommende Hochschule die sachlichen Merkmale aufweist, welche für Universitäten und die ihnen gleichstehenden wissenschaftlichen Hochschulen charakteristisch sind, und in personeller und sachlicher Hinsicht eine Gewähr dafür bietet, daß das Niveau der wissenschaftlichen Hochschule in der Bundesrepublik gesichert wird. Welche praktische Bedeutung dieser Vereinbarung zukommt, zeigte sich anlässlich der Versuche, die Pädagogische Hochschule in Berlin zur wissenschaftlichen Hochschule aufzuwerten, indem man ihr u. a. gesetzlich das Recht verlieh, einen akademischen Grad auf dem Gebiet der Pädagogik zu verleihen²⁵⁾ und ihre beamteten Professoren durch das neue Hochschullehrergesetz je nach der Besoldungsgruppe, in der sie sich befanden, zu ordentlichen oder außerordentlichen Professoren machte²⁶⁾. Es ist klar, daß diese Äußerlichkeiten nicht ausreichen, sie als wissenschaftliche Hochschule zu qualifizieren. Deshalb wurde auf Drängen der beiden Berliner Universitäten im Hochschullehrergesetz ausdrücklich festgelegt, daß allein die Freie Universität Berlin und die Technische Universität Berlin wissenschaftliche Hochschulen sind, während die Anerkennung weiterer staatlicher Hochschulen in Berlin als wissenschaftliche nur durch Gesetz erfolgen kann²⁷⁾.

VI.

In diesen Zusammenhang gehört schließlich noch der Schutz akademischer Würden gegen mißbräuchliche Verleihung und irreführenden Gebrauch. Hierbei denke ich weniger an die Verleihung der akademischen Würde eines Ehrenbürgers oder eines Ehrensenators, weil diese Würde in der Regel nur solchen Persönlichkeiten verliehen zu werden pflegt, welche sich nicht durch spezifisch wissenschaftliche Leistungen, sondern in anderer Weise um die Wissenschaft schlechthin oder um eine bestimmte wissenschaftliche Hoch-

²⁵⁾ § 17 Abs. 2 des Gesetzes über die Pädagogische Hochschule Berlin vom 23. 11. 1958, GVOBl 1073 (es soll an den mag. paed. gedacht sein).

²⁶⁾ § 63 Abs. 2 des *Berliner Hochschullehrergesetzes*.

²⁷⁾ § 2 Abs. 2 und 3 des *Berliner Hochschullehrergesetzes*.

schule verdient gemacht haben. Die Bezeichnungen „Ehrenbürger“ und „Ehrensator“ werden weder in Verbindung mit dem Namen oder der Anrede gebraucht, noch geben sie zu irgendwelchen Verwechslungen Anlaß.

Ganz anders liegt es hinsichtlich der Bezeichnung „Professor“. Abgesehen von den heute nur noch seltenen Fällen, in denen „Professor“ als bloßer Ehrentitel ohne Verbindung zu einer Hochschule und ohne die Voraussetzung irgendwelcher wissenschaftlichen Verdienste an einer Landesregierung verliehen wird²⁸⁾, kann der genannte Ausdruck entweder bloße Amtsbezeichnung oder darüber hinaus eine dem akademischen Grad rechtlich entsprechende akademische Würde sein. Ebenso, wie ursprünglich der Doktorgrad, bezeugt die Bezeichnung „Professor“ die wissenschaftliche Qualifikation seines Trägers und seine Zugehörigkeit zu einer wissenschaftlichen Hochschule. Ferner richtet sich das Rangverhältnis unter den akademischen Lehrern und damit deren Stellung und Rechte innerhalb der Korporation seit eh und je nach den verschiedenen Abstufungen dieser Würde. Dieser Umstand darf nicht aus den Augen verloren werden, auch wenn die Verbeamtung der Professorenschaft zu der Ansicht verleitet, nicht die Hochschule, sondern der Staat verleihe diese Würde²⁹⁾. In Wahrheit liegt die Sache so, daß das Universitätsrecht und damit auch die Rechtsstellung der Universitätslehrer unstreitig den Schwerpunkt im Korporationsrechtlichen hat, während die beamtenrechtliche Beziehung nur akzessorisch ist³⁰⁾, d. h. vorhanden sein oder, wie das Beispiel des außerplanmäßigen nicht-beamteten Professors und des Honorarprofessors zeigt, auch fehlen kann. Im schon wiederholt erwähnten neuen Berliner Hochschul-Lehrergesetz kommt dieser grundlegende Gedanke in zahlreichen Vorschriften zum Ausdruck. So kann z. B. nach § 36 der Akademische Senat auf Vorschlag der Fakultät mit Zustimmung der staatlichen Aufsichtsbehörde Privatdozenten, die in Forschung und Lehre den Anforderungen entsprechen, die an planmäßige Professoren gestellt werden, und in der Regel mindestens vier Jahre habilitiert sind, die akademische Würde „außerplanmäßiger Professor“ verleihen. Die Verleihung wird vom Rektor vollzogen.

Nach § 22 kann außerordentlichen Professoren aus besonderen Gründen durch Beschluß des Akademischen Senats mit Zustimmung

²⁸⁾ Eine derartige Verleihung ist seit dem 5. 8. 1957, an dem das Bundesgesetz über Titel, Orden und Ehrenzeichen vom 26. 7. 1957 in Kraft trat, nur auf Grund eines Landesgesetzes zulässig, weil die sog. Professor-Titelverordnung vom 1. 7. 1937 durch § 17 Ziff. 5 des Gesetzes von 1957 ausdrücklich als Bundesrecht aufgehoben worden ist. Zu der Frage, ob diese Professor-Titelverordnung als typischer Ausdruck des nationalsozialistischen Regimes mit dessen Zusammenbruch als aufgehoben zu gelten hat oder als Landesrecht, vgl. THIEME, a. a. O. 225 ff., und die dort Zitierten.

²⁹⁾ So z. B. THIEME, a. a. O. 253, mit der Begründung, die vom Hochschullehrer geführte Professorenwürde sei deshalb kein akademischer Grad, „weil kraft Gesetzes zu den akademischen Graden nur solche Würden zählen, die von der Hochschule verliehen werden“.

³⁰⁾ Ebenso THIEME, a. a. O. 252.

der Aufsichtsbehörde Rang und Würde eines ordentlichen Professors verliehen werden. Der Vollzugsakt liegt ebenfalls dem Rektor ob.

Nach § 26 werden Honorarprofessoren durch Beschluß des Akademischen Senats mit Zustimmung der Aufsichtsbehörde bestellt.

Nimmt man hinzu, daß jedenfalls in Berlin auch planmäßige Professoren nur auf entsprechenden Antrag der Akademischen Senate berufen werden können und ihre Erneuerung zum Beamten durch den Akademischen Senat als Dienstbehörde erfolgt, so wird vollends klar, daß auch die Bezeichnung „Professor“ eine akademische Würde ist, die nur an einer Universität oder ihr gleichgestellten wissenschaftlichen Hochschule erworben und nur von einer solchen verliehen werden kann. Dementsprechend ist es folgerichtig, wenn nach § 17 des Gesetzes derjenige, der die Würde eines Professors erlangt hat, diese Bezeichnung ohne Zusatz auch nach dem Ausscheiden aus der Hochschule führen darf, sofern nicht — entsprechend den Vorschriften über den Doktorgrad — die Weiterführung durch die Hochschule mit Zustimmung der Aufsichtsbehörde wegen Unwürdigkeit untersagt wird.

Alle diese Vorschriften passen auf Professoren an Universitäten und wissenschaftlichen Hochschulen, weil sie der den Universitäten vom Ursprung her immanenten korporationsrechtlichen Struktur und Gliederung entsprechen. Ein ordentlicher Professor ist Inhaber eines ordentlichen, ein außerordentlicher Professor Inhaber eines außerordentlichen Lehrstuhls. Ein Honorarprofessor hat zwar keinen Lehrstuhl. Zum Honorarprofessor darf aber nur bestellt werden, wer nach seinen wissenschaftlichen Leistungen zur Mitarbeit an der Hochschule geeignet ist und in seinem besonderen Fach den Anforderungen entspricht, die an die Inhaber von Lehrstühlen gestellt werden. Dieselbe Voraussetzung gilt für die Verleihung der Würde eines außerplanmäßigen Professors an einen Privatdozenten.

Dagegen ist die Bezeichnung „Professor“ für Lehrer an kirchlichen Hochschulen eine kirchliche, für Lehrer an staatlichen Hochschulen, die nicht als wissenschaftliche anerkannt sind, eine staatliche „Amtsbezeichnung“, aber keine akademische Würde³¹⁾. Dies ergibt sich mit besonderer Klarheit aus dem Berliner Hochschullehrergesetz, das sehr deutlich zwischen der Bezeichnung „Professor“ als Würde und als Amtsbezeichnung unterscheidet. Während in den bereits erwähnten Bestimmungen der §§ 22, 26 und 36 ausdrücklich von der Verleihung der Würde eines Professors die Rede ist, erhalten nach § 63 Ab. 2 die beamteten Professoren an der Pädagogischen Hochschule, der Hochschule für Bildende Künste und der Hochschule für Musik, soweit sie in die Besoldungsgruppe AH 2 eingereiht sind, die Amtsbezeichnung „außerordentlicher Professor“, soweit sie in die Besoldungsgruppe AH 3 eingereiht sind die Amtsbezeichnung „ordentlicher Professor“. Dementsprechend wird in § 17, welcher die Weiterführung der Bezeichnung „Professor“ als akademische Würde auch nach dem Ausscheiden aus der Hochschule erlaubt, ausdrücklich hin-

³¹⁾ Ebenso THIEME, a. a. O. 253.

zugefügt, daß diese Vorschrift entsprechend anwendbar ist, wenn die Bezeichnung „Professor“ nur eine Amtsbezeichnung oder Teil einer solchen ist.

Diese zugunsten der Lehrer an anderen als wissenschaftlichen Hochschulen getroffene Sonderregelung stellt eine erhebliche Abweichung von dem allgemeinen Beamtenrecht insoweit dar, als ein Beamter bei Übertritt in ein anderes Amt die bisherige Amtsbezeichnung überhaupt nicht mehr und bei Versetzung in den Ruhestand nur mit dem Zusatz „außer Dienst“ (a. D.) führen darf. Daneben liegt aber in dieser Vorschrift ein Einbruch in das Universitätsrecht insofern, als der character indelebilis, der ein Wesensmerkmal der akademischen, d. h. von der wissenschaftlichen Hochschule verliehenen Würde ist, auf diesem Wege einer vom Staat verliehenen Amtsbezeichnung zuerkannt wird, zu deren Erlangung weder wissenschaftliche Leistungen noch irgendeine Mitwirkung einer wissenschaftlichen Hochschule erforderlich sind. Wenn die Universitäten und ihre Lehrer sich gegen eine derartige Gleichmacherei von Ungleichartigem zur Wehr setzen, so liegt hierin weder Gelehrtenhochmut noch Akademikerdünkel, sondern lediglich das Verlangen, daß auch der Gesetzgeber den Leitgedanken des noch immer geltenden Gesetzes über die Führung akademischer Grade beachten und die Führung einer Amtsbezeichnung nicht in einer Form gestatten sollte, welche den Anschein erweckt, als handle es sich um eine von einer wissenschaftlichen Hochschule verliehenen Würde. Allerdings müssen sich die Universitäten und ihre Lehrer darüber im klaren sein, daß nicht nur die Bezeichnung „Professor“, sondern auch alle anderen Grade und Würden als ausschließlich akademische nur dann bewahrt werden können, wenn alle Lehrenden und Lernenden intra et extra muros Academiae in Arbeit und Lebensführung den strengen Geboten der Wissenschaft gehorchen und akademische Grade und Würden nicht als schmückenden Titel, sondern nur als verdiente Auszeichnung echter wissenschaftlicher Leistung verleihen und erstreben.

Die Mythen der platonischen Dialoge

Unter allen Philosophen *) nimmt PLATON auch darin eine einzigartige Stellung ein, daß seine Schriften literarische Kunstgebilde von sehr komplizierter Formgebung sind. Als solche stellen sie der Interpretation Probleme, wie sie in vergleichbarer Relevanz bei keinem anderen philosophischen Autor auftreten dürften. Über die Bedeutung der dialogischen Form ist man sich seit SCHLEIERMACHER, dem Begründer der modernen Platonforschung, im klaren und weiß um die Notwendigkeit der spezifisch platonischen Dialogform für die Darlegung gerade dieser Philosophie. Dagegen besteht ein merkwürdiger Mangel an Klarheit und Einhelligkeit in der Deutung der Mythen, die PLATON an markanten Stellen gerade seiner bedeutendsten Dialoge vorträgt. Gern sieht man sie unter der Antithese *Logos und Mythos*, so als ob PLATON neben der Vernunft noch ein anderes Instrument der Wahrheit kenne, den Mythos. Dabei unterscheiden sich die Interpreten, die in dieser Richtung gehen, nur darin, daß die einen meinen, PLATON habe den Mythos aus der religiösen Tradition übernommen, die anderen aber, er habe ihn aus dem Bedürfnis, die unvollständige Vernunft Einsicht zu ergänzen, erfunden. Ich halte die so gemeinte Antithese *Logos und Mythos* für falsch, sehe im PLATON keinen Platz für das Nebeneinander von Glauben und Wissen und meine, daß es einen anderen Weg zum Verständnis dieser Schöpfungen gibt, einen Weg, der zu der Einsicht führt, daß es sich bei den Mythen PLATONS um eine schriftstellerische Form handelt, deren sich PLATON frei schaffend bedient, um mit beiden Formen, Dialog und Mythos, dieselbe einheitliche Wahrheit seiner Philosophie auszusagen.

Unter den eschatologischen Mythen PLATONS ist der einfachste derjenige, der den Dialog *Gorgias* abschließt. Er erzählt von einem Totengericht, das die Zeussöhne Radamanthys, Aiakos und Minos abhalten. Sie schicken die Guten zu den Inseln der Seligen, die Schlechten in den Tartaros, wo sie Strafen erleiden, die ihnen zukommen und die ihrer Besserung dienen. Nur die unheilbar Bösen werden zur Abschreckung der anderen in Ewigkeit gefoltert. In kindlichem Märchentone wird geschildert, wie das ursprüngliche Verfahren, Lebende am Tage ihres Todes von Lebenden aburteilen

*) Öffentliche Antrittsvorlesung an der Ludoviciana zu Gießen, gehalten am 27. 5. 1963. Von allen Fragen, die mit dem Gegenstand verknüpft sind, wird nur eine behandelt, nämlich die Grundfrage, wie sich Mythos und Philosophie bei PLATON zueinander verhalten. Die hier versuchte Antwort widerspricht der herrschenden Meinung entschieden. Doch muß Auseinandersetzung mit der philologischen und philosophischen Platonliteratur einer weiter ausholenden Interpretation der platonischen Mythen vorbehalten bleiben. Das Beste, was ich gefunden habe, ist der Vortrag von LUDWIG EDELSTEIN: „*The function of the myth in PLATO's philosophy*“, *Journal of the History of Ideas* X 1949, 463—481. Mit ihm komme ich in der Grundrichtung überein, aber nicht in der Durchführung der These.

zu lassen, zu Beschwerden der Aufseher des Tartaros wie der Inseln der Seligen führte: Fehltritte waren nur allzu deutlich aufgefallen. Darum setzte Zeus das Totengericht durch seine Söhne ein. Von nun an wird ausschließlich die sittliche Qualität der Seele beurteilt. Zur Einführung dieses Mythos sagt SOKRATES zu seinem Gesprächspartner: „Höre eine sehr schöne Geschichte, die du vermutlich für ein Märchen μῦθος halten wirst, ich aber für einen Logos“, eine wahre Aussage. Am Schluß (527 a b) wiederholt er diesen Gedanken: „Du moquierst dich vielleicht über dieses Ammenmärchen. Es wäre nicht verwunderlich, daß man sich darüber moquiert, wenn wir forschend Besseres und Wahreres finden könnten . . . Nun aber ist unter so vielen Thesen (unseres Gesprächs) eine einzige unerschüttert geblieben, während die anderen erschüttert wurden, nämlich daß man sich vor dem Unrecht mehr hüten muß als vor dem Unrechtleiden.“ Deutlicher als hier kann nicht gesagt werden: dieser Mythos ist wörtlich verstanden ein Märchen, er hat aber einen Kern an Wahrheit, der hinter der im philosophischen Gespräch gewonnenen Wahrheit an Sicherheit nicht zurücksteht. Entgegen der Behauptung, die üblich ist, daß der Mythos dem Logos hinzubringe, was dieser nicht leisten kann, werden wir hier darüber belehrt, daß am Mythos dasjenige wahr ist, was den Logos bestätigt. Lohn und Strafe im Jenseits können also nur bedeuten, daß es für die Seele besser ist, ohne Unrecht in den körperlosen Zustand einzutreten. Daß die Seele als ein selbständiges Ding außerhalb des Körpers weiterlebt, glaubt PLATON bewiesen zu haben; und wir dürfen nicht deswegen, weil uns diese Beweise nicht schlüssig scheinen können, behaupten, PLATON selbst habe sie nicht ganz ernst genommen. Wäre diese weit verbreitete Behauptung richtig, so bliebe für den *Gorgias*mythos, aber auch für den Dialog selbst nicht viel Sinn übrig. Ein Unrecht nun, das die Seele auf sich geladen hat, schädigt ihren Zustand, ihren Habitus. Wenn sie mit geschädigtem Habitus in den Bereich des Unkörperlichen übergeht, so mindert das ihre Eudaimonie, die ja nur in ihr selbst liegt. Lohn und Strafe äußern sich also in ihrer Befindlichkeit. An einem reineren Ort, dem unräumlichen Ort der Urgestalten, hat sie nicht diejenige Reinheit, die ihrer ursprünglichen Affinität zu den Urgestalten des Seins entspricht (die Seele ist keine Idee, aber ideenverwandt, gottähnlich), d. h. ihre Eudaimonie ist gemindert. Wenn PLATON überhaupt mit Sicherheit von einem körperlosen Zustand der Seele sprechen konnte, so mußte er ihn als einen Zustand der Aktivität und Spontaneität verstehen; und damit konnte er nicht meinen, etwas zum erwiesenen Unsterblichkeitsbegriff hinzugetan zu haben. Er durfte dann auch sinnvoll von Leiden und Besserung durch Leiden sprechen; denn der moralische Defekt ist ja ein Mangel an Wissen, den die Seele lernend heilen und ihr Unglück beheben kann. In diesem spirituellen, aber sehr wirklichen Sinne ist das Totengericht für PLATON Wahrheit. In anderen Mythen zieht er auch die Auswirkung davon auf das nächste irdische Leben der Seele in Betracht. Wenn der *Gorgias*mythos nur vom Totengericht spricht, so liegt das an der Thematik des Dialoges, der vom Sinn der Rhetorik handelt. Der Immoralist

KALLIKLES sah ihn in der Durchsetzung des eigenen Interesses vor Gericht und warnte den SOKRATES: du mit deiner Haltung wirst dir vor Gericht nicht zu helfen wissen und wirst schmachlich scheitern; darum nutze die rhetorische Kunst. Die Drohung ist kein Schrecknis für den, der von der Unsterblichkeit weiß. SOKRATES kehrt, auf die Wahrheit des Mythos gestützt, die Warnung um: KALLIKLES wird in jenem anderen Gericht sehr schlechte Figur machen, darum soll er dem Mythos folgen und zusehen, wie er den Totenrichtern eine möglichst fleckenlose Seele wird präsentieren können, unter Verzicht auf Erfolg beim athenischen Gericht. Dazu ihn aufzurufen, ist der Mythos da. Der im Dialog bewiesene Satz, daß Unrecht leiden besser ist als Unrecht tun, gibt die Sicherheit für solchen Aufruf. Man muß natürlich anerkennen, daß in der platonischen Denkweise ein aus Begriffen im Gespräch bewiesener Satz eine bindende Voraussetzung für Denken und Leben darstellt. Nichts ist ernster gemeint als die Paradoxie, daß Rhetorik sinnvoll nur dazu dienen kann, dem Angeklagten zu seiner richtigen Strafe und dadurch zu seiner Besserung zu verhelfen.

Aus allem Dargelegten erhellt, daß der Mythos nicht nur auf Inhalt und Ergebnis des Dialoges bezogen, sondern sogar im Hinblick auf ihn von PLATON erfunden ist. Gewiß hat PLATON Motive von da und von dort verwendet: aus HOMER, von den Mysterienreligionen, den Pythagoreern, auch von den Orphikern. Aber so, wie es hier erzählt wird, steht's eben nirgends sonst. Man merkt, daß es zu diesem Dialoge passen soll. Dialoge, die kein Ergebnis haben, sondern in eine ungelöste Aporie auslaufen, haben keinen Mythos. Wenn SOKRATES sagt: „Dieses habe ich gehört und glaube es“ (*ἀκρηχῶς πιστεύω*) 524 a⁸, so gehört das *ἀκρηχῶς* zur Form des Märchenerzählens, *πιστεύω* aber heißt: ich halte es für richtig, nämlich aus Beweisen. Ich hebe das hervor, weil sich der Philosoph JOSEF PIEPER¹⁾ auf das *ἀκρηχῶς πιστεύω* beruft zur Stütze seiner These, die platonischen Mythen seien die griechische Ausprägung menschheitlicher Offenbarung (*revelatio primitiva*), die PLATON glaubend annimmt und auch wir nur glaubend annehmen können. Der Fehler ist, daß hier der Mythos isoliert aus dem Zusammenhang des Dialoges beurteilt wird, ohne ihn überhaupt zur platonischen Philosophie in Beziehung zu setzen. Schon formal tritt der Mythos im *Gorgias*, wie sonst, gar nicht feierlich und mit dem Anspruch des Übrationalen auf, sondern schlicht als Märchen. Die vermeintliche Offenbarung wird auch gar nicht zusammenhängend vorgetragen, sondern sogleich nach dem ersten Abschnitt, wo die Änderung der Gerichtsordnung durch Zeus erzählt wird, unterbricht SOKRATES, bezieht das bis dahin Erzählte auf den Beweis des Dialogs, dann erzählt er selbst weiter, wobei er Interpretation hinzufügt und, wieder im Anschluß an den Beweis des Dialogs, Mahnung anknüpft, eine Mischung, die bei allen anderen Mythen PLATONS wiederkehrt. Der Text zwingt zu dem Urteil, daß das Totengericht Metapher ist und der ganze Mythos

¹⁾ JOSEF PIEPER: *Über die Wahrheit der platonischen Mythen* in: *Einsichten, Gerhard Krüger zum 60. Geburtstag*, Frankfurt a. M. 1962, S. 289—296.

fortgesetzte Metapher, das ist nach QUINTILIAN Allegorie. Allerdings ist festzuhalten, daß das jenseitige Leben der Seele und ihre Verantwortung keineswegs metaphorisch sind. Die Allegorie und das, was sie meint, liegen hier in der gleichen Sphäre.

Im *Phaidon*, dessen Thema die Befreiung der Seele vom Körper ist, erscheint am Schluß, wenigstens des beweisenden Teils, ein eschatologischer Mythos, für den charakteristisch ist die Mischung des Jenseitigen mit Erdkugelgeographie, die aus neuer pythagoreischer Forschung stammt und PLATON zur Kenntnis kam, als er auf seiner ersten sizilischen Reise den Archytas in Tarent besuchte. Er teilt im *Phaidon* die neue Theorie, die er gewiß ernst nahm, jedenfalls in den Grenzen, bis zu denen ihm eine nicht ideenhafte Erkenntnis Anspruch zu haben schien, ernst genommen zu werden, doch nicht um ihrer selbst willen mit, sondern macht das von ihr gezeichnete Bild der Erdoberfläche zum Sinnbild der Differenz zwischen unreiner körperlicher und reiner intelligibler Welt. Wir Menschen wohnen, so heißt es da, gar nicht auf der eigentlichen Erdoberfläche, sondern in einer weiten Vertiefung. Zwischen ihr und anderen ähnlichen Vertiefungen gibt es ein unterirdisches Kanalsystem, dessen Mittelstrang der durch die ganze Erde durchgehende Tartaros ist. Schon wir hier oben leben in einer trüben Welt, von der wir nur durch eine dicke Atmosphäre hindurch mit Mühe den reinen Himmel erblicken. Das Kanalsystem ist vollends finster und mit unreinsten, größten Stoffen gefüllt, mit Schlamm, Feuer, heißem und kaltem Wasser. Allen, die sich in unserem Leben zu gierig ans Stoffliche klammern, ist dieser unreine Ort als Aufenthalt im Tode bestimmt, verschiedene Teile davon verschiedenen Kategorien, den schweren aber heilbaren Frevlern, den unheilbaren und den mittelmäßigen. Die guten Seelen werden nach dem Tode an die wahre Erdoberfläche versetzt, da wo sie nicht vertieft ist. Dort gibt es reinere Luft, schönere Vegetation, edlere Steine und feiner organisierte Menschen, die den Himmel näher und leuchtender sehen und die mit Göttern im vertrauten Umgang leben. Hier ist das Paradies, die wahre Erde, der wahre Himmel. Eine Auslese der Guten, das sind die Philosophen, aber nur die Platoniker, dürfen einen noch schöneren Ort bewohnen. Es ist deutlich, wie hier Wissenschaft von der Erde allegorisch die Grundwahrheit der Philosophie veranschaulichen soll. Lohn und Strafe bezeichnen auch hier die absolute Verantwortung über unser Leben hinaus. Die den Mythos einführenden Worte lauten: „Wenn anders die Seele unsterblich ist, bedarf sie klärlieh der Pflege nicht nur für diese Zeitspanne, für die wir das Wort *leben* gebrauchen, sondern für die Gesamtzeit; und dann dürfte das Risiko furchtbar erscheinen, wenn einer sie vernachlässigt“ (107c). Ebenso aufschlußreich ist die Schlußbemerkung: „Darauf zu bestehen, daß das sich so verhält wie ich erzählte, steht einem vernünftigen Manne schlecht an. Daß es freilich mit den Seelen und ihren Wohnungen entweder so oder ähnlich steht, so wahr die Seele sich als unsterblich erweist, das scheint mir wohl anzustehen und lohnend, es darauf zu wagen, in der Überzeugung, daß es so ist: das kann man gut wagen. Auch muß man sich Der-

artiges wie einen Beschwörungsgesang vortragen, weswegen ich ja eben schon längst den Mythos in die Länge ziehe“ (114 d). Der Begriff des Wagnisses bedeutet keinesfalls, wie manche verstehen, es handle sich intellektuell um einen Sprung ins Dunkle („Wagnis des Glaubens“ ist eine geläufige theologische Vorstellung), er weist vielmehr gerade auf die intellektuell gewonnene Sicherheit. Ich übersetze: „Das kann man gut wagen“, statt: „Das Wagnis ist gut“, denn ein gutes Wagnis ist eines, das im Grunde gar keines mehr ist, weil es eine bewiesene Sicherheit gibt. Die Alternative: „entweder so oder ähnlich“ kann nur meinen, die Erzählung sei nicht wörtlich zu nehmen, habe aber einen Wahrheitskern, der unbezweifelbar ist und den Sachverhalt der Seelenwanderung einschließt. Mythos ist nach PLATONS allgemeiner Definition (Staat 377 a) „Erfundenes, in dem aber Wahres drin steckt“ (ψευδὸς, ἐνὶ δὲ καὶ ἀληθῆ). Es bestätigt sich uns im *Phaidon*mythos das Allegorische, die Mischung der Formen der Aussage und die beschwörende, mahnende Funktion des Mythos; alles war im *Gorgias* genauso da. Als Einzelheit, die niemand wörtlich nehmen wird, ist interessant der Zug, daß die heilbaren Frevler in unterirdischen Schlammflüssen so lange schmachten müssen, bis sie die Verzeihung ihrer Opfer erwirkt haben. Hier hat PLATON ein altes, schönes Motiv aus HOMERS *Nekyia* spielerisch eingeflochten: Odysseus versucht vergebens, den grollenden Schatten des Aias, dem er einst schweres Unrecht antat, zu versöhnen.

An den Dialog vom *Staat* hängt PLATON einen Mythos an, der von einem Scheintoten erzählt wird. Er hat für 12 Tage das Jenseits besucht, darf aber zurückkehren und uns berichten, was er gesehen hat. Es ist Er, der Sohn des Armenios, ein Pamphylier: PLATON nennt einen Barbaren aus einem beliebigen fernen, eher verachteten Volke; die Sache geht alle Menschen an, das Heil kommt nach PLATON nicht von den Griechen. Er distanziert sich vom griechischen Stolz auch sonst, den doch nach ihm ARISTOTELES so sehr bewahrt. Der Besucher von drüben berichtet zwei Dinge: das Totengericht und die Wahl der neuen Lebenslose durch die neu einzukörpernden Seelen. Zum ersten Punkte erfahren wir nichts, was nicht im *Gorgias* gesagt wurde. Der Berichterstatter erfährt von denen, die Lohn und Strafe hinter sich haben, ihre Erfahrungen. Eindrucksvoll ist es, wie einem Tyrannen der Weg ins Leben zurück verwehrt wurde: als unheilbar wurde er von Teufeln gefoltet zur Abschreckung der anderen. Gerade im Dialog vom *Staat* ist der Tyrann ein interessanter Typus als Gegenbild des philosophischen Staatsmanns und als extremer Fall schlimmer menschlicher Möglichkeiten. Über den *Gorgias*mythos hinaus geht der Bericht von der Wahl der Lebenslose. Wie die Spuren des diesseitigen Lebens im Jenseits sich nicht verwischen lassen, so prägt wiederum das, was die Seelen im Jenseits erfahren und gelernt haben, ihr Verhalten in einem neuen körperlichen Dasein. Die Verantwortung für dies unsterbliche Ding, das unser eigentliches Selbst ist, reicht über die Spanne, die zwischen zwei Einkörperungen liegt, hinaus; wir sind ihrer nie ledig. Dies wird der Wahrheitskern der Erzählung von der neuen Wahl sein.

Im Kreise der Anwärter für die Einkörperung gelangt der Bericht-erstat-ter in den Mittelpunkt des Weltalls, wo die Weltspindel zu sehen ist, d. h. die Achse des Alls mit den acht Ringen, die ineinander-gesetzt um sie kreisen. Die Abstände und Geschwindigkeiten der ein-zelnen Ringe nämlich, der Planetenschalen und des Fixsternhimmels, werden uns einläßlich beschrieben, mit Einschluß der Sphären-harmonie, ein großartiges System der Ordnung und Notwendigkeit, wie denn die Gottheit, die es beherrscht, Ananke, Notwendigkeit, d. h. eigentlich Fessel, Bindung²⁾ heißt. Übrigens hatte PLATON dies eben erst bei den Pythagoreern gelernt. Doch anders als die Erdkugel-geographie erscheint das Planetensystem in diesem Zusammenhang nicht in allegorischer Funktion, sondern in seiner physischen Wirk-lichkeit als das streng und sinnvoll Gebundene. Im Schoße der Ananke geht die Wahl der Lebenslose vor sich. Lachesis, eine der drei Moiren, der Töchter der Ananke, läßt zuerst die Reihenfolge des Wählens auslosen. Dann werden Lebensformen gewählt, die in reicher Auswahl angeboten werden. Wer erst spät wählen darf, hat nicht mehr alle zuerst vorhandene Auswahl, aber immer noch eine hinreichende. Welchen Bios einer wählt, davon hängt die Beschaf-fenheit seiner Seele im neuen Leben teilweise ab; völlig determiniert ist sie dadurch nicht. Umgekehrt hängt die Wahl des Bios von der Einsicht der wählenden Seele ausschließlich ab, bis auf die kleine, unerhebliche Minderung der Auswahl, die das Los bewirken kann. Ein Sprecher der Lachesis verkündet den Sinn der Wahl im voraus mit lapidaren Worten: „Nicht euch wird ein Daimon erlosen, sondern ihr werdet einen Daimon wählen. Wer gemäß der Auslosung der jeweils erste ist, der wähle als erster die Lebensform, mit der er not-wendig verknüpft sein wird. Die Arete aber hat keinen Zwingherrn. Jeder, der sie hoch oder gering achtet, wird mehr oder weniger von ihr haben. Die Verantwortung liegt beim Wählenden, Gott hat keine Verantwortung.“ Der Sprecher der Lachesis macht uns die Inter-pretation leicht, redet er doch explizit platonische Theologie, in der PLATONS Protest gegen die Theologie der alten Dichtung steckt. In meiner Übersetzung hieß es: „Die Arete hat keinen Zwingherrn“ (ἀρετῆ ἀδείσποτον). Was heißt das? Arete, hier unübersetzbar, ist so-wohl die beste Verfassung eines Wesens als auch sein Gedeihen, also hier die richtige Beschaffenheit der Seele und ihre Eudaimonie zugleich, ihr gutes Schicksal. Dies wird nicht von einer eifersüchtigen Gottheit zugeteilt, die dem Menschen Gottähnlichkeit nicht gönnt. Sondern die Eudaimonie, die mit der sittlichen Vollkommenheit iden-tisch ist, kann vom Menschen völlig frei ergriffen werden, wenn er nur gottähnlich werden will. Es ist paradox, daß der Sprecher im Dienste der Notwendigkeit die absolute Freiheit von der Notwendig-keit verkündet. Aber dies Paradoxon enthüllt den Sinn der Erzäh-lung von der Spindel der Notwendigkeit. Hier im Herzen des physi-schen Kosmos, dessen Gebundenheit man anschaulich vor sich hat,

²⁾ Eine noch ungedruckte Arbeit von HEINZ SCHRECKENBERG (Münster) macht mit reichem Belegmaterial und glücklicher Interpretation gewiß, daß der eigent-liche Sinn von ἀνάγκη Joch, Fessel ist.

wird die Unabhängigkeit der unsterblichen Seele von jeder Gebundenheit als Grundgesetz des sittlichen Lebens proklamiert. Ihr Schicksal in Zeit und Ewigkeit liegt bei ihr allein. Dieser Gedanke ist nicht nur Bestandteil der platonischen Philosophie, sondern steht in ihrem Zentrum. Wenn also das, was der Mythos lehrt, zentrale Aussage des Logos ist, verstehen wir, wieso SOKRATES nach dem Abschluß des *Staatsmythos* sagen kann: „Und so wurde der Mythos gerettet (durch den Scheintoten nämlich) und kann auch uns retten, wenn wir ihm folgen . . .“ (621 b c). Rettung bringt nach platonischer Auffassung die Philosophie unserem Leben. Aber der Mythos ist eben die Philosophie noch einmal. Genau so entspricht der schon genannten Äußerung aus dem *Phaidon*: „Ich ziehe den Mythos in die Länge zur Beschwörung“ (114 d) eine andere Stelle desselben Dialogs, wo gesagt wird: „Wir brauchen eine Beschwörung gegen die Todesfurcht; denn es steckt ein Kind in uns, das hat Angst“ (77 e). Diese Beschwörungen aber sind die Unsterblichkeitsbeweise. Man sieht übrigens: Mythos und Logos wirken beschwörend im gleichen Sinne.

Es bleibt die Frage, ob die Wahl der Lebenslose von PLATON ernst gemeint sein kann. Ich glaube: ja. PLATON, der ein scharfer Beobachter des Lebens war bei allem spekulativen Höhenflug und der keineswegs weltfremd gewesen sein kann, sah deutlich die verschiedene Begabung der Menschen im Sittlichen und für die Bewältigung von Lebensaufgaben. Diese Unterschiede führte er nicht auf physische Ursachen oder Umweltbedingungen zurück, sondern auf etwas Schicksalhaftes, das in den Seelen selbst liegt. Dies Schicksalhafte konnte er nach seiner eben beschriebenen Seelenlehre und Theologie weiter nur auf den Willen der Seelen zurückführen, auf eine Grundentscheidung, die von ihren vorausgehenden Erfahrungen abhängt. Das gesamte Leben der Seele erscheint in PLATONS Sicht über die verschiedenen Einkörperungen hinweg als ein kontinuierlicher Zusammenhang der Verantwortung und des selbstgewählten Schicksals. Es gibt Menschen, die Gold in der Seele haben, heißt es im *Staat*, und PLATON nennt auch das Mythologia; andere haben Silber in der Seele, wieder andere nur Eisen oder Kupfer; darauf muß die ständische Ordnung in PLATONS *Staat* Rücksicht nehmen; nicht für jeden Bios ist jede Seele geschaffen. Wenn PLATON solche Grundrichtungen und grundlegenden Qualifikationen im Zusammenhang seiner Seelenlehre beurteilte, so konnte und mußte er Grundentscheidungen der unsterblichen Seele darin sehen. Ordnet er doch auch Unglück, das die Seele trifft, in den Zusammenhang ihres gesamten Lebens ein: Unglück ist dann immer Folge eigener Schuld, eigener falscher Wahl in einer früheren Phase der Existenz, deswegen aber auch immer temporär. Die Götter senden grundsätzlich kein Unglück, es sei denn, man halte solche Dinge, wie sie bei den Tragikern dargestellt werden, für Unglück. Doch die Dichter lehren Falsches, das kein Philosoph annehmen kann. Der Protest PLATONS dagegen kann nicht grundsätzlich genug verstanden und darf nicht durch historisierende Deutung abgeschwächt werden.

Daß der nichts Unsinniges behauptet, der PLATON die jenseitige

Lebenswahl als ernste philosophische Aussage zutraut, scheint mir der Text zu belegen. Die mythische Erzählung wird nämlich nach der Ankündigung der Lebenswahl und vor ihrer Durchführung unterbrochen. PLATON stellt den ursprünglichen Dialogzusammenhang wieder her und läßt den SOKRATES zu seinem Partner Glaukon sagen: „Hier offenbar, lieber Glaukon, liegt das ganze Risiko für den Menschen; und deswegen muß man am meisten dafür Sorge tragen, daß ein jeder von uns unter Hintansetzung anderer Wissenschaften von dieser Wissenschaft Sucher und Lerner werde“ (618 b c). Diese eine Wissenschaft ist die Philosophie, deren Natur im vorangehenden Dialog entfaltet wurde. Sie soll uns, so erfahren wir jetzt, in den Stand setzen, die zukünftige jenseitige Wahl des richtigen Bios für die nächste Einkörperung schon jetzt vorauszubestimmen. Diese Wahl, bei der wir unbehindert sein werden, es sei denn durch unsere eigene Blindheit, ist das einzige Risiko des menschlichen Schicksals, nicht etwa sind dies unbegreifliche göttliche Willkür oder die Ausweglosigkeit, in die uns gottgesandte Leidenschaften stürzen. Schon jetzt haben wir es in der Hand, unserer nächsten Existenz die Richtung auf das Gute und Göttliche zu geben. Es heißt da: „Fest wie Stahl muß die Überzeugung sein, mit der einer in den Hades geht, damit er sich nicht beeindruckt lassen von Reichtum und lauter solchen Übeln und nicht auf tyrannische Macht verfallt oder anderes solches Tun und viele, unheilbare schlimme Dinge tue, in der Folge aber selber erleide“ (619 a). Wir entnehmen aus der eingelegten Mahnrede zweierlei: erstens, daß die jenseitige Wahl ernstzunehmen ist, zweitens, daß die Funktion des Mythos eine parainetische, mahnende ist, Aufruf zur Philosophie, die unser Schicksal bestimmt.

Der Vorgang des Wählens wird dann anschaulich erzählt. Immer spielen die Erfahrungen des vorangehenden Lebens eine ausschlaggebende Rolle, meist negativ: man will das Schlimme, das man erlebt hat, nicht wiederholen und wählt einen ganz verschiedenen Bios. Die gewählten Bioi machen es dem Menschen von vornherein leichter oder schwerer, ein gerechter Mensch zu werden. Es gibt da eine Rangordnung der Bioi, deren Extreme der Bios des Tyrannen und der des Philosophen sind. Den ersteren ist es fast unmöglich, gerecht zu werden, der Philosoph ist es von Beruf. Doch steht jedem Menschen ohne Ansehung seines Bios der Weg zur Wahrheit offen.

Der lange Dialog, der hier zu Ende geht, handelt von der Gerechtigkeit der einzelnen Seele, die hinausprojiziert den gerechten Staat möglich macht. Wenn nun der Schlußmythos zur Gerechtigkeit aufruft, der wir hier und auf der tausendjährigen Reise bis zur nächsten Existenz unsere Eudaimonie verdanken werden, dann kann der Wahrheitsgehalt des Mythos nur identisch sein mit dem des Logos. Nur so läßt sich auch die Mischung der Formen verstehen, der wir wieder begegnen: in mythisches Fabulieren mischen sich philosophische Formulierungen, wissenschaftliche Beschreibung und Mahnrede.

Im Mythos des *Phaidros* ist der Seelenwagen, der gelenkt ist vom geflügelten Wagenlenker Geist, gezogen von den geflügelten Pferden

Mut und Begehren, und seine Fahrt zum überhimmlischen Ort als Allegorie sofort zu durchschauen. Wir erfahren etwas von platonischer Seelenlehre, den wichtigen Sachverhalt, daß die dreigeteilte Seele unsterblich ist, nicht nur der Geist. Das könnte auch in der Form des Logos mitgeteilt werden, wie PLATON selbst uns wissen läßt, wenn er bei Einführung der Wagenmetapher (246 a) von der göttlichen und langwierigen Darlegung spricht, der im Moment eine menschliche und kürzere, nämlich die Bildmetapher vorgezogen werden sollte. Man darf diese Antithese nicht sinnwidrig so deuten, als ob uns Menschen die göttliche Darlegung versagt und nur die menschliche übrig bliebe. Über die Seele könnte sehr wohl auf göttliche Weise, d. h. mit den Mitteln der Ideenphilosophie gehandelt werden. Die Metapher Flügel bedeutet den Drang nach oben, nach dem Göttlichen und Vollkommenen, nach den Ideen. Der Verlust der Flügel, der zum Absturz der Seele in den Bereich der Körperwelt führt, bedeutet die Unvollkommenheit unserer Seele, deren Drang nach Ergänzung und Reinheit aber nicht notwendig abstirbt, sondern wieder erwachen und zu neuer Beflügelung führen kann, und zwar in der Erotik und in der Philosophie, die bei PLATON eine sehr wesentliche und ernste Verbindung eingehen. Der Eros des Älteren wird zum erzieherischen Antrieb, der die reine Seelenkraft begabter Jugend zur Wahrheit der Philosophie hinlenkt. Es entsteht hier ein Freundschaftsbund, der durch gemeinsame Überzeugung und gemeinsames Wahrheitsstreben gefestigt und nach dem Tode belohnt wird durch neuwachsende Flügel der Seele. Wenn das dreimal in drei aufeinanderfolgenden Lebensspannen gelingt, werden beide philosophischen Seelen aus der Folge der Einkörperungen herausgenommen. Der Mythos spricht von 3000 Jahren, nach denen die Seelen an den ursprünglichen Ort in die Gemeinschaft vollkommener Seelen zurückversetzt werden. Nichtphilosophischen Seelen wird erst nach zehntausend Jahren die Rückkehr zum Ausgangspunkt gegönnt. Daß es eine bessere und erstrebenswertere Existenz unserer Seele gibt als die Einkörperung in der physischen Welt, war ganz gewiß PLATONS Meinung. Ich halte es für ausgeschlossen, die tausendjährige Reise zwischen zwei Einkörperungen, die jedesmal mit großem Ernst und einer gewissen Emphase vorgetragen wird, als bloße Fabel abzutun, die nicht notwendig zur Wahrheit PLATONS gehöre. Die Zahlen sind gewiß Spielerei, nur daß diese langen Fristen das zyklische Wesen der Zeit bedeuten und insoweit auch ernst gemeint sein müssen. Nur wenn sie zyklisch in sich zurückkehrt, kann die Zeit der in sich ruhenden Ewigkeit als Abbild möglichst ähnlich werden, nicht wenn sie ungebunden in ungeahnte Zukunft vorwärts stürmt. Zeit muß gebunden sein. Eine Rückkehr an den Ausgangspunkt ist auch die Versetzung der philosophischen Seelen an eine bessere Stelle, d. h. in die Nähe der Urgestalten. Von der Beflügelung nach dreitausend Jahren heißt es: „Ein größeres Gut ist weder menschliche Nüchternheit noch göttlicher Wahnsinn fähig, dem Menschen zu geben“ (256 b). Ernst zu nehmen ist auch der Sinn der himmlischen Wagenfahrt, die die körperlosen Seelen im Gefolge der

Götter unternehmen. Es sind übrigens die homerischen Götter, denn PLATONS Mischungskunst scheut nicht davor zurück, Heterogenes zu verbinden.

Die Wonnen, die der dazu fähigen Seelen am überhimmlischen Ort warten, d. h. außerhalb des Kosmos, wo nach PLATON kein Raum mehr ist, sind die Wonnen der Ideenerkenntnis. Das Streben nach solcher Erkenntnis nennt er göttlichen Wahnsinn und entfaltet die raffinierteste Kunst seines Prosastils, um die Ergriffenheit der Seele von den Urgestalten zu beschreiben. Mit Bildern aus der Mythologie mischt er solche aus den Einweihungen der Mysterien und mit ganz bildloser, rein dialektischer Aussage. Das Kriterium, nach dem Seelen einem Menschenkörper zugewiesen werden, bezeichnet PLATON mitten im Mythos so: „Die Seele, die nie der Wahrheit ansichtig geworden ist, wird nie in diese Gestalt gelangen. Denn ein Mensch muß das in der Form der Idee Ausgesagte verstehen können, indem er von vielen Wahrnehmungen, die er mit dem Denken zusammenfaßt, zu einem gelangt“ (249 b). Dieser Satz könnte im Dialog stehen; er ist rein dialektisch. PLATONS Mythos ist schon selbst eine kunstvolle Mischung aus mythologischen Elementen, die er aus der Tradition übernimmt, wie die Wagenfahrt, die Flügel u. a. Die Mischung nun der Aussageweisen setzt im Stilistischen dies synthetische Verfahren fort.

Wie ist die Metapher göttlicher Wahnsinn zu verstehen? Man kann sagen, das Denken als solches — wenigstens, wenn es auf bedeutende Gegenstände gerichtet ist — könne eine Art von Rausch sein. Das gilt hier in spezifischem Sinne, wenn man noch die Besonderheit der Gegenstände des platonischen Denkens beachtet. Die Ideen sind vollkommene Wirklichkeiten, die Idee des Guten, für uns einer der leersten aller Begriffe, ist für PLATON die konkreteste Realität, sie ist Gott. Das Erkennen dieser höchsten Realitäten hat einen überwältigenden, den ganzen Menschen verwandelnden Charakter, es bestimmt sein Tun ohne Widerstand. Zum Unterschied vom kontemplativen Wissen des ARISTOTELES, mit dem die Praxis nichts zu tun hat, ist das platonische Wissen taterzwingend und lebensbestimmend. Der sokratische Satz „Wer das Gute weiß, tut es auch“, gewinnt seinen vollen Sinn erst vom platonischen Ideenwissen her und gehört daher vielleicht nicht dem historischen SOKRATES. Die Metapher göttlicher Wahnsinn, wie die gleichartige Enthusiasmus und die dritte Eros, denn auch das ist eine Metapher für den philosophischen Trieb, beziehen sich auf nichts als auf Denken, auf nichts als Vernunftgebrauch, bei dem gar nichts Mystisches ist (wenn man unter Mystik etwas Irrationales oder Antirationales versteht). Aber dies Denken ist ein so besonderes, daß die Metaphern schon fast keine Metaphern mehr sind, Dies Denken ist methodisch streng und zugleich ein leidenschaftliches Verlangen nach dem Vollkommenen. Die von PLATON neu in die Philosophie eingeführten logischen Verfahrensweisen wie die Dihairesis- und die Hypothesislogik verstehen sich doch als Wege eines überschwänglichen und weltflüchtigen Seelentriebes. Dies Überschwängliche und Weltflüchtige aus der

PLATONinterpretation zu eliminieren, den *Phaidros*mythos wie die gleichartige Diotimarede des Symposion ganz ins Metaphorische und Poetische aufzulösen, ist nicht erlaubt. Die bedürftige und unvollkommene Seele, die hier nicht zu Hause ist, sucht leidenschaftlich auf dem Wege des Denkens ihren Ursprung.

Den Mythen der späten Dialoge *Politikos*, *Timaios* und *Kritias* ist gemeinsam, daß sie den Zustand des Kosmos oder der Menschheit im Verhältnis zum Urbildlich-Vollkommenen ausdrücken wollen. Ich beginne, entgegen der Chronologie, mit dem wichtigsten, dem des *Timaios*. Denn dieser Dialog empfängt als Ganzes seine Form von einem Mythos, dem der Welterschöpfung. Wenn ein Demiurg, d. h. ein bildnerischer Gott den einen, einzigen Kosmos als Abbild des Kosmos der Ideen schafft, wobei er den vorgegebenen Formenvorrat in den vorgegebenen Stoff einprägt, so stellt sich sofort die Hauptfrage: Ist der Gedanke der Schöpfung ernst gemeint? Die ausdrückliche Erklärung, daß es sich um eine „wahrscheinliche Erzählung“ (εἰκῶς μύθος, 29 d) handle, sagt uns nicht, wie weit das Mythische reicht, ob der Vorgang der Schöpfung selbst fabulös oder wahr ist. Es könnte ja sein, daß wir die Formulierung aus dem *Phaidon* „entweder so oder ähnlich“ auch hier anwenden dürfen. Dort im *Phaidon* blieb vom jenseitigen Gericht jenseitige Verantwortung als wahr übrig. Bleibt auch vom Tun des Demiurgen irgendeine Form der Entstehung als wahr übrig? Über diese Frage sind sich nicht nur die modernen PLATON-Forscher uneinig, sondern waren es schon PLATONS unmittelbare Schüler. ARISTOTELES und THEOPHRAST hielten die Welterschöpfung für ernst gemeint, aber falsch und widerlegbar. Dagegen SPEUSIPP und XENOKRATES (wie dann auch spätere, vor allem die Neuplatoniker) hielten sie nur für eine Form der Darstellung. Ich meine, die Frage darf nicht offen bleiben und kann auch mit starken Gründen zugunsten der letzteren Interpretation entschieden werden. Nicht nur, daß ein persönlicher Gott im platonischen Denken kein Heimatrecht hat und daß die Erschaffung der Seele ihrer bewiesenen Ewigkeit widerspräche, vor allem steht einer echten Welterschöpfung das Motiv entgegen, aus dem nach *Timaios* (29 e) der Demiurg ans Werk gegangen sein soll. Das Gute, d. h. das Vollkommene, das im Demiurgen ist, wollte sich sichtbar darstellen, denn dieser Gott wacht nicht wie die altgriechischen Götter eifersüchtig über seine Privilegien. Deshalb wollte er den ganzen Bestand an Gutem, an Ideen in die Sphäre des Werdens, die sichtbare Welt, überführen, so daß alle daran teilhaben und die Seele, von Geist erfüllt, die Urgestalten in der abbildlichen Welt erkennen kann. Dieses Motiv ist im Wesen des Demiurgen verankert und kann nicht irgendwann erst aktuell geworden sein. Die Zeit gehört ja selbst zum Erschaffenen. Der Demiurg sagt zu den von ihm geschaffenen Gestirngöttern, sie seien prinzipiell wieder auflösbar, doch sein Wille als eines Guten garantiere ihnen Ewigkeit. Zu einer echten Entstehung müßte Vergehen logisch das Komplement bilden. Ein zweites Argument finde ich schwarz auf weiß im Text des *Staates*, wo es im Zusammenhang des Höhlengleichnisses heißt, die Idee des Guten sei

von allem Richtigen und Schönen Ursache, denn „sie hat im sichtbaren Bereich das Licht und dessen Herrn (die Sonne) geschaffen (τεκνοῦσα), im intelligiblen Bereich aber hat sie allein aus ihrer Vollmacht Wirklichkeit und Vernunft möglich gemacht“ (517c). Die beiden Argumente kombinierend halte ich es für geboten, den Demiurgen als literarische Personifikation der Idee des Guten zu verstehen und finde eine dritte Stelle (*Timaios* 37a), die das in erwünschter Weise bestätigt. Da wird von der Weltseele gesagt, daß sie „als beste unter dem Geschaffenen in die Wirklichkeit trete von der Hand des Besten unter dem Intelligiblen und ewig Seienden“. Das Beste im Intelligiblen kann nur die Idee des Guten sein. Wenn also die Frage: war der Kosmos immer oder ist er entstanden? (*Timaios* 28 b) mit γέγονε beantwortet wird: er ist entstanden, so muß dies zur Bildlichkeit der Erzählung gehören. Bezeichnenderweise folgt nicht: sie wird zu Grunde gehen. Um die Struktur und den Rang darzustellen, erzählt PLATON eine fingierte Entstehung. Als Sinn der Allegorie bleibt dann nicht ein „entweder so oder ähnlich“ übrig, sondern nur die Abbildlichkeit und zweitrangige Seinsweise. Seit HESIOD kann Zeugung und Geburt Abhängigkeit und abgeleitete Würde bedeuten. Dieser Kosmos hat den formalen Grund seiner Existenz nicht wie die Ideen in sich selbst. Die Neuplatoniker durften hier wie sonst die Differenz zwischen Mythos und Logos nivellieren und den Demiurgen in ihre Hypostasen einbauen. Sie setzten ihn zwar mit dem Nous, der Ideenwelt, gleich, nicht mit der Idee des Guten, aber das ist spätere Systematisierung. Die Frage ist unvermeidlich, ob das, was am Schöpfungsbericht philosophisch wahr ist, auch nichtmythisch gesagt werden könnte; und sie ist zu bejahen. Der mythischen Form kommt nur die Funktion der Erleichterung zu. *Timaios* 28 e steht der Satz: „Den Schöpfer und Vater dieses Kosmos zu finden, ist ein Stück Arbeit und ihn dann vor allen auszusagen, ist unmöglich.“ Ihn zu finden ist also nur schwer, nicht unmöglich, aber ihn auszusagen, ist vor wenigen doch möglich. Hier wird auf die Erörterung in der Akademie verwiesen. Der Gesprächsführer, Timaios, ein Pythagoreer, erklärt eingangs zur mythischen Form: wir als Menschen müssen zufrieden sein, wenn wir über den werdenden Kosmos nicht exakt, sondern nur in wahrscheinlicher Erzählung sprechen können. Dieser Satz (29 c d), den bezeichnenderweise nicht SOKRATES spricht, ist zu relativieren. Wenn PLATON vom menschlichen Standpunkt redet, meint er immer: in der Ideenphilosophie haben wir ein göttliches Instrument. Es liegt nicht in seiner Absicht, Grenzen der Vernunft einzuschärfen. Wohl aber „dient es der Erholung und stellt ein angemessenes und vernünftiges Spiel dar“, wenn man die strenge Dialektik beiseite legen und über die Welt des Werdens reden kann, „ein Vergnügen, das man nicht zu bereuen braucht“ (so *Timaios* 59 c).

Wenn das Gesagte richtig ist, dann kann man das mythische Gewand der Darlegung im *Timaios* leicht abstreifen, um die schon im Logos gesicherte Wahrheit zu finden. Aber auch so schon ist die einkleidende Erzählung mit philosophischen Aussagen und noch

mehr mit Mathematik pythagoreischer Herkunft und astronomischen Lehren, nämlich dem Planetensystem des Eudoxos, gemischt. In noch höherem Maße als bei den eschatologischen Mythen liegt Mischung vor. Der zweite Teil des Dialogs gibt dann, obwohl formell dem Mythos noch zugehörig, eine Menge physikalischer und medizinischer Forschung. Der dauernde Übergang vom Mythischen zum Nicht-mythischen und umgekehrt ist leicht und auch stilistisch gar nicht störend (dank PLATONS Kunst), weil der Mythos so offensichtlich seinen philosophischen Sinn durchscheinen läßt und dem Logos manchmal zum Verwechseln ähnlich wird. Für eine Überschreitung der Grenzen des Wissens oder eine übernommene altheilige Tradition kann auch der Schöpfungsmythos wirklich kein Zeugnis ablegen. Im *Timaios* ist Mythos ein Stilmittel, um die abbildliche und teleologische Struktur des Kosmos leicht faßlich zu machen.

Wenn der *Timaios*-Mythos das erzählerische Mittel des sukzessiven Hervorgehens anwendet, so gleicht ihm im Prinzipiellen der *Politikos*-Mythos. Er will zeigen: es gibt einen notwendigen Spannungszustand zwischen der Weisheit vollkommener Staatslenkung und dem Widerstand, den ihr unser Leben in der materiellen Welt zwangsläufig leistet. Der Philosophie ist das ein Hauptproblem und mit den Mitteln der Dialektik zu behandeln. Der Mythos drückt diesen Spannungszustand durch ein Nacheinander aus: Es gab eine gottgelenkte Phase der Welt, und nun gibt es eine andere, in der Kosmos und Menschheit, sich selbst überlassen, mit ihrer Unvollkommenheit fertig werden müssen. Rein spielerisch läßt PLATON diese Phasen periodisch wiederkehren, so wie bei EMPEDOKLES, bei ihm freilich ernst gemeint, eine Weltzeit, in der sich alle Stoffe verbinden, regelmäßig abwechselt mit einer solchen, in der sie sich trennen. Sicher hat PLATON das aufgegriffen, aber es ist mit Händen zu greifen, wie viele andere Motive er noch aufgreift und zusammenschiebt, um das Bild der beiden Phasen auszudrücken: Das goldene Zeitalter unter Kronos, aus der Mythologie, das volkstümliche Schlaraffenland, wie wir es aus der alten Komödie kennen, die Kunde von frühen Katastrophen auf der Erde, vor allem aber den Mythos, daß Zeus, über die Greuel im Atridenhause empört, die Sonne an der verkehrten Seite aufgehen ließ. PLATON macht daraus eine Umkehrung des ganzen Lebens, aber gerade in der Struktur der alten gottgelenkten Zeit: Damals liefen alle Vorgänge umgekehrt ab, die Sonne ging im Westen auf, die Menschen wurden alt geboren und lebten auf die Jugend zu. Bei HESIOD sind Neugeborene mit grauen Haaren ein Symptom der Dekadenz. Das hat PLATON kühn auf die gute Weltperiode übertragen, genau wie die Umkehr der Sonne. Es ist völlig deutlich, wie der philosophische Gedanke vorgegeben ist und wie PLATON nichts getan hat, als mythologische Fäden verschiedener Herkunft zu einem Gewebe zu verbinden, um den vorgegebenen Gedanken auszusagen: der Staatsmann unserer Welt muß damit rechnen, daß die Dinge nicht von selbst in ideenhaftem Sinne laufen.

Während PLATON im *Politikos* von einem urbildlichen Zustand

des Kosmos fabuliert, erfindet er im Dialog *Kritias*, der unvollendet oder nur fragmentarisch erhalten ist, einen urbildlichen Zustand der athenischen Geschichte. Urathen, das Athen vor 9000 Jahren, wird als Realisierung des platonischen Idealstaats mit seinen drei Ständen geschildert. Der von den Göttern inspirierten Weisheit des ersten Standes gehorchen der zweite und dritte Stand, die Krieger und die Handwerker und Bauern, willig. Auch das attische Land von damals war dem Idealstaat gleichwertig in seiner natürlichen Fülle. Das zeitgenössische Attika, ohne Humuserde, waldlos, wasserarm wie es ist, und das zeitgenössische Athen sind vom alten Zustand nur ein trauriger Überrest. Dieser vollkommene Staat der Urzeit bewährte sich siegreich gegen die Übermacht barbarischer Eroberer, die, von Atlantis, einer Insel des Weltmeeres, kommend, über die Mittelmeerwelt herfielen. Atlantis, eine reine Erfindung PLATONS, hatte einen Staat, der von Haus aus nicht schlecht war und lange Zeit gedieh, aber nicht unter der Herrschaft der Philosophie, sondern unter der eines streng codifizierten Gesetzes und dank einer straffen Führung durch Könige. Seine Vortrefflichkeit war so groß, wie sie überhaupt durch menschliche Bemühungen erreichbar ist; der Segen des Landes wurde harter Arbeit, nicht der Natur verdankt. Dieser Staat war ein non plus ultra glänzender Organisation, die seiner barbarischen Kraft entsprach. Zu Urathen stand er wie das bloß Menschliche zum urbildlich Göttlichen. Er verfiel nach langen Zeiten durch Habgier und Machthunger, von denen die maßvoll wohlhabenden Urathener sich dauernd freihalten konnten. Zeus bestrafte Atlantis mit der Niederlage auf dem Eroberungszug. Der Sinn des Mythos scheint klar: unter dem Schema: göttlich Vollkommenes — menschlich relativ Tüchtiges erfindet PLATONS Phantasie zwei Staaten der Urzeit, die er von der wirklichen Geschichte abtrennt: Atlantis wird vom Weltmeer verschlungen, Urathen von der deukalionischen Flut. Dieser Mythos gleicht bei Wahrung des platonischen Grundschemas einem utopischen Roman. Fingierte Geschichte soll Ideenhaftes veranschaulichen.

Wenn es zum Abschluß dieser Betrachtung erwünscht scheint, die platonischen Mythen geschichtlich einzuordnen, so ist zuerst zu sagen, daß die Form des prosaischen Mythos nicht von PLATON erfunden wurde, sondern bei den Sophisten gang und gäbe war. Jeder kennt die mythische Parabel des PRODIKOS von Herakles am Scheidewege. Von PROTGORAS haben wir einen Mythos, den der Sophist in PLATONS gleichnamigen Dialoge vorträgt. Zeus rettete nach diesem Mythos die Menschheit vor der Vernichtung, indem er jedem einzelnen Menschen den Sinn für Recht zuteilte; dagegen technisch zivilisatorisches Können brauchte bloß bei wenigen zu sein. Was der Mythos lehren will, daß Recht aus dem Bedürfnis der Lebenserhaltung entspringt, könnte man auch in der Form des Logos sagen. Tatsächlich stellt PROTGORAS beide Formen zur Auswahl, zieht aber die mythische vor, weil sie netter sei, anmutiger, weniger trocken (320 c). PLATON hat also auch das Nebeneinander zweier Weisen der Aussage für denselben Gedanken nicht erfunden. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß PARMENIDES wie in der Lehre vom unbe-

wegten Seienden so in einer gewissen mythisch-allegorischen Einkleidung PLATONS bedeutender Vorgänger ist. Die Wagenfahrt zur Göttin Dike, die göttlichen Wagenlenker, das schwere Tor, das erst geöffnet werden muß, die offenbarende Rede der Göttin, sie geben der gedanklichen Entdeckung, die vorgetragen wird, Würde, Neuheit, Distanz zum Alltäglichen. Von ihr hängt alles richtige Denken von nun an ab. Das gilt sicher nicht in geringerem Grade von dem, was die platonischen Mythen sagen wollen: soll es doch unser Leben retten.

Nach dem Charakter der Wahrheit, auf die er hinzielt, nimmt PLATON eine gegensätzliche Position zu dem aufgeklärten, autarken Denken der Sophisten ein. PLATON hat aber außer der Aufklärung der Sophistik und Rhetorik noch einen anderen großen Gegner, die hohe griechische Poesie von HOMER bis zu den Tragikern. Sie verdammt er ohne Gnade, weil sie über die menschlichen und göttlichen Dinge Falsches aussagte. Ungleich den Sophisten verschmähte es PLATON auch, aus diesen Aussagen durch allegorisierende Umdeutung aufgeklärte, für das moderne Leben brauchbare Gedanken zu gewinnen. Da er um den Weisheitsanspruch der alten Dichtung wußte und ihn ernstnahm, wie gerade die Schroffheit seines Verdikts beweist, konnte er sie nicht im ästhetischen Bereich ohne Rücksicht auf die Gehalte tolerieren. Deswegen forderte er eine neue Poesie, die ihre Aufgabe darin zu sehen hätte, Magd der philosophischen Wahrheit zu sein und zwei Themen zu behandeln: die wahre Eudaimonie des Menschen und das wahre Wesen des Göttlichen. Diese Dichtung ist nie geschrieben worden, auch nicht von PLATON selbst. Sie hätte, wäre sie geschrieben worden, angesichts der vorgegebenen Gehalte nur allegorisch sein können. So hätte sie in dieser Struktur und nicht weniger in den eben bezeichneten zwei Grundgehalten den Mythen der Dialoge aufs Haar geglichen, von deren prosaischer Form abgesehen, die aber nach aristotelischer Lehre (*Poetik* 1447 b 2 ff.) ein sprachliches Werk keineswegs aus dem Bereich der Dichtung ausschließt. Denn der Vers gilt dem ARISTOTELES weder als notwendiges noch als ausreichendes Charakteristikum einer Dichtung, sondern nur die Mimesis. Wir sind also durchaus berechtigt, die Mythen PLATONS den von ihm postulierten und in Vergestalt postulierten Dichtungen gleichzustellen. Wer das anerkennt, hat damit bereits die Antwort auf die Frage gewonnen, welche Gehalte denn PLATON der Behandlung in mythischer Darstellung vorbehält: es sind eben diejenigen, an die er die philosophische Dichtung gebunden wissen will. Die eschatologischen Mythen lehren uns unsere Eudaimonie außerhalb des innerweltlichen Bereiches und seiner Normen finden, die kosmologischen zeigen die Abhängigkeit unserer räumlich-zeitlichen Welt von einem urbildlich göttlichen Sein auf und veranschaulichen uns zugleich bildhaft, in welchem notwendigen Bezug unser Leben unter den Bedingungen des abbildlichen Kosmos zu dem außerhalb angesiedelten Göttlichen steht.

Noch ein Letztes ist zu sagen: Diese Mythen sind ein Spiel der an den Logos gebundenen Phantasie PLATONS. Spiel hat dabei einen

besonderen platonischen Sinn. Denn, wie der Philosoph im zweiten Teil des *Phaidros* eindrucksvoll darlegt, Ernst ist für ihn nur die Philosophie in ihrem dialektischen Vollzuge, im Zwiegespräch zwischen Geist und Geist in der Akademie. Seine ganze Schriftstellerei aber ist ihm Spiel, die Dialoge als Ganzes nicht minder als die Mythen. Nur sofern sie auf eine zu erkennende Wahrheit hinter ihnen hinweisen, haben diese literarischen Schöpfungen Wert, ein schönes Geistesspiel, das an den Ernst des Geistes erinnert. In diesem Lichte sind auch die Mythen seiner Dialoge zu sehen. Die alte Dichtung ist entthront, die Philosophie beherrscht das Feld. Nun darf ohne Gefahr wieder mythisch geredet werden; und so ersetzt PLATON den alten gefährlichen Mythos der Dichter spielerisch durch einen neuen von ihm erfundenen, durch den die rettende Wahrheit der Philosophie hindurchscheint.

Die Sphinx von Delphi

Versuch einer Deutung

Wer nach Delphi kommt *), den beeindruckt zunächst die Landschaft: der steile Absturz der Felsen, die die Ausläufer des Parnassos bilden, des Götterberges, auf dem Apollon und Dionysos wohnen, die Schimmernden, die Leuchtenden, die Flammenden — die Phaidriades, wie die Griechen diese Felsen selber genannt haben; das tiefe Tal des Pleistos, das in die weite Ebene des Ölbaumwaldes geht, wo einst die Wagenrennen bei den Pythischen Agonen ausgetragen wurden. Und jenseits des Tales, sanfter emporsteigend, die Ausläufer des Helikon, des Musenberges der Griechen (vgl. Abb. 4). Das ist das mythische Szenarium, in dem das Heiligtum des Apollon eingebettet ist. Und wer von der kastalischen Quelle aus zu diesem hinaufgeht, wie ehemals die Pilgerscharen, der wird gewiß, noch heute, davon angerührt sein: daß in dieser erhabenen Landschaft sich der Gott Apollon den Griechen offenbarte.

Niemand kommt nach Delphi, ohne auch die Einzelfunde aus dem Heiligtume, geborgen und gerade jetzt neu aufgestellt, im Museum sehen zu wollen. Wenn auch der Wagenlenker von Delphi, jenes unvergleichlich schöne und so wohl erhaltene Bronzefigurenwerk, alle anderen Eindrücke im Museum überragt — niemand wird jenes andere Werk übersehen haben, das, etwa 100 Jahre früher entstanden, schon allein durch seine Größe die Blicke auf sich zieht: die Sphinx von Delphi (vgl. Taf. 1—6) ¹⁾. Wenn auch dieses Werk künstlerisch, geistig, religiös wie aus einer völlig anderen Welt gekommen zu sein scheint, so möchte ich doch schon hier sagen: es ist in jedem Falle die apollinische und dionysische Welt von Delphi, welcher dieses wie jenes angehört.

Es ist ein höchst eigenartiges Werk, diese Sphinx, ein plastisches Kunstwerk ersten Ranges und von einer ganz besonderen mythischen Aussagekraft beseelt. Das spürt jeder, der dem Werke selbst einmal

*) Die hier vorgelegte Arbeit ist der Abdruck eines Vortrages, der am 22. November 1962 im II. Programm des Hessischen Rundfunks in der von Dr. Hassenstein betreuten Folge „Die Vorlesung“ gesendet wurde. Das Vortragsmanuskript habe ich kaum geändert, abgedruckt werden aber auch die kürzeren Teile, die bei der Sendung selbst wegbleiben mußten, weil sie sonst die vorgeschriebene Sendezeit von 30 Minuten überschritten hätten. Ich habe den Vortrag in einer veränderten Fassung und mit Lichtbildern bei einem Vortragsabend des Oberhessischen Geschichtsvereins in Gießen am 7. Februar 1963 wiederholt. — Daß ich den Text mit Anmerkungen für die Nachweise sowie mit einigen Abbildungen versehen konnte, verdanke ich dem Entgegenkommen des Herausgebers, meines Kollegen Prof. Dr. Ludat.

¹⁾ *Fouilles de Delphes* IV, Taf. 5 ff. DE LA COSTE-MESSELIÈRE, *Delphes*, Paris 1943, Taf. 47 ff. — G. LIPPOLD, *Handb. der Archäologie, Die Plastik*, S. 44 f. — L. CURTIUS, *Die klassische Kunst Griechenlands (Handb. der Kunstwiss.)* Potsdam 1938, S. 128, Abb. 186. — H. BERVE und G. GRUBEN, *Griech. Tempel und Heiligtümer*, Aufnahmen von M. HIRMER, München 1961, Taf. 73.

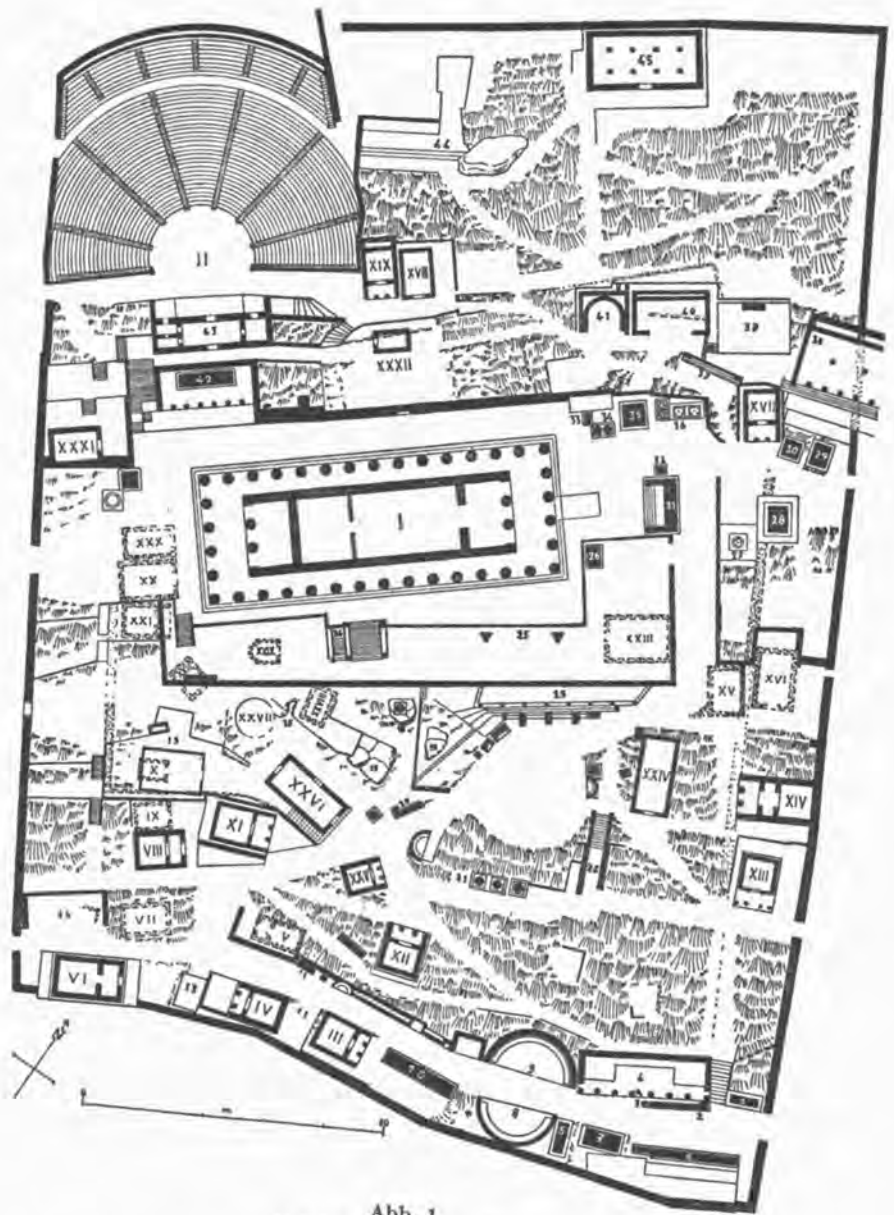


Abb. 1
 Delphi Apollonheiligtum
 Gesamtplan von P. DE LA COSTE-MESSELIÈRE bei BERVE-GRUBEN,
 Griechische Tempel und Heiligtümer.

in Delphi gegenüberstand oder es in guten Abbildungen betrachtet hat. Es ist etwas Geheimnisvolles in ihm: in dem Tierleib, aus dem große Flügel herauswachsen, in dem Menschenkopf mit dem so eindrucksvollen Angesicht, ein Geheimnisvolles, das mit dem Wesen dieser Gestaltung aufs engste verschmolzen zu sein scheint.

Ich möchte versuchen, ein wenig einzudringen in dieses Geheimnis. Man muß es immer wieder versuchen, nämlich dies: über die Beschreibung und Erklärung der künstlerischen Formen, über die Festlegung der Zeitspanne der Entstehung hinaus etwas wissen zu wollen von dem, was diese besonderen Formen zu sagen haben, kurz — die Frage zu beantworten: Was bedeutet die Sphinx von Delphi? Was bedeutet die Sphinx in Delphi?

Ich meine, wenn ich diese Frage nach der Bedeutung der Sphinx aufwerfe, nicht dies: daß ich versuchen möchte, etwa zu klären oder gar zu erklären, was die Griechen sich gedacht haben, als sie ein so seltsames Wesen erfanden und in Skulptur wie in Malerei oder im Relief anschaulich vor die Menschen hingestellt haben, wo Teile gleichsam aus verschiedenen Lebensbereichen der sichtbaren Welt zu einer Einheit verschmolzen wurden, und zwar so verschmolzen, daß neues Wesen entstand. Und die Sphinx von Delphi ist geradezu ein Musterbeispiel dafür, wie überzeugend die disparaten Teile eine neue Einheit, ein neues Wesen bilden, daß sozusagen ein neuer Organismus entstanden ist, daß also die Teile Mensch — Raubtier — Vogel nicht als bloße Zusammensetzungen erscheinen, sondern wie ein folgerichtiges Gebilde, das so und nicht anders ist.

Man spricht angesichts solcher Gestaltungen gern von Mischbildungen; ich möchte das Wort am liebsten vermeiden, weil ihm etwas anhaftet, das mehr Verwunderung über solche Zerrbilder der Natur ausdrückt, an Fabelhaftes denken läßt, an Phantastisches, willkürlich der Phantasie eines Menschen entsprungen — und es ist dabei doch alles andere als skurile Phantasie oder kapriziöse Willkür am Werk. Ich kann es nicht „erklären“ — und wer könnte das? —, warum z. B. die Ägypter sich eine Gottheit so dachten: daß auf dem schönen Leib einer jungen Frau, über den Halbkugeln der Brüste ein Raubtierschädel, ein Löwenkopf erscheint²⁾. So ist es auch hier: erklären kann man das nicht! Ich kann nur ausdrücken, was ich sehe — wie die Teile nicht bloß zusammengestellt sind, sondern — ich sagte es eben — so miteinander verknüpft sind, wie die Einzelteile eines Lebewesens eben immer ein Ganzes bilden: geschaffen wurde ein Gewächs von besonderer Art, an dem nichts Unnatürliches bemerkbar wird.

Als die delphische Sphinx um 560 v. Chr. Geb. entstand, war den Griechen der Anblick solcher Wesen längst vertraut. Der Darstellungstypus war im 7. Jh. festgelegt worden, der Meister unseres Werkes übernahm ihn, seine Gestaltung steht in der künstlerischen Tradition, die mit dem späten 8. Jh. beginnt, ihren besonderen Höhepunkt im 7. Jh. erreicht und im 6. Jh. plastische Bildwerke von ein-

²⁾ H. SCHÄFER und W. ANDRAE, *Die Kunst des Alten Orients (Propyläen-Kunstgeschichte II)* Berlin 1925, Taf. 340: Sechmet.

maliger Gültigkeit hervorbringt. Eine dieser gültigen Gestaltungen steht in der Sphinx von Delphi vor uns.

Wenn ich also nach der Bedeutung der Sphinx von Delphi frage, so meine ich nicht, daß ich versuchen möchte, eine Antwort zu geben auf die Frage nach der Bedeutung dieser eigenartigen Verschmelzung der drei verschiedenen Lebensbereiche: diese nehme ich als gegeben hin, bestaune sie, bewundere sie wohl auch, aber ich will nicht den Versuch unternehmen, sie gewissermaßen philosophisch-religiös auszudeuten oder zu erklären. Nur auf dieses möchte ich hinweisen: daß die beschriebenen Besonderheiten dieser Gestaltung darauf hinführen, in dem Sphinx-Bild nun auch die Wiedergabe eines Wesens zu erkennen, das aus einer Welt stammt, die der menschlichen, der sichtbaren Welt enthoben ist, über sie hinausragt, in eine andere hineinragt, vielleicht die Mittlerin gewesen ist, die durch Anschaulichkeit diese andere, höhere, göttliche (oder dämonische) Welt begreifbar macht³⁾.

Was ich mit dem „Versuch einer Deutung“ meine, ist ganz schlicht dies: was bedeutet denn die Sphinx in Delphi? Die Leute von Naxos haben sie nach Delphi geweiht — welches war der Anlaß dafür? Wir kennen den einstigen Aufstellungsort genau (vgl. Abb. 1—3, Taf. 7); ich frage daher: warum wurde sie hier, vor der später gebauten Polygonalmauer (vgl. Abb. 3) aufgestellt und nicht irgendwo anders? Wurde dieser Standplatz aus ästhetischen Gründen gewählt, oder war er zwingend gegeben etwa aus kultisch-religiösen Gründen? Hängt möglicherweise der einstige Aufstellungsort gar mit dem Sphinxwesen selbst zusammen? Wenn wir solches voraussetzen dürfen: ist dann nicht vielleicht aus diesem Zusammenhange heraus eine Deutung zu finden? Solcher Art ist mein „Versuch einer Deutung“.

Nun also — was bedeutet die Sphinx in Delphi? Es ist dies eine Frage, die eigentlich noch niemals richtig gestellt, geschweige denn umfassend und unter Berücksichtigung aller nur möglichen Fakten beantwortet wurde⁴⁾. Und doch müssen wir dies voraussetzen, ja an den Anfang aller Überlegungen stellen: daß ein so gewaltiges Werk, ein Werk von so besonderer äußerer und „innerer“ Größe und Spannung, weithin sichtbar im Heiligtum des Apollon aufgestellt (vgl. Abb. 3), daß die Sphinx von Delphi nun auch eine ganz besondere Bedeutung gehabt haben muß; denn niemals kann ein solches Werk etwa nur als Schmuck, als künstlerische Bereicherung gedient haben. Etwas Derartiges gibt es überhaupt nicht, im Altertume nicht, schon gar nicht in den in jeder Hinsicht so schöpferischen Jahrzehnten des frühen 6. Jhs.; das gibt es ja auch in den christlich bestimmten Zeitläuften des Mittelalters nicht.

Betrachten wir zunächst kurz das Werk selbst. Vor mir liegen viele photographische Aufnahmen, ältere und neuere. Alle freilich geben sie nur einen Schimmer der überwältigenden Realität des Werkes. Vor mir steht vor allem die Schöpfung selbst, vor meinem

³⁾ E. BUSCHOR, *Bilderwelt griech. Töpfer*, S. 12: „Wildnis-Dämon.“

⁴⁾ DE LA COSTE-MESSELIÈRES *Delphes* gibt eine Erklärung, s. S. 104, Anm. 30.

geistigen Auge; ich sah sie eben wieder, da ich, vor wenigen Wochen erst, wieder einmal im Museum von Delphi, zusammen mit Freunden, vor das Werk trat, vor das geflügelte Tier, dessen würdevolles Frauenhaupt in eine weite Ferne zu blicken scheint (Taf. 5), des Betrachters zu seinen Füßen nicht achtend, da seiend, ohne Rücksicht darauf, ob es einer anschaut oder nicht.

Und doch — ganz ohne „Rücksicht auf den Beschauer“ hat der Künstler sein Werk nicht geschaffen: er setzte es auf eine hohe Einzelsäule von ionischer Art; die Höhe der Säule zusammen mit der Figur hat man auf etwa 12,50 m berechnen können. Der Säulenschaft besitzt keine eigentliche Basis, sondern es ist eine einfache glatte Trommel, mit der die Säule beginnt. Diese ruht auf einem Sockel von wohl behauenen Steinen (vgl. Taf. 6, 7). Der Schaft ist in seiner ganzen Länge reich gegliedert durch viele Kanneluren, die mit den hellen Stegen und den dunklen Tiefen der Säule eine elastische Standfestigkeit verleihen. Als Krönung lag auf der Höhe des Schaftes ein ionisches Kapitell (Taf. 1). Dieses bildet seinerseits die Basis, auf der die Figur sich erhebt. Die steinerne Last wird getragen von der leichten federnden Elastizität, wie sie dem Charakter des ionischen Volutenkapitells innewohnt.

Der Leib der Sphinx ist löwenartig, nach den Tatzen zu urteilen, die wir an ihm sehen, und doch entspricht die Art des Sitzens mehr der eines wachsamem Hundes: die Sphinx sitzt auf den Hinterläufen, die Vorderläufe sind fast senkrecht emporgestellt und gehen in die Brust über, die mit einem Schuppenmuster „geschmückt“ ist (vgl. Taf. 4), d. h. das Muster deutet ein Federkleid an, wie es zu den Flügeln gehört. Über der Brust erhebt sich das gewaltige Frauenhaupt. Haarwellen gliedern seine klare Stirn, geschlossene Haar­masse fällt über den Nacken, gedrehte Lockensträhnen hängen zu­seiten des langen Halses herab (vgl. Taf. 3 u. 5). Die Augen sind groß mit den hochgezogenen Brauen und den gestelzten Bögen des Oberlides — man wird an mittelalterliche Steinskulpturen erinnert⁵⁾ (vgl. Taf. 5). In der Bildung der Augen, auch in dem etwas über­längten Oval des Angesichtes dürfen wir ohne Zweifel ein Zu­geständnis des Künstlers an den Standpunkt des Beschauers tief unten erkennen. Aus der Brust wachsen große, schön gerundete Flügel. Diese rollen sich nach innen, also zur Vorderseite der Figur hin, zum Hinterkopfe der Sphinx.

Von der zeitlichen und räumlich-kunstgeschichtlichen Einordnung des Werkes brauche ich hier nicht näher zu sprechen, dies scheint mir von der Fachwissenschaft hinlänglich geklärt: das Werk entstand im 6. Jh. v. Chr. Geb. und im Umkreis der Kunst auf den griechischen Inseln. Es ist eine Stiftung der Bewohner der Insel Naxos, auch der Marmor stammt von dort.

Die ionische Säule ist an sich ein Glied der ionischen Ordnung, das heißt verständlich nur im Zusammenhange mit einer Säulenreihe vor einer geschlossenen Wand — wodurch eine Halle ent-

⁵⁾ Vgl. H. VON BUTTLAR, *Griechische Köpfe*, Marburg 1948, Taf. 12.

steht. Wir kennen aber auch Beispiele, wo, wie im Falle der Sphinx, die ionische Säule den Zusammenhang mit Nachbarsäulen verlassen hat und als selbständiges Gebilde, als Einzelsäule auftritt, dann freilich nicht mehr eigentlich architektonisch, sondern selber fast wie ein Stück Plastik, als Träger eines Weihgeschenkes, einer Figur⁶⁾). Die Einzelsäule als Träger der Sphinx von Delphi ist durch das Auffinden vieler Trommeln, die heute noch beim einstigen Aufstellungsort liegen, vollkommen gesichert (Taf. 7)⁷⁾). Auch die Tatsache der Einzelsäule weist noch einmal auf die besondere Bedeutung dieses Weihgeschenkes hin.

Die Neuordnung des Museums in Delphi, die unter der tatkräftigen Leitung von Frl. Dr. Konstantinou vor sich geht, ist nahezu abgeschlossen: es ist fast ein neues Museums geworden, und vieles längst Bekannte und den Kennern der griechischen Kunst Vertraute erscheint in mehrfacher Hinsicht in einem neuen Lichte. So auch unsere Sphinx: sie wurde für den Transport auseinandergenommen, denn sie war ja nur in Bruchstücken aufgefunden worden⁸⁾; diese setzte man neu zusammen, die Anordnung der Flügel erhielt dadurch eine neue Form⁹⁾. Auf einem Sockel liegt jetzt die unterste Trommel, es folgt die Trommel mit der Weihinschrift der Naxier, dann die oberste Trommel der Säule und das Kapitell und schließlich die Figur selbst, die mit ihrer Vorderseite sich über den sogenannten Polstern, also über einer Nebenseite des Kapitells, erhebt (Taf. 1, 3, 6). Durch die neue, sachlich richtige und ästhetisch befriedigende Aufstellung hat das Werk entschieden an Eindruckskraft gewonnen.

K. SCHEFOLD, der Archäologe in Basel, faßte in seiner Schrift *Griechische Kunst als religiöses Phänomen*¹⁰⁾ den Gesamteindruck so zusammen: „Der geheimnisvolle Flügellöwe mit dem Mädchen- gesicht kündigt im Adel der Form von göttlichem Licht hinter dem Dunkel des Rätsels.“ Das ist gewiß recht schön gesagt — aber es genügt nicht. Wir möchten, meine ich, mehr wissen. Machen wir uns auf die Suche nach einer Antwort auf die Frage nach der Bedeutung der delphischen Sphinx. Es wird nötig sein, zu diesem Zwecke zunächst einmal Delphi zu verlassen, um den weiten Raum abzuschreiten, in dem die frühe Geschichte des griechischen Altertums sich vollzog.

Die uns fremdartig erscheinende Gewohnheit, im Bilde Göttliches oder Dämonisches wiederzugeben durch die Verbindung eines

⁶⁾ Z. B. F. KRISCHEN, *Weltwunder der Baukunst in Babylonien und Jonien*, Tübingen 1956, Taf. 15: Rekonstruktion der Votivsäule in Larissa. Panathenäische Preisamphora in Berlin, A. GREIFENHAGEN, *Antike Kunstwerke*, Taf. 81 links.

⁷⁾ Trommeln der Sphinxsäule: DE LA COSTE-MESSELIÈRE, Taf. 45 f.

⁸⁾ Photographie der Bruchstücke nach der Auffindung von der Polygonalmauer: DE LA COSTE-MESSELIÈRE, S. 45, Abb. 33.

⁹⁾ Leider bekam ich noch keine Aufnahme der neuen Zusammensetzung, Taf. 6 gibt daher nur die frühere.

¹⁰⁾ K. SCHEFOLD, *Die griechische Kunst als religiöses Phänomen* (Rowohlts Deutsche Enzyklopädie), Hamburg 1959, S. 37.

Tierleibes mit einem Menschenkopfe entspringt Vorstellungen, wie sie vor allem in der religiösen Gedankenwelt des Vorderen Orients heimisch sind. Aus Ägypten sind viele Beispiele bekannt, ich nenne als das berühmteste die Sphinx von Gizeh¹¹⁾. Jedoch während wir nach der geheimnisvollen Bedeutung einer jeden griechischen Sphinx suchen müssen, steht die Bedeutung der ägyptischen Sphinx eindeutig fest. Zunächst ist es immer ein männlicher Kopf, der über dem Löwenleibe sich erhebt, im Griechischen hingegen immer ein weiblicher¹²⁾. Es ist also der Sphinx, den wir aus Ägypten kennen. Hier ist auch der männliche Kopf immer der Kopf des Königs, sein Porträt. Der ägyptische Sphinx ist der monumentale Wächter schlechthin, die Verkörperung des das Land bewachenden und seine Feinde niederwerfenden Königs¹³⁾. Die ägyptische Bedeutung der Sphinx als Königssphinx ist in keinem Falle auf die griechische Sphinx übertragbar — das hindert allein die Weiblichkeit des Kopfes.

Ein weiterer Unterschied zwischen der ägyptischen und der griechischen Bildung ist die Beflügelung: die griechische Sphinx besitzt immer Flügel¹⁴⁾, der ägyptische nie! Es scheint richtig zu sein, was in verschiedenen Untersuchungen behauptet worden ist, daß die Verwandlung des ägyptischen Königssphinx in ein weibliches Wesen im Raume der hethitischen Kultur vor sich gegangen ist. Hier hat der Tierleib auch seine Flügel erhalten. Wir dürfen es als fast sicher annehmen, daß die Bildvorstellung, wie sie uns in der griechischen Kunst des 7. Jhs. entgegentritt, von dort her übernommen wurde¹⁵⁾.

Mit der Aneignung dieses Wesens durch die griechische Kunst geht die Herübernahme anderer Elemente aus dem Vorderen Orient Hand in Hand. Diese Übertragungen betreffen hauptsächlich den großen Schatz der Ornamentik; sie sind so deutlich greifbar, daß man die gesamte Kunstströmung dieser Zeit einfach den „orientalisierenden Stil“ genannt hat. Ohne die Übertragung der stilbildenden Elemente aus dem Orient zu übersehen oder geringer einzuschätzen, neigt die Wissenschaft heute mehr dazu, diese Bezeichnung weniger anzuwenden, weil sie geeignet ist, die Eigenleistung

¹¹⁾ Vgl. auch die Sphinx von Tanis in Kairo, Amenemhet III., SCHÄFER-ANDRAE, S. 286 und Taf. VII, und die Granitsphinx Thutmosis III. aus Karnak in Kairo, SCHÄFER-ANDRAE, S. 344.

¹²⁾ Von wenigen Ausnahmen abgesehen, männliche Sphinx z. B. im oberen Fries einer korinthischen Kanne in Berlin, K. BLÜMEL, *Antike Kunstwerke*, Berlin 1953, nr. 4.

¹³⁾ LESKY in *Roschers Mythologisches Lexikon*, s. v. Sphinx. R. HERBIG, *Realenzyklopädie*, s. v. Sphinx, Sp. 1726 ff.

¹⁴⁾ Es gibt nur wenige Ausnahmen, z. B. Terrakotta-Statuette, Auktionskatalog Münzen und Medaillen AG., Basel, August 1962, nr. 26. Auch die minoische Sphinx aus Hagia Triada in Iraklion (G. KARO, *Greifen am Thron*, Baden-Baden 1959, Abb. 27) besitzt keine Flügel.

¹⁵⁾ Umgekehrt ist nicht zu übersehen, daß es wahrscheinlich auch einen ägäischen „Einfluß“ auf die hethitische Kunst im 14. Jh. gibt; F. MATZ, *Kreta und frühes Griechenland*, 1962, S. 226, verweist in diesem Zusammenhange auf den mächtigen Kopfputz der monumentalen Sphingen des Südtors von Boghasköy, den es ebenso im minoischen und mykenischen Bereiche gibt.

der Griechen zu verdunkeln. Denn — das scheint uns heute das Primäre zu sein — es geht eine so große Verwandlung innerhalb der griechischen Kunst vor sich, die allein durch die Hereinnahme orientalischer Elemente nicht gekennzeichnet, schon gar nicht erklärt werden kann.

Was ging vor sich? Die griechische Kunst des 10., 9. und 8. Jhs. v. Chr. Geb. wird bestimmt durch den geometrischen Stil. Dieser erreicht seinen Höhepunkt um 750 mit den sogenannten Dipylonvasen in Athen. Das sind große Grabgefäße, deren Dekor aus waagerechten Schichten, aus vielen Ringen aufgebaut ist. Die Motive sind geometrischer Art. Das Gefäß ist von klarer, durchsichtiger Struktur und Tektonik. Nun geschieht etwas Eigenartiges: bald nach dem „klassischen“ Höhepunkt der geometrischen Kunst treten neue Elemente auf, die den geometrischen Stil verwandeln, auflösen und am Ende vernichten. Die Ornamente werden bewegt, es dringen vegetabilische Bestandteile ein, saftige Ranken, Blumen, Pflanzen, auch Tiere, die nicht mehr nur einfach aufgereiht sind, sondern zu Gruppen zusammengestellt werden. Die Strichführung dieser Dekorationen könnte flüchtig erscheinen, wenn man nicht die leidenschaftliche, fast verwirrende Bewegtheit dahinter erkennen müßte. Es ist, als ob diese „Bewegtheit“ a priori vorhanden sei und nun nach einem Ausdruck suche. Es muß hinter solchen in den künstlerischen Produktionen zu beobachtenden Vorgängen etwas gestanden haben, das mit stilistischer Umwandlung oder auch Neuordnung allein nicht zu kennzeichnen ist. Es müssen Vorgänge im geistigen und vor allem im religiösen Bereiche gewesen sein, die imstande waren, die früher so festgefügte, durchschaubare Ordnung aufzulösen. Ob wir hierfür nicht eine Andeutung darin sehen können: daß auf den Bildern jetzt großmächtige, dämonisch wirkende Löwen über die schwache Kreatur herfallen, Rehe, auch Stiere oder Kälber reißen und verschlingen, ja wir sehen sogar wie zwei Löwen einen Menschen fressen¹⁶⁾. Sollte nicht diese schweifende, leidenschaftliche Bewegtheit der Gefäßdekoration im Inneren mit Vorstellungen verbunden sein, die in den eben angedeuteten Szenen ihren bildlichen Niederschlag gefunden haben? Ich bin nicht der erste, der nach solchen Ausdeutungen strebt, der Stilformen als Ausdrucksformen geistiger und religiöser Vorstellungen zu erkennen sucht. Es müssen wirkende Mächte gewesen sein, die hier, wenn auch in noch so bescheidenen Erzeugnissen des Kunsthandwerkes erscheinen.

Vor 30 Jahren wagte ERNST LANGLOTZ, mein Bonner Kollege, mit wohlbegründeter Bestimmtheit das Kunstschaffen der nachgeometri-

¹⁶⁾ Löwen: attischer Krater in London, parische Amphora in Paris. E. BUSCHOR, *Griechische Vasen*, S. 40, Abb. 47; S. 61, Abb. 72. — Löwe verfolgt und zerreißt ein Tier, z. B. R. HAMPE, *Die Gleichnisse Homers und die bildende Kunst seiner Zeit*, Tübingen 1952, Abb. 14b; protoattische Halsamphora aus Attika in London, ARIAS-HIRMER, *Tausend Jahre griechische Vasenkunst*, S. 10. Korinthische Kanne aus Veji, BUSCHOR, *Griech. Vasen*, S. 33, Abb. 38. — Attische Amphora in New York, BUSCHOR, S. 35, Abb. 44. Löwen fressen einen Menschen: spätgeometrischer Kantharos vom Dipylon in Kopenhagen, ARIAS-HIRMER, S. 8.

schen Zeit, eben die hier geschilderten Vorgänge in der Kunst, mit dem Aufkommen eines neuen Gottes in Griechenland in Verbindung zu bringen, mit keinem geringeren als Dionysos. „Sein orgiastischer Kult ist es, der das erstarrende Leben der geometrischen Epoche zerbrochen hat“¹⁷⁾.

Das Bild der Sphinx, sein Auftreten im 7. Jh. ist aufs engste mit den geschilderten Vorgängen verknüpft, hat teil an diesen Vorgängen. Das Sphinxbild erscheint so häufig auf den Bildern dieser Zeitspanne, daß ein anderer Gelehrter, VON VACANO, der sich in einem Buche mit der Kunst des 7. Jhs. beschäftigt, die ganze Epoche als „im Zeichen der Sphinx“ stehend, genannt hat¹⁸⁾.

Man sagt immer wieder, die zahlreichen Sphinxbilder auf den Vasen des 7. Jhs. seien „rein dekorativ“. Gewiß gehören die Sphingen, die einzeln, paarweise oder in Scharen aufgereiht die Gefäße „schmücken“, zur Dekoration, sind Bestandteile eines Vorrates von Typen, die immer wieder verwendet werden. Jedoch — so deutlich man sehen kann, daß Hakenkreuze, Mäanderbänder, Spiralen, Ranken, Rosetten und dergleichen Schmuckelemente sind, so wenig kann ich mich entschließen, sie als reine Schmuckelemente zu betrachten. Wenn in der Frühzeit der Kykladenkultur beispielsweise ein Heiliges Schiff inmitten eines Spiralnetzes dargestellt ist, wer wollte dann nicht diese Spiralen als Angabe des Herrschaftsbereiches ansehen, das zu der Gottheit gehört, die mit dem Heiligen Schiffe fährt? Wer möchte dann zögern, dieses „Ornament“ inhaltlich zu deuten — als das Meer¹⁹⁾? Oder: wenn die „Herrin der Tiere“ auf einem korinthischen Bilde umgeben ist von Rosetten und allerlei anderem Ornamentwerk meist pflanzlicher Art — wer möchte dann nicht vermuten, daß der Maler andeuten will, die Göttin ist wie die Herrin der Tiere, so auch die Herrin des gesamten Pflanzenreiches, so daß also die „Füllornamente“ in der Tat einen ganzen „Teppich des Lebens“ um die Göttin ausbreiten²⁰⁾? Und wer die Löwen sieht, wie sie Tiere schlagen oder Menschen fressen — wer möchte dann in jedem Falle an eine rein „dekorative“ Verwendung denken? Und wer würde, wenn er bloß aufgereichte Löwen sieht, wie sie mit aufgesperstem Rachen hintereinander herlaufen, sich nicht der menschenfressenden Löwen erinnern? In diesen Zusammenhang gehört auch die Sphinx, zumal es Bilder aus dem 6. Jh. gibt, die die Sphinx zeigen, wie sie Menschen davonträgt, dahinrafft, fast als ob sie irgendwann und irgendwo einmal gesehen wurde als ein Menschen raffender, Men-

17) E. LANGLOTZ, *Die Antike* 8. 1932. — B. SCHWEITZER in: *Charites*, 1957, S. 175.

18) O. W. VON VACANO, *Im Zeichen der Sphinx. Griechenland im 7. Jh. — Ende und Beginn eines Zeitalters*, Stuttgart 1952. — Sphinx auf Vasenbildern des 7. und frühen 6. Jhs.: z. B. BUSCHOR, *Griech. Vasen*, München 1940, S. 27, Abb. 31; S. 37, Abb. 43. ARIAS-HIRMER, Taf. II und III; BUSCHOR, *Bilderwelt griechischer Töpfer*, S. 12; W. ZSCHJETZSCHMANN, *Kunstgeschichte der Griechen und Römer*, Stuttgart 1957, S. 42, Abb. 24.

19) BOSSERT, *Alt-kreta*, Berlin 1937, Abb. 433.

20) Korinthische Alabastron aus Delos, BUSCHOR, *Griech. Vasen*, S. 34, Abb. 41; W. ZSCHJETZSCHMANN, *Kunstgeschichte*, S. 43, Abb. 25.

schen vernichtender Dämon²¹⁾. Noch auf dem Zeusbilde des PHIDIAS in Olympia war die Sphinx dargestellt, wie sie thebanische Jünglinge davonschleppt²²⁾. Und alles dies tritt auf in einer Kunstepoche, die die apollinische Klarheit des geometrischen Stiles vernichtete, dem ganzen Naturreich als einem Teile der sichtbaren Welt Eingang verschaffte in die ornamentalen und figürlichen Motive der Dekoration, tritt auf in einer Epoche, deren Wirksamkeit man einleuchtend mit dem Wirken des Dionysos zusammengebracht hat. Sollte vielleicht auch die Sphinx, die in dieser „dionysischen“ Epoche gehäuft vorkommt, im weiteren Sinne dem Dionysischen zugeordnet sein?

Wir brauchen nicht lange zu suchen, um einen solchen Zusammenhang zwischen Dionysos und Sphinx nun auch im mythischen Bereiche zu finden, wir brauchen nur nach Theben zu gehen, wo beides nebeneinander lebt. In Theben gibt es das Phikion Oros; das ist ohne Zweifel der sphingische Berg, der Sphinx-Berg, gewiß der Berg, auf dem die thebanische Sphinx, jenes bedrohende, Menschenopfer fordernde Wesen gehaust hat. Der Mythos von Oedipus, der die Stadt von diesem Wesen befreite, ist bekannt genug. In Theben sind viele und bedeutsame Mythen von Dionysos zu Haus: die Sage von Pentheus, die Bakchen, vor allem ist Semele, die Mutter des Dionysos von Zeus, als Tochter des Kadmos, des Gründers der Stadt, in Theben geboren und gestorben.

Also: Dionysos und die Sphinx, wir wiederholen es, leben nebeneinander in Theben. Sie leben sogar miteinander, denn das Schrifttum der Griechen hat uns eine wichtige Notiz bewahrt, welche besagt: Dionysos hat die Sphinx nach Theben gebracht²³⁾. Was auch immer die Bedeutung dieses Satzes sei, er kann gar nichts anderes besagen als dies: die Sphinx ist dem Dionysos zugeordnet, sie gehört zu Dionysos²⁴⁾.

Und nun wieder die Sphinx in Delphi: sind wir durch die Beobachtung der engen Verbindung, die zwischen Dionysos und der Sphinx besteht, der Lösung unserer Kernfrage „Was bedeutet die Sphinx in Delphi?“ näher gekommen? Oder genauer gefragt: hat etwa die delphische Sphinx gleichfalls irgendwelche Beziehungen zu Dionysos?

²¹⁾ *Jahrb. d. Archäol. Inst.* 29, S. 245, Abb. 35.

²²⁾ Vgl. G. LIPPOLD, *Handb. der Archäologie, Die Plastik*, S. 143. Die hier vertretene Frühdatierung des Zeus vor der Parthenos ist jetzt durch die Ergebnisse der neuen Ausgrabungen widerlegt: E. KUNZE, *Neue Deutsche Ausgrabungen*, 1959, S. 291.

²³⁾ Schol. Eurip. Phoen. 1031. Vgl. W. F. OTTO, *Dionysos — Mythos und Kultus*, Frankfurt 1933, S. 106: „Diese Angaben zu verwerfen haben wir keinen Grund. Euripides selbst sagt (Phoen. 810), daß die Sphinx von Hades nach Theben gesandt worden sei . . . so findet sich unter den Angaben über die Herkunft der Sphinx (vgl. Schol. Eurip. Phoen. 45) auch die, daß sie eine ehemalige Mänade sei, nämlich eine der thebanischen Frauen, die Dionysos in Raserei versetzt habe.“

²⁴⁾ Der Zusammenhang zwischen Dionysos und der Sphinx ist auch noch im späteren Altertum bewußt gewesen: so findet sich z. B. auf dem Sarkophag im Hofe der Mitropolis von Mistra auf seiner Langseite ein dionysischer Thiasos dargestellt, auf den Schmalseiten Sphingen!

Da führen nun andere Beobachtungen zunächst noch einmal weg von Delphi und, so scheint es, auch weg von Dionysos. Die delphische Sphinx ist in ihrer künstlerischen Gestaltung nicht zu trennen von anderen Sphinxbildern des 6. Jhs. In Attika sind sie nicht selten, wir kennen sie hauptsächlich als Bekrönungen von hohen und schlanken Grabstelen²⁵⁾. — Wir haben vorhin sowohl im mythischen Bereiche wie vor allem in der Kunst des 6. Jhs. die Sphinx als die den Menschen Hinraffende, als die „Würgerin“ (wie man sie genannt hat) kennengelernt. Es kann nicht die Rede davon sein, daß wir in den Grabsphingen das Abbild einer solchen Würgerin vor uns haben. Immerhin sei dies bemerkt: wir kennen auch das Bild des Löwen, wie er Menschen frißt, wie er dann, nach einem großartigen Bilde aus dem Anfang des 6. Jhs., im Museum von Korfu²⁶⁾, auf dem Grabe liegt, sprunghaft mit aufgerissenem Rachen, als ob er jeden, der sich in feindlicher Absicht dem Grabe nähert, verschlingen wolle. In seinem Haupte ist noch viel von der menschenfressenden Wesensart des Tieres enthalten. Am Ende des 6. Jhs. hingegen liegt er friedlich auf einem Grabe, das ehemals in Milet gebaut wurde²⁷⁾. Es ist also im Bilde des Löwen ein Wandel eingetreten in seinem Verhältnis zu Tod und Grab. Die Erscheinung der Sphinx im 6. Jh. entspricht einem ähnlichen Vorgange, ist aus einem gleichartigen Verwandlungsprozeß hervorgegangen. Wenn der Vergleich mit den Löwenbildern richtig ist, dann werden wir auch hier bemerken müssen, daß aus der Würgerin die Hüterin geworden ist. Der zeitgenössische Betrachter wird in dem Bilde auf dem Grabe wohl beide Erscheinungsformen in einem erkannt haben.

Man kann nicht sagen, daß die Grabsphinx in einer unmittelbaren Beziehung zu Dionysos stehe. Immerhin wollen wir uns dies vergegenwärtigen: Dionysos ist niemals nur ein einfacher Schutzpatron von Winzern gewesen, er war ein großer, ein gewaltiger Gott, nicht etwa nur der Schützer des Weines. Er war der Herr des Weines, der Herr des Rausches, der Ekstase, des Außersichseins — ein ungeheurer Herr des Lebens. Und wer der Herr des Lebens ist, ist auch ein Herr des Todes und des Grabes²⁸⁾. Löwen und Sphingen gehören in seinen Bereich — das vom Lebendigen ausgedehnt ist bis zu Tod und Grab²⁹⁾.

Die Sphinx von Delphi steht, rein künstlerisch gesehen, aber auch durch die Säule, auf der sie ruht, ohne Zweifel im Zusammenhange mit den Grabsphingen. Das hat man längst erkannt, und man hat daher auch nicht gezögert, die delphische Sphinx als eine Grabsphinx

²⁵⁾ GISELA M. A. RICHTER, *The archaic Gravestones of Attika*, London 1961, passim. — Ich behalte mir vor, die Frage der Sphinxbilder, die in Heiligtümern aufgestellt waren (z. B. auf der Akropolis von Athen), an anderer Stelle zu behandeln.

²⁶⁾ G. RODENWALDT, *Altdorische Bildwerke in Korfu*. Berlin 1938, Taf. 3 f.

²⁷⁾ E. BUSCHOR, *Die Plastik der Griechen*, München 1958, Abb. S. 46; W. ZSCHIEZSCHMANN, *Kunstgeschichte*, S. 61, Abb. 40.

²⁸⁾ K. SCHEFOLD, *Orient und Antike* (Literaturbericht), S. 157: „Dionysos ist auch der Herr des Jenseits.“

²⁹⁾ S. Anm. 24.

anzusehen³⁰⁾. Aber: auf wessen Grab kann sie gestanden haben? Ein Grab mitten im Heiligtum des Apollon?

Nun — wir verlassen Delphi ganz rasch noch ein letztes Mal, um in die Heimat der Sphinx zu gehen, auf die Insel Naxos: aus dem Marmor von Naxos ist das Werk gefertigt, es wird ein naxischer Künstler gewesen sein, der es gemeißelt, und die Bewohner von Naxos haben das Werk nach Delphi gestiftet. Einen besonderen Anlaß für diese Stiftung kennen wir freilich nicht. Naxos war im 6. Jh. eine der mächtigsten Inseln im Reigen der Kykladen. Lygdamis hatte um 550 die Stadt Naxos von drückender Adelsherrschaft befreit und zunächst eine demokratische Regierungsform eingeführt. Man hat daher vermutet³¹⁾, daß unsere Sphinx als ein Dankgeschenk des befreiten Demos von Naxos an Apollon aufgestellt wurde. Das ist möglich, aber — warum die Naxier nun bei diesem Anlasse das Bild einer Sphinx gestiftet haben, erfahren wir dadurch nicht.

Wir finden die Erklärung leicht, wenn wir uns daran erinnern, daß Naxos unter den griechischen Inseln in jener Zeit das berühmteste Dionysosheiligtum besaß. Auf den Münzbildern der Stadt erscheinen des Gottes Kopf und seine Zeichen, Weinrebe und Weingefäß. Ich brauche ferner nur an Ariadne auf Naxos zu erinnern, und jedermann weiß, wie groß der Gott in Naxos war. Noch einmal also begegnen wir dem Gotte Dionysos in Verbindung mit dem Sphinxbilde von Delphi, der Zusammenhang ist nicht zu verkennen³²⁾.

Kehren wir wieder nach Delphi zurück. Ich sprach am Anfange vom Standplatz der Sphinxsäule in Delphi. Wo liegt dieser Platz? (vgl. Abb. 2). Wir betreten das Heiligtum durch einen einfachen Mauerdurchlaß (vgl. Abb. 1), steigen auf der Heiligen Straße empor, der Weg ist gesäumt von Weihgeschenken verschiedenster Art; am Ende einer Kehre erhebt sich heute das schön wiederaufgebaute Schatzhaus der Athener. Steigen wir weiter empor, so kommen wir auf den Halos, den Festplatz des Heiligtums³³⁾. Hier müssen wir uns umsehen. Der Platz ist gegenüber der Zeit, als die Sphinx aufgestellt wurde, verändert, wir müssen daher einen Plan zu Hilfe nehmen, der den älteren Zustand zeigt (vgl. Abb. 2). Fest steht danach dies: wir befinden uns hier an der ehrwürdigsten Stelle des Heiligtums überhaupt. Hier liegen die ältesten Verehrungsstätten, die wir in Delphi kennen: das Heiligtum der Ge, der Erdgöttin, das ist die älteste Herrin im Bezirke von Delphi, dicht daneben und ihr zuge-

30) DE LA COSTE-MESSELIÈRE, *Delphes*, S. 320. Die Sphinx nehme mit ihrer Säule die Stelle ein, wo Apollon den Python getötet hat, vielleicht sei sie auch selbst dem Python als Wächter des Orakels gefolgt. — Dazu LESKY, *Myth. Lex.* Sp. 1707: „Man mag immerhin die Sphinx der Naxier mit Homolle als Hüterin des Pythongrabes fassen: Grabhüterin ist sie auch sonst oft genug, und für ihre Beziehung zu Apollon macht das nichts aus.“ — R. HERBIG, *RE*, s. v. Sphinx, Sp. 1740: „Einziges Beispiel reiner Monumentalisierung, doch wohl ohne sepulkrale Bedeutung.“ — HANS WALTHER, *Sphingen, Antike und Abendland*, IX, 1960, S. 63 ff.: Sphingen sind Keren, Todesdämonen.

31) POMTOW, *RE*, s. v. Delphoi.

32) J. WIESNER, *Olympos*, 1960, S. 48.

33) Auf dem Plan Abb. 1 an der kreisförmigen Erweiterung des Weges erkennbar.



Taf. 1

Die Sphinx von Delphi

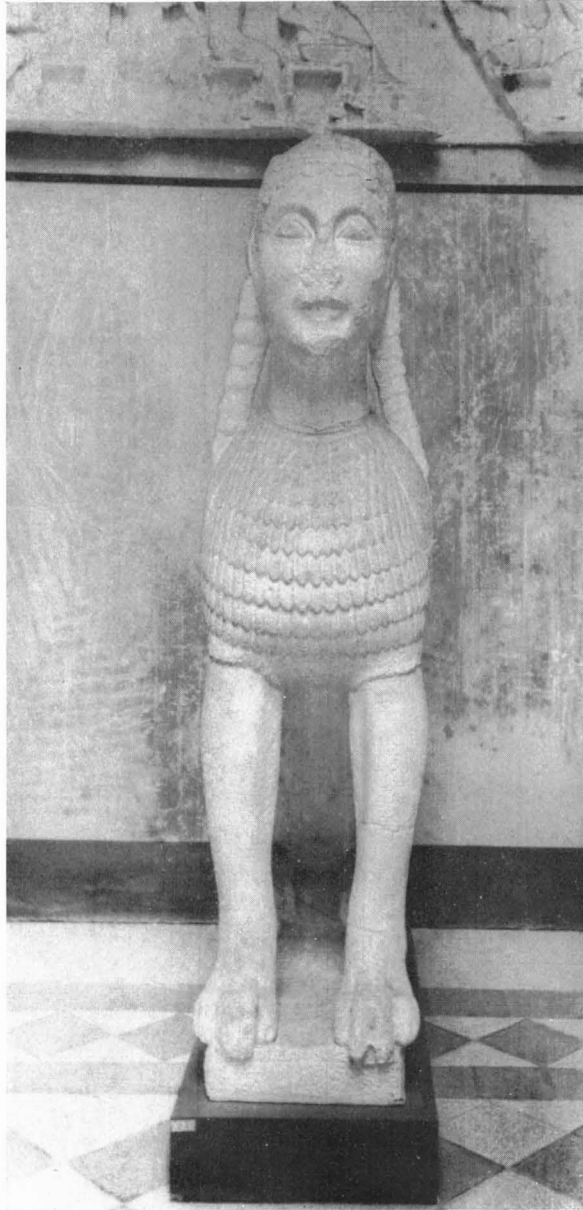
Linke Seite mit dem ionischen Kapitell. Phot. A. Kerber, Frankfurt a. M.



Taf. 2
Die Sphinx von Delphi
Rechte Seite.



Taf. 3
Die Sphinx von Delphi
Schräg von rückwärts. Phot. A. Kerber, Frankfurt a. M.



Taf. 4
Die Sphinx von Delphi
Ansicht von vorn. Phot. Bildarchiv Foto Marburg.



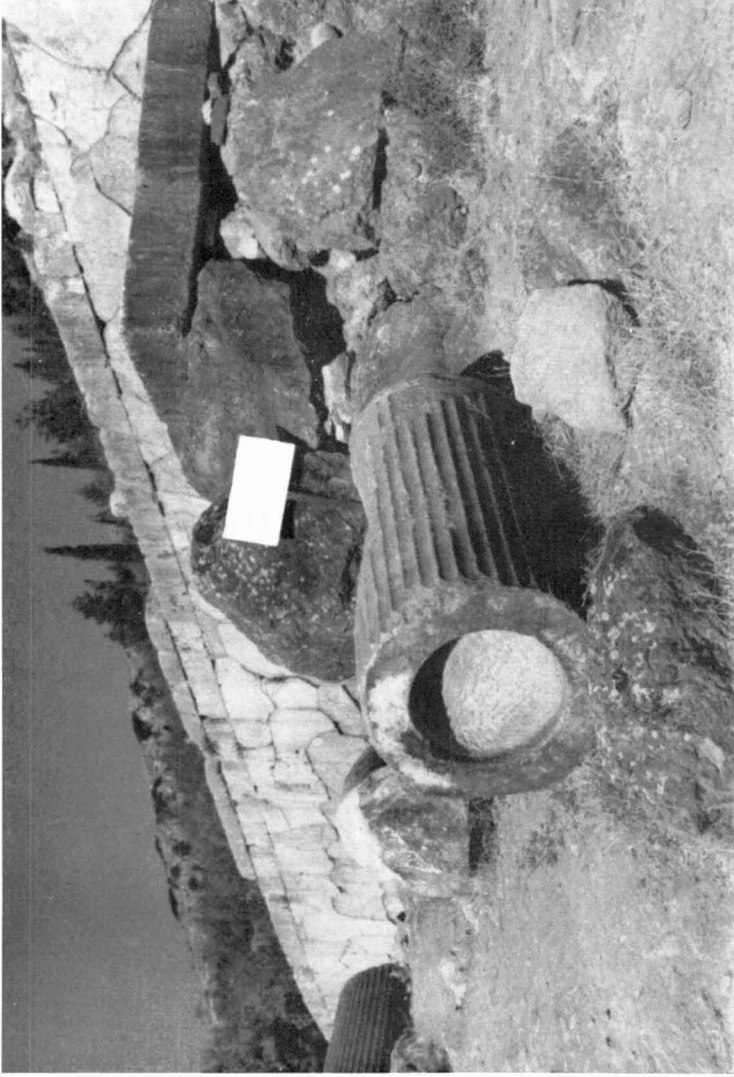
Taf. 5

Die Sphinx von Delphi

Ansicht des Kopfes. Phot. Bildarchiv Foto Marburg.



Taf. 6
Die Sphinx von Delphi
Aufbau im Museum. Phot. A. Kerber, Frankfurt a. M.



Taf. 7
Standplatz der Säule
Sockelplatte und Säulentrommeln. Phot. Dr. Gärtner, Gießen.

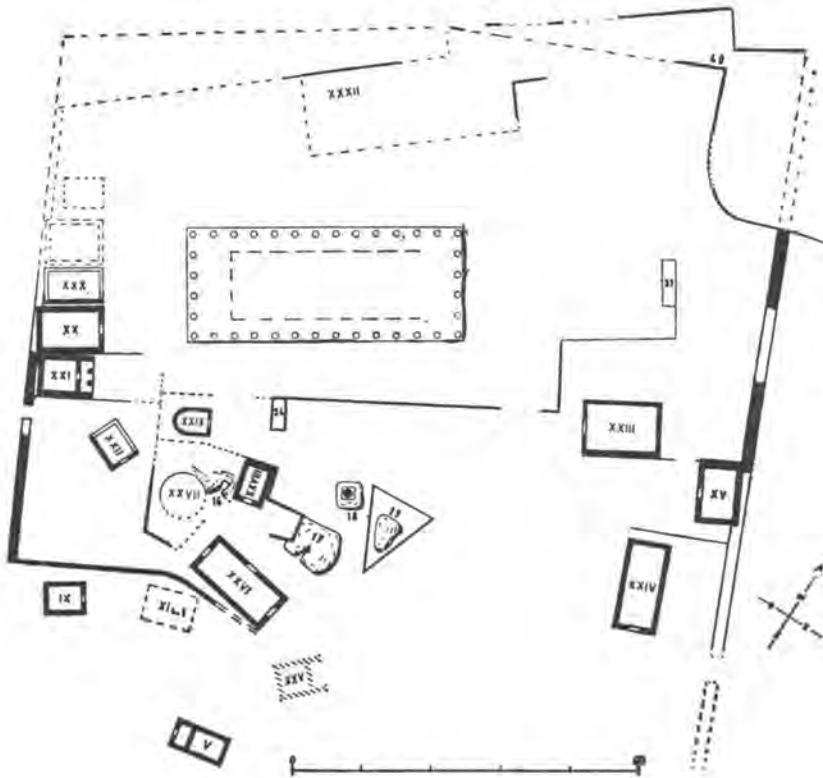


Abb. 2

Delphi Apollonheiligtum um 550 v. Chr. Geb.

Plan von P. DE LA COSTE-MESSELIÈRE bei BERVE-GRUBEN, *Griechische Tempel und Heiligtümer*.

Unterhalb des angedeuteten alten Tempels stellt die waagerechte Linie eine ältere Stützmauer dar; die spätere Polygonalmauer (vgl. Abb. 3) verläuft weiter südlich. Das auf der Spitze stehende Dreieck ist der Felsen der Leto, links daneben der Felsen der Sibylle, dazwischen liegt das Fundament der Sphinx-Säule, westlich davon die S. 104—106 genannten Kultstätten.

hörig ragt der Felsen der Sibylle auf³⁴). Nördlich von ihm erkennt man den Standplatz der Säule (Taf. 7) am geglätteten Fundament auf Felsstücken und an den dabeiliegenden Säulentrommeln. Hier wuchs einst auch die Platane des Agamemnon, ferner lag hier eine uralte Quelle, und ein Hieron der Musen hat man bei ihr vermutet. Nicht weit entfernt liegt ein sehr alter Bau mit einer apsisförmigen Rundung — vielleicht die urtümliche Verehrungsstätte der Themis, welche Göttin der Ge als Herrin dieses Bezirkes nachfolgte, ehe Apollon von ihm Besitz ergriff.

³⁴) Ansicht des Felsens DE LA COSTE-MESSELIÈRE, Taf. 30.

Unmittelbar über dem geschilderten Gelände erhob sich zu der Zeit, als die Naxier die Sphinx aufstellten, der alte Tempel, den Trophonios und Agamedes gebaut, der Tempel mit der Orakelstätte von Delphi, dem Manteion. Man sieht, in welcher ehrwürdigen Umgebung die Säule der Naxier hineingestellt war. Sollte die Priesterschaft von Delphi diese so bedeutsame Stelle bei den ältesten Verehrungsstätten nur aus Gründen der Bereicherung und Verschönerung, also sozusagen nur aus dekorativen Gründen, den Naxiern zugewiesen haben? Oder geduldet haben, daß sie an dieser Stelle ein Siegesmal errichteten, das nur den Ruhm der Stadt und der Insel Naxos verkündete?

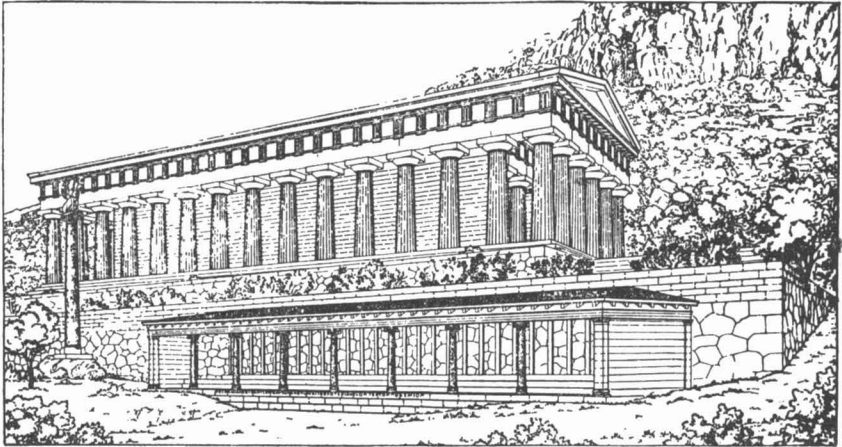


Abb. 3

Delphi Apollonheiligtum

Rekonstruktion nach A. AMANDRY bei BERVE-GRUBEN, *Griechische Tempel und Heiligtümer*.

Vorn die lange Halle der Athener, an deren Ende links die hohe Säule der Sphinx, beides vor der großen Stützmauer für den Apollontempel darüber, in polygonaler Technik. Im Hintergrunde ein Teil der Phaidriades. Die Sphinx blickt, nach allgemeiner Annahme, nach rechts, zur kastalischen Quelle hin und ins obere Pleistostal.

Nun — wir sind auf unserem weiten Wege und zuletzt noch ganz besonders in Naxos immer wieder auf Dionysos gestoßen. Ich habe mich daher gefragt, ob nicht die Bedeutung der delphischen Sphinx auf diesem Wege zu finden sei — in irgendeine Verbindung zu bringen ist mit Dionysos, und zwar mit Dionysos in Delphi!

Da muß ich hier daran erinnern, daß Dionysos in Delphi nicht irgendein Gott ist, dem man irgendwo eine Kultstätte eingeräumt hat. Nein — Dionysos ist in Delphi eine zentrale Gottheit, fast gleichgestellt dem Apollon selbst³⁵). Bedenken Sie, was das bedeutet: nach

³⁵) J. WIESNER, *Olympos*, S. 51.

dem delphischen Mythos verläßt Apollon in den Wintermonaten seinen Bezirk, er geht zu den Hyperboräern, er ist nicht da! In dieser Zeit, fünf Monate des Jahres, herrscht Dionysos in Delphi. Anstelle der Päne, der Hymnen und Gesänge, die für Apollon angestimmt werden, ertönen die Dithyramben des Dionysos³⁶⁾. Dazu kommt, daß Dionysos in Delphi eine ganz besondere, höchst eigenartige Verehrungsstätte besaß: man kannte in Delphi das Grab des Dionysos.

Das Grab des Dionysos in Delphi ist gewiß nicht im Sinne eines Reliquiengrabes zu verstehen, also so, daß die Gebeine des Gottes hier beigesetzt gewesen seien, sondern: Geburt, Leben, Tod und Auferstehung des Gottes sind mythische Bilder, in denen die Gläubigen die ungeheure Wirksamkeit des Gottes empfanden und vor sich sahen. Und so ist auch sein „Grab“ ein mythisches Bild, dabei voller Anschaulichkeit, voller Realität. Es war ein wirklicher Platz, der gezeigt wurde und verehrt werden konnte — die Stelle, an der Dionysos die sichtbare Welt verläßt, um einzukehren in den Schoß der Erde und dann wiederzukommen.

Es ist überliefert — das Grab des Dionysos habe dicht beim Orakel von Delphi gelegen³⁷⁾. Das nun aber ist genau die Stelle, an

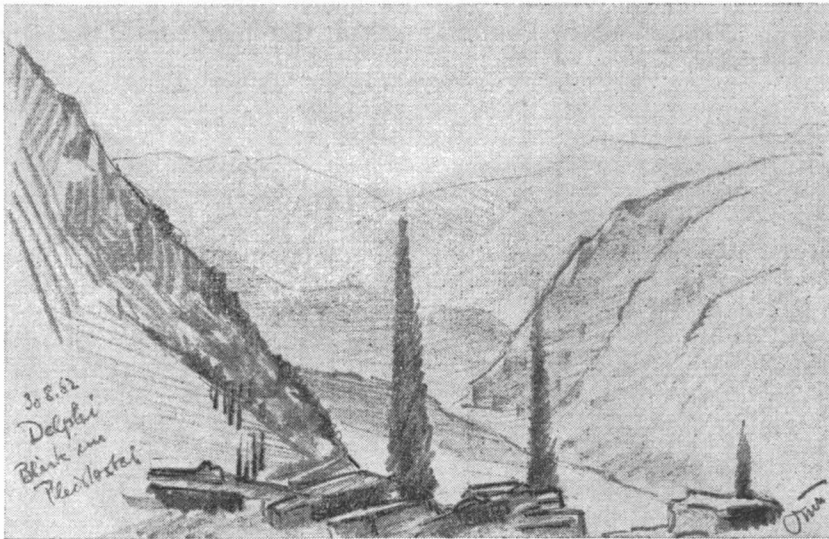


Abb. 4

Delphi, Pleistostal

Bleistiftzeichnung von Dr. med. Horn, Wiesbaden 1962

Die Skizze gibt den Eindruck der Landschaft ungefähr vom Standplatz der Sphinx aus gesehen: links der Absturz der Phaedriaden, rechts die Ausläufer des Helikon, in der Mitte das obere Pleistostal. Ich bin meinem Reisegefährten von 1962 sehr dankbar für die Erlaubnis zur Wiedergabe des Blattes.

³⁶⁾ Dithyrambos: H. PATZER, *Die Anfänge der Tragödie*, 1962, S. 18.

³⁷⁾ W. F. OTTO, *Dionysos*, S. 176 mit Nachweisen.

der wir uns befinden. Sicherlich gehörte das Grab des Dionysos zu den ältesten Verehrungsstätten in Delphi, das Grab des Dionysos kann daher an gar keiner anderen Stelle als hier, in der Nähe des Ge-Heiligtums gesucht werden.

Wir haben gesehen — die delphische Sphinx ist zu den Grab-sphingen zu stellen. Wir haben ferner gesehen, in welcher Beziehung das Wesen der griechischen Sphinx zu Dionysos steht, so daß nun am Ende des langen Weges, den wir eingeschlagen haben, um eine Antwort auf die Frage nach der Bedeutung der Sphinx in Delphi zu finden, die Antwort sich wie von selbst ergibt: Die Naxier haben um 560 v. Chr. Geb. das Bild der dem Dionysos verbundenen Sphinx auf hoher Säule aufgerichtet, um damit die Stelle zu kennzeichnen, an der man das Grab des Dionysos fand.

Über tausend Jahre kündete die Sphinx, hoch aufragend, weithin sichtbar und weithin schauend (vgl. Abb. 3, 4), die Jahrhunderte überdauernd, vom Grabe des Dionysos in Delphi, bis sie im Jahre 551 nach Chr. Geb. ein gewaltiges Erdbeben aus ihrer Höhe herabwarf, die Säule umstürzte und das ganze Heiligtum vernichtete. Und noch einmal vergingen fast 1400 Jahre, bis die Ausgräber sie wiederfanden und zu neuem Leben erweckten. Das neue Leben des alten Werkes besteht in seinem Wirken auf uns, die späten Betrachter. Einen Teil dieses Wirkens, also des neuen Lebens, mögen Sie in diesem „Versuch einer Deutung“ sehen, der hier zur Diskussion gestellt wird.

Stätten frühchristlicher und byzantinischer Kunst in Griechenland und der Türkei

Die Geschichte der Baukunst, der Plastik, der Mosaiken wie der Malerei in den frühen christlichen Jahrhunderten hat für uns während der letzten Jahrzehnte eine kaum vorauszusehende Ausweitung und Vertiefung erfahren*). Wir erleben heute die Begegnung zwischen später Antike und Christentum in den heidnischen Nekropolen unter San Sebastiano und unter St. Peter in Rom auf eine neue, unmittelbare Weise. Es mag noch manches hinzukommen und die gewonnenen Anschauungen ergänzen. Es erscheint jedoch fraglich, ob wir die Begegnung zwischen Antike und frühem Christentum im Bereich der bildenden Kunst durch neue Funde noch anschaulicher erleben können als durch das um 300 entstandene Mosaik mit Christus-Helios auf dem Sonnenwagen aus der kleinen Grabkammer M in der Nekropole unter St. Peter in Rom.

Es sei darüber hinaus nur an das zurückgewonnene Fußbodenmosaik der Südbasilika in Aquileia erinnert, in dessen Feldern sich antik-römische und christliche Motive miteinander verbinden. Das ist kein wahlloses Kombinieren von Gegensätzlichem oder Unvereinbarem. Es ist das naturgemäße Fortleben der Tradition und der unaufhaltsam fortschreitende Wandel der Bedeutungsgehalte. — Die Grabungen unter Dom und Liebfrauenkirche in Trier haben, wie in Aquileia, die Rekonstruktion der Doppelbasilika und wesentlicher Teile der Deckenmalerei aus dem Saal des konstantinischen Palastes ermöglicht.

Überall hat sich der Bestand an Denkmälern beträchtlich erweitert — in den westlichen und östlichen Ländern des römischen Imperiums, in Nordafrika, Vorderasien usf. —. Das Bildmaterial stattlicher Publikationen bezeugt es. Es wird jahrelange, konzentrierte, unermüdliche Arbeit erfordern, um das neue Material zu verarbeiten und in einen zuverlässigen Zusammenhang zu rücken, der dem geschichtlichen Ablauf gerecht zu werden vermag.

Sind für uns Orte wie Mailand, Aquileia, Ravenna, Rom, Neapel leichter erreichbar, so erfordert die Fahrt eines Instituts zu den Stätten mit den wichtigsten Denkmälern frühchristlicher und byzantinischer Kunst in Griechenland und der Türkei mannigfache Vorbereitungen.

*) Es ist mir ein besonderes Bedürfnis, an dieser Stelle der Hochschulgesellschaft unserer Universität und ihrem Vorsitzenden aufs herzlichste zu danken, deren großzügige und verständnisvolle Unterstützung mir die ausgedehnte Studienfahrt des kunstwissenschaftlichen Instituts durch Griechenland und die Türkei ermöglichte. — Die Exkursion war die seit langem vorbereitete und unentbehrliche Ergänzung einer umfassenden Auseinandersetzung mit frühchristlicher Kunst in Rom, Süditalien und Ravenna. Und so gilt in gleicher Weise mein Dank jeder Hilfe, die mir — nicht zuletzt durch das Hessische Kultusministerium — bei der Durchführung dieser Arbeit gewährt wurde.

In Istanbul könnten uns Bauten wie die Kirche des Studios-Klosters, die Hagia Sophia und die Kirche des Chora-Klosters allein schon hinreichend beschäftigen im Rahmen eines solchen Programms. Es wäre jedoch kaum denkbar, daß wir in diesem Zusammenhang Thessaloniki und seine Denkmäler — den Triumphbogen des Galerius, den ehemals mit ihm verbundenen Rundbau von Hagios Georgios, die Demetrius-Basilika, Ajia Paraskevi und Hosios David mit ihren hochbedeutenden Mosaiken und, im Hinblick auf die Kirche des Chora-Klosters in Istanbul, die Apostel- und Katharinenkirche — nicht in das Programm der Exkursion miteinbeziehen wollten.

Wer wird schon in Griechenland und in der Türkei nur an den eng begrenzten kunstwissenschaftlichen Arbeitsbereich denken? Was jedoch den hier vorzulegenden Bericht angeht, so darf er sich nicht in der Aufzählung einer Fülle von Denkmälern verlieren, mit denen wir uns beschäftigt haben. Es erscheint sinnvoll, Art und Umfang der geleisteten Arbeit an einer Reihe herausragender Denkmäler anschaulich werden zu lassen.

Mazedonien

Die Stadt Thessaloniki, wie sie die Griechen nennen, wurde gegründet um 315 v. Chr. durch König Kassandros und erhielt ihren Namen nach der Frau des Königs, einer Schwester Alexander d. Gr. Sie ist eine alte, zugleich lebendige und aufstrebende Stadt, reich an bedeutenden künstlerischen Denkmälern und war um 300 unter Galerius vorübergehend Residenz des römischen Imperiums. Es gibt kaum ein Bauwerk, ein Denkmal, das uns unmittelbarer in das geschichtliche Geschehen der Zeit Kaiser Diokletians hineinzuführen, das sie uns anschaulicher zu vergegenwärtigen vermöchte, als der um 298 entstandene Triumphbogen des Galerius an der Via Egnatia in Thessaloniki.

Die Reliefs der beiden erhaltenen Pfeiler des Bogens zeigen uns Galerius bei der Ansprache an seine Truppen, beim Empfang der um Hilfe bittenden Gesandten aus Armenien, sie zeigen Diokletian und Galerius vereint beim Opfer am Altar. Sie zeigen schließlich Galerius unter dem Schutz von Jupiters Adler im entscheidenden Kampf gegen die Perser, sie zeigen die Augusti Diokletian und Maximianus thronend über den Flußgottheiten des Euphrat und Tigris.

Das war die Zeit der politischen und wirtschaftlichen Reformen, die Zeit vor dem verhängnisvollen Edikt des Jahres 303, das zur umfassenden Christenverfolgung, im weiteren Verlauf jedoch zu jenen Wandlungen führte, deren Vollstrecker Konstantin werden sollte, Wandlungen, durch die 313 mit dem Edikt von Mailand das Christentum zur Staatsreligion erhoben wurde und mit denen zugleich die freie, ungehinderte Entfaltung frühchristlicher Kunst begann.

Vor dem Triumphbogen des Galerius und dem nördlich von ihm gelegenen Rundbau des Mausoleums, das unter Theodosius in eine

christliche Kirche verwandelt wurde, erleben wir die Begegnung zwischen römischer Antike und frühem Christentum wie im Westen in den heidnischen Nekropolen, unter St. Peter und San Sebastiano. Von dem Triumphbogen des Galerius mit seinen ursprünglich acht Pfeilern, die eine Kuppel trugen, führte eine Prachtstraße mit Säulenarkaden in einer Länge von 90 m und in einer Breite von 32 m zu einem mächtigen Rundbau, in dem wir wohl mit Recht das Mausoleum des Kaisers sehen. So fragmentarisch uns auch die Ausgestaltung dieses Baues durch frühchristliche Mosaiken aus der Zeit seiner Verwandlung in eine Kirche erhalten ist, die Reste genügen, um sie uns neben den Mosaiken von Sta. Maria Maggiore in Rom und in den Kirchen Ravennas als unentbehrlich erscheinen zu lassen.

Schon unter Galerius lag der Rundbau in einem weiten, durch eine Umfassungsmauer abgeschlossenen Innenhof. Auch die Prachtstraße mit ihren Säulenarkaden war durch Mauern gefaßt und gegen den Triumphbogen — wie der rechteckige, quergelagerte Saal an der Südseite — durch ein Portal abgeschlossen. Südlich des Triumphbogens lagen ferner der Hippodrom und, wie durch die dänischen Ausgrabungen festgestellt wurde, die Bauten des kaiserlichen Palastes.

Als christliche Kirche erhielt der Rundbau des Mausoleums eine noch erhaltene Apsis, einen äußeren Umgang mit Vorhalle, gegen den die tiefen Nischen des Rundbaues geöffnet wurden. Es wurde also eine Anlage geschaffen, die wir, trotz aller Abwandlungen, mit Bauten wie Sta. Costanza und S. Stefano rotondo in Rom vergleichen können. Umgang, Vorhalle und andere Anbauten wurden später wieder beseitigt, und die tiefen Nischen wurden wieder geschlossen. — Zur Zeit seiner Verwendung als Moschee wurde der Außenbau durch Erhöhung des Mauerzylinders, hinter dem die Kuppel verschwand, sehr zu seinen Ungunsten verändert.

Die acht Pfeiler zwischen den Nischen des Innenraums sind 6,30 m stark. Die Kuppel hat eine lichte Weite von 24,15 m. Als Grabbau des Galerius war der Innenraum durch Marmorplatten verkleidet, wie wir es im Baptisterium der Orthodoxen in Ravenna noch vor Augen haben. Erhaltene Reste dieser Marmorverkleidung sind heute in der Apsis des als Museum dienenden Raumes aufgestellt.

Auch die künstlerisch anspruchsvolle Ausgestaltung durch frühchristliche Mosaiken war in erster Linie auf wirksame architektonische Gliederung angelegt, wie sich das für die Antike und das frühe Mittelalter von selbst verstand. Für die frühchristliche Kunst konnte es, im Anschluß an die Tradition der römischen Antike, nur den von den Teilformen her in horizontal gelagerten Schichten sich aufbauenden Innenraum geben. Das können wir an sich schon dem nackten Baukörper in seiner kraftvollen Gliederung entnehmen.

So wenig auch von den Mosaiken erhalten geblieben ist, die Reste genügen, uns eine Anschauung zu vermitteln von dem Glanz, dem monumentalen Charakter und der entwicklungsgeschichtlich bedingten Struktur dieses Innenraums in seiner Eigenschaft als frühchristliche Kirche. Soviel uns davon auch Aufnahmen und Farbtafeln

ahnen lassen können, erst das Erleben des Baukörpers und seines Innenraumes an Ort und Stelle ermöglicht die wissenschaftliche Auseinandersetzung und Würdigung. So hoch gespannt die Erwartungen auch im voraus sein mögen, sie werden weit übertroffen durch die unmittelbare Begegnung.

Hagios Giorgios in Thessaloniki ist, wie der Triumphbogen des Galerius, ein Bau der Antike. Durch die ihn umgestaltenden Mosaiken hat die frühchristliche Kunst, in einem höheren Sinne als durch seine bloße Verwandlung in eine Kirche, einen echten Anteil an ihm. Er wird herübergenommen in die Geschichte des frühchristlichen Kirchenbaus wie alle entsprechenden Anlagen Roms und des Abendlandes. Aus Anlaß des Internationalen Kongresses der Byzantinisten wurden 1953 in Hagios Giorgios die Mosaiken gereinigt, so daß sie, befreit vom Staub und Rauch der Jahrhunderte, gleichsam neu entdeckt wurden. Die Tonnengewölbe der Nischen erhalten durch das sie überziehende Gerüst ihrer Kasettendecken in Mosaik, verstärkt durch Bänder in Blau und Grün, mit bunten Vögeln und Früchten vor dem Goldgrund der Felder eine reiche und eindrucksvolle Gliederung. Jede Einzelheit zeugt von absoluter Beherrschung der Gestaltungsmittel, und die naturferne Farbgebung schaltet jede stoffliche Gebundenheit aus.

Die untere Zone der Kuppel wird in einer Höhe von zehn Metern in rechteckige, nach oben sich verjüngende Felder aufgeteilt, gerahmt durch breite Bänder, die in der Vertikalen durch Blattranken belebt sind, in den horizontal schwingenden Bahnen aber über die Abstufung und Tektonisierung antiker Gesimse verfügen. In diese so gerahmten Felder sind zweigeschossige architektonische Verbände mit Baldachinaufbauten hineingestellt, die in ihrem symbolhaften Charakter mannigfach abgewandelt werden und an die Bauweise des Hellenismus oder auch an pompejanische Wandmalerei erinnern. Es bleibt jedoch zu betonen, daß sie auch in dieser späten Phase der Entwicklung im Sinne einer auf Monumentalität gerichteten Raumfassung nicht lediglich schmückenden Charakter, sondern daß sie in hohem Maße architektonisch gliedernde Funktionen haben.

So wollen auch die in diese Aufbauten hineingestellten Figurenpaare der Heiligen verstanden sein, die jeweils mehr dem breit ausladenden mittleren Kompartiment als den vorgeschobenen, baldachinartigen Seitenteilen zugewiesen sind. Zu verweisen wäre hier auch auf die untere Zone der Kuppel des Baptisteriums der Orthodoxen in Ravenna, wo in vereinfachter Form architektonische Aufbauten, verbunden mit Altar und Thron, erscheinen. Wir wissen nicht, wie die Flächen des Baukörpers vom Fußboden her durch Mosaik verkleidet und gegliedert waren. Wir dürfen uns das jedenfalls nicht vereinfacht oder in Form einer schematisierenden Wiederholung architektonischer Kulissen in Mosaik vorstellen. Schon ein Rundbau wie das Baptisterium der Orthodoxen in Ravenna zeigt uns, daß der Gestaltungsweise des fünften Jahrhunderts mannigfache Möglichkeiten in der Abstufung einzelner Zonen zur Verfügung standen.

Im Scheitel der Kuppel von Hagios Giorgios erschien Christus

in der Glorie, umgeben von einem Chor der ihm huldigenden Engel. Diese den Aufbau des Innenraumes abschließenden Mosaiken sind herabgestürzt und verloren gegangen. So schmerzlich diese Verluste gerade bei der hohen Qualität des Erhaltenen sind, wir müssen für die Fragmente um so dankbarer sein, als sie unsere Anschauung von der Kunst des Mosaiks im fünften Jahrhundert, verglichen mit den Beständen in Rom und Ravenna, beträchtlich erweitern, zumal, wie wir sehen werden, mit den Mosaiken der Aija Paraskevi Beiträge von besonderer Eigenart und ungewöhnlich hohem künstlerischen Rang hinzukommen.

Die dem hl. Demetrius geweihte fünfschiffige Basilika mit Emporen, Querhaus, zwischen dessen Armen die Apsis eingezogen ist, mit Krypta, Narthex und Atrium, auf das der weite Vorplatz zurückgeht, wurde 1917 durch Brand zerstört und in vollem Umfang, aber mit Sorgfalt wieder aufgebaut. Sie wurde nach allgemein geltender Auffassung (vgl. XYNGOPOULOS, *Die Basilika des hl. Demetrius in Thessaloniki*, 1946) um 412 durch Leontius, den Präfekten von Illyrien, gestiftet. Ihre bauliche Durchführung scheint sich bis gegen Ende des fünften Jahrhunderts hingezogen zu haben. Im zweiten Viertel des siebten Jahrhunderts wurde sie durch eine Brandkatastrophe zur Ruine. Die Änderungen beim Wiederaufbau betrafen damals anscheinend vor allem die etwas ungewöhnliche Anlage des Querhauses. Zu einem echten Durchkreuzen des Langhauses durch das Querhaus kommt es jedoch nicht.

Die kreuzförmige Anlage, der offene Dachstuhl, das weite Mittelschiff, die Öffnung der Apsis durch breite und hohe Fenster erinnern an den alten, im Westen entwickelten Typ der frühchristlichen Basilika. — Die Abfolge von jeweils vier Säulen zwischen Pfeilern gegen die Seitenschiffe und die Emporen erinnert andererseits an die Hagia Sophia und erscheint als eine Eigentümlichkeit des byzantinischen Kirchenbaues. Es bleibt zu fragen, ob dieser Wechsel von Pfeilern und Säulen schon in dem Bau des fünften Jahrhunderts vorgebildet war?

Die weiten, hohen Arkaden, die Fenster des Obergadens und der Apsis öffnen den Raum, lassen ihn wohlthuend hell und weit erscheinen, zumal durch die Brände von der Ausgestaltung durch Mosaiken wenig erhalten blieb und bei dem Wenigen viel von dem alten Glanz der Farben verloren ging. Aber die Demetrius-Basilika hat trotz aller Zerstörungen mehr von ihrem ursprünglichen Charakter bewahrt als S. Paolo fuori le mura in Rom. Als Basilika mit Emporen und offenem Dachstuhl bleibt sie als hochbedeutender, monumentaler Kirchenbau ein unersetzbares Gegenstück zur Hagia Sophia Justinians.

Das Durchschreiten dieser in ihrer Monumentalität einzigartigen, vielgestaltigen und doch klar überschaubaren Räume wird zu einem Erlebnis, wie es nur ausgereifte und ihren Raumgedanken in letzter Vollendung verkörpernde Anlagen zu vermitteln vermögen. Sie sind von einer kaum zu übertreffenden Großzügigkeit der Durchführung. Nichts Kleinliches haftet ihnen an. Hier erfahren wir, was es bedeu-

tet, einen Raum in seiner unwiederholbaren baulichen Struktur sich zu eigen zu machen. Er geht in einer Weise in unser Körpergefühl und in unsere Anschauung ein, daß uns sein Erleben für immer gegenwärtig bleibt.

Im Langhaus der Demetrius-Basilika finden wir bereits Kapitelle von der gleichen Art wie in der Hagia Sophia und in dem Zentralbau von Hagios Sergios und Bacchos. Sie sind jedoch in Thessaloniki mit Kämpferstücken verbunden, die in den justinianischen Bauten in Istanbul ausgeschaltet sind, die jedoch in Ravenna (S. Vitale) Verwendung finden. Hagios Dimetrios führt uns nahe an die Hagia Sophia und den Zentralbau Sergios und Bacchos heran, wenn wir auch in Thessaloniki das Empfinden haben, dem Westen noch näher zu sein.

Die Grabeskirche Konstantins, die Apostelkirche, in der durch ihn 326 gegründeten neuen Hauptstadt am Bosphorus ist verschwunden. Wir besitzen sie nur in Rekonstruktionen. Auf ihrem Gelände erhebt sich heute über der Stadt die Moschee Mehmet des Eroberers. Gibt es unter diesen Umständen eine bessere Vorbereitung auf die unter Theodosius und Justinian in Konstantinopel errichteten Bauten als durch die besprochenen Kirchen in Saloniki? Die Unterbrechung der Fahrt nach Istanbul in Thessaloniki wurde als Vorbereitung benutzt. Die Rückkehr auf dem Weg nach Athen — nach Daphni, Mistra und Hosios Lukas — galt der ersten Überprüfung des Gewonnenen.

So wenig das baugeschichtliche Geschehen dieser Zeit ausschließlich im Zeichen einzelner geschichtlicher Persönlichkeiten gesehen werden kann, geht es doch um sich ablösende Epochen, um geistige und weltanschauliche Wandlungen, um eine schöpferische Metamorphose. Es geht also dabei weniger um ein Abstrahieren als um Veranschaulichung. Unter solchen Umständen erscheint es als wertvoll, wenn uns die den geschichtlichen Ablauf mitbestimmenden Herrscher Diokletian, Konstantin, Theodosius I. und Justinian, durch ihre Bildnisse vergegenwärtigt, begleiten. Für Diokletian (284—305) geschieht das in einer beispielhaften, anspruchsvollen Form durch den Bildniskopf des Archäologischen Museums in Istanbul, das Fragment einer Marmorstatue aus Nikomedia in Bythinien, der Residenz des Kaisers, bevor er sich in die Palastanlage seiner Heimatstadt Spalato zurückzog. — Konstantin (306—337) wird uns von der menschlichen Seite besonders nahegebracht durch den ausgezeichneten Bronzekopf, der in Nish, der Geburtsstadt des Kaisers, gefunden wurde, der noch Spuren seiner ursprünglichen Vergoldung zeigt und den heute das Museum in Belgrad besitzt. Neben diesem Bildniskopf von hoher künstlerischer Qualität erscheinen die bekannten römischen Bildnisköpfe in überlebensgroßem Format leer und roh. — Bei Theodosius I. (379—395) beziehen wir uns auf das Missorium der Akademie in Madrid (388), das nach dem Zeugnis der Inschrift zum zehnjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers entstand. Theodosius ist als Augustus thronend wiedergegeben, im Rahmen der zugehörigen, dreigeteilten architektonischen Kulisse links von ihm Arkadius, rechts Valentinian II. mit je zwei zugehörigen Leibwächtern. Wir haben

hier das von der Antike her geprägte Bildnis des thronenden Augustus als Repräsentant des Imperiums, also das Herrscherbildnis, wie wir es in der Buchmalerei des hohen Mittelalters wiederfinden. — Das Bildnis Kaiser Justinians (527—565), der seine Opfergaben zum Altar bringt, im Chor von San Vitale in Ravenna reiht sich hier folgerichtig und ergänzend an.

Ein in mannigfacher Hinsicht bemerkenswerter Bau ist die unter ihrem türkischen Namen Aija Paraskevi (Freitagmoschee) bekannte Kirche. Sie war Maria geweiht und wurde nach einem Madonnenbild (Panagia Acheiropoietos) genannt. Durch Aufschüttung des Bodens ist das Verhältnis der Anlage zur Umgebung verschoben. Atrium und Exonarthex sind nicht mehr vorhanden. Trotzdem gibt uns Aija Paraskevi von dem Kirchenbau des fünften Jahrhunderts wahrscheinlich eine zuverlässigere Vorstellung als die Demetrius-Basilika.

Die Säulengänge des Vorhofs führten über Exonarthex und Narthex in die Seitenschiffe. Das Mittelschiff war gegen Vorhalle und Seitenschiffe durch Schranken abgegrenzt, während die Schranken des Altarraumes drei Säulenarkaden einbezogen. Diese ursprüngliche Unterteilung von Gemeinderaum und Altarzone ist insofern aufgehoben, als die Schranken beseitigt wurden und der Ambo in das Museum der Georgskirche kam. — Die Emporen über den Seitenschiffen waren verbunden durch die über der Vorhalle, die nicht erhalten ist.

In den Bögen der Säulenarkaden gegen die Seitenschiffe und der Empore sind Mosaiken des fünften Jahrhunderts erhalten, die zu den besten und farbenreichsten gehören, die wir besitzen. Ein ausgezeichnetes Beispiel mit Kelch und Fisch, gerahmt durch eine Girlande mit Blumen und Früchten in intensiv leuchtenden Farben finden wir in vorbildlicher Wiedergabe in dem UNESCO-Band *Griechenland, Byzantinische Mosaiken*. — Thessaloniki, das bis 732 mit Rom verbunden blieb, steht mit den Mosaiken der Aija Paraskevi und denen in Hagios Giorgios an absolut führender Stelle. Nehmen wir zu den Kirchenbauten und Mosaiken auch Skulpturen wie die Ambonenfragmente, die aus Thessaloniki nach Istanbul in das archäologische Museum gelangt sind, hinzu, dann werden die gewonnenen Eindrücke nur bestätigt und ergänzt.

Die hochgelegene Kirche des Hosios David gehörte ehemals zur wesentlich größeren Anlage einer Basilika des 5. Jahrhunderts. Zwei Drittel der Kirche wurden in türkischer Zeit zerstört. Es blieb ein Raum mit quadratischem Grundriß. Erhalten ist das um 550 entstandene Apsismosaik mit der jugendlichen Gestalt Christi, auf dem Regenbogen thronend vor großer, kreisförmiger Lichtgloriole, mit segnend erhobenem rechten Arm und Schriftband in der Linken: „Das ist unser Gott, auf den wir hoffen und vertrauen zu unserer Rettung, denn er gibt Frieden diesem Haus.“

Ergänzt wird die Gestalt Christi in der Glorie durch die Symbole der Evangelisten und die Propheten Hesekiel und Habakuk, zwischen den Propheten die vier Ströme des Paradieses. — Das Mosaik wurde 1920 gereinigt und hat seitdem die ihm gebührende Würdigung

erfahren. Die Mosaiken in Hagios Giorgios, in der Demetrius-Basilika, in Aija Paraskevi und Hosios David gehören also der Zeit an, in der Thessaloniki kirchlich Rom unterstellt war. Als um die Mitte des 8. Jahrhunderts die Sophienkirche in Saloniki erbaut wurde, gehörte die Stadt seit 734 zum Patriarchat von Konstantinopel. Es war die Zeit des Bildersturms. Für die Ausgestaltung der Kreuzkuppelkirche waren also die Auffassungen der Ikonoklasten maßgebend, so daß für das Mosaik über dem Altar als Motiv nur das Symbol des Kreuzes in Frage kam. Alle Mosaiken mit figürlichen Kompositionen in der Kirche gehen auf die Zeit nach dem Bildersturm zurück.

Nehmen wir die Gruppe der besprochenen Bauten als Vorbereitung auf Istanbul, dann erscheint auch ein kurzer Hinweis auf das ostwärts von Thessaloniki zwischen der Hafenstadt Kavalla und Drama gelegene Philippi angebracht. Philipp II. von Mazedonien zerstörte das antike Kremides und baute es um 356 v. Chr. unter dem Namen Philippi wieder auf. — Paulus gründete hier um das Jahr 50 die erste Christengemeinde auf europäischem Boden, besuchte sie später auf seiner dritten und vierten Missionsreise und schrieb 61/62 während seiner ersten Gefangenschaft in Rom den Brief an die Philippi.

Über Philippi und seine Hafenstadt Neapolis (heute Kavalla) führte von Thessaloniki her die Via Egnatia nach dem Osten. Die französischen Ausgrabungen haben neben den römischen Bauten aus der Zeit Marc Aurels innerhalb des Stadtgebiets von Philippi das Oktogon eines christlichen Zentralbaus vom Ende des vierten Jahrhunderts, die um 500 entstandene Nord-Basilika und die Kuppelkirche aus der Zeit um 560 freigelegt. In dem östlich vor den Toren der Stadt in dem heutigen Dorf Krenides gelegenen Friedhof wurden ferner die Fundamente einer dreischiffigen Basilika gefunden, die bereits um 350 entstanden sein soll. — Die Bautätigkeit muß demnach während der frühen christlichen Jahrhunderte in Mazedonien überaus rege gewesen sein.

Aber das gilt anscheinend nicht nur für Nordgriechenland. Auf der Peleponnes bietet uns Altkorinth, das die Ausgrabungen der Amerikaner seit 1896 freigelegt haben, ähnliche Überraschungen. Wir gehen dort über die groß angelegte Agora und stehen vor dem mächtigen, breiten Podium der Rednertribüne in der Mitte der lang sich hinziehenden Südhalle. Auch hier sprach Paulus. Gegenüber der Tribüne öffnet sich der Zugang zu der Prachtstraße, die nach dem Hafen Lechaion führt, wo vor wenigen Jahren die größte bisher bekannte, kurz nach 450 entstandene frühchristliche Basilika Griechenlands freigelegt wurde.

Konstantinopel

Konstantinopel war nach seiner Neugründung durch den Kaiser zwar eine christliche Stadt, aber es hatte damit noch kein ausschließlich christliches Gepräge. Es hatte vielmehr bis hin zu Justinian seine

Kaiserfora. Die Megale Ecclesia, die spätere Hagia Sophia, ließ Konstantin zwar auf dem Gelände des Jupiter-Tempels erbauen, aber der Stadt verblieb ein Tempel des Mars.

Die Porta aurea, die Theodosius I. vor der Stadt errichten ließ und die Theodosius II. in den Zug der Landmauer hineinnahm, war mehr als das Triumphtor des Kaisers. Sie stand am Beginn der die Stadt über die Kaiserfora bis hin zur Hagia Sophia durchziehenden Via triumphalis, auf die das neue Rom des Ostens so wenig verzichtete wie sein westliches Vorbild. An der Porta aurea stand „Tyche“ mit dem Füllhorn als Stadtgöttin von Konstantinopel, die hier an die Stelle der Göttin Roma trat.

Das alles gehört zum fortschreitenden Wandel der Bedeutungsgehalte von der römischen Antike zum Christentum, zur Metamorphose, der jede echte Tradition in der Geschichte unterworfen bleibt. — Rom hatte seinen Zirkus Maximus und Konstantinopel seinen Hippodrom. Die Säulen des Konstantin und des Arkadius erinnern uns — um im Bereich des Anschaubaren zu bleiben — an die des Trajan und des Marc Aurel.

Kommen wir von Thessaloniki her nach Istanbul, so öffnet sich uns am Goldenen Tor und am Schloß der sieben Türme der Blick auf die theodosianische Landmauer, die auch heute, nach 1500 Jahren, die alte, sich verjüngende Stadt vom Marmarameer bis zum Goldenen Horn umfaßt. Haben wir dann auf mannigfachen Wegen die Stadt von Süden nach Norden und von Osten nach Westen durchquert, sind wir den Weg von der Hagia Sophia über den Großen Bazar, die Prinzenmoschee, die Moschee Mehmet des Eroberers und die des Sultans Selim bis zur Kirche des Chora-Klosters und bis zur Moschee der Prinzessin Mihrimah am Edirne-Tor gegangen, dann haben wir ein neues, ein anderes Verhältnis zu der von Theodosius II. zwischen 413 und 477 erbauten Landmauer gewonnen. Wir beginnen zu verstehen, was sie in ihrer Anlage bis hin zu der Eroberung durch die Türken und darüber hinaus bedeutet hat. Das Goldene Tor wurde mit den anschließenden Partien der Landmauer zur westlichen Begrenzung des Schlosses von Yedikule, des Schlosses mit den sieben Türmen, das die Türken bald nach Eroberung der Stadt erbauten. Nicht weit vom Goldenen Tor lag die Kirche Johannes d. T., die der Patrizier Studios 463 in Auftrag gab. Ja, die ältere, bescheidenere Kirche, die dem als Ruine erhaltenen Bau vorausging, lag zunächst außerhalb der Stadt.

Die Kirche gehört zu dem berühmten Studioskloster, das im kulturellen Leben von Konstantinopel, nicht zuletzt in der Zeit des Bildersturms, eine führende Rolle spielte. Die als Ruine erhaltene Kirche wurde unter Isaak I. Komnenos (1057—1058) und unter Andronikos II. Paleologos um 1290 umgebaut. Die architektonische Gliederung der Gesimse, Türrahmen usw. erscheint jedoch in jeder Hinsicht beispielhaft für die Bauweise von Justinian. Fr. W. DEICHMANN hat sich in seinen *Studien zur Architektur Konstantinopels* (Baden-Baden, 1956) mit der Kirche des Studiosklosters und ihrem Bauornament im Hinblick auf die Hagia Sophia und den Zentralbau

von Hagios Sergios und Hagios Bacchos beschäftigt. Die Studioskirche war eine dreischiffige Basilika mit gerade durchlaufendem Gebälk, mit Emporen und Narthex. Das von Säulen getragene, mannigfach abgestufte Gesims, das auch die Westwand überzieht, erinnert in seiner horizontalen Lagerung an Santa Maria Maggiore in Rom. Auch dort ist das Mittelschiff breit, zugleich aber lang gestreckt. In der Studioskirche ist die Länge des Gemeindehauses annähernd gleich der Breite des Mittelschiffes mit den Seitenschiffen. Es liegt nahe, zu fragen, ob in dieser Angleichung von Breite und Länge sich bereits die zentralisierenden Bestrebungen äußern, wie sie für den byzantinischen Kirchenbau charakteristisch sind?

Trotz ihrer weitgehenden Zerstörungen durch den Brand des Jahres 1782 und den anschließenden Verfall ist die Kirche des Studios-Klosters auch als Ruine für die Geschichte des frühchristlichen Kirchenbaues von ungewöhnlich hoher Bedeutung. Ja, sie läßt uns um so schmerzlicher den Verlust alles dessen empfinden, was uns mit den Bauten Konstantins in der von ihm gegründeten Stadt verlorengegangen ist.

Die Hagia Sophia ist ein Bau aus der Zeit Justinians. Aber als Kirchenbau geht sie auf die Zeit der Gründung Konstantinopels zurück. Kaiser Konstantin ließ 326 mit dem Bau der Megale Ecclesia als Palast- und Hauptkirche der Stadt beginnen. Sie war damals eine dreischiffige Basilika mit Holzdecke oder offenem Dachstuhl, und sie blieb es auch nach dem Neubau unter Theodosius II., der 415 geweiht wurde und dessen Vorhalle 1935 durch die deutschen Ausgrabungen in ihrer Anlage und mit Fragmenten vor der Westfassade der Hagia Sophia freigelegt werden konnte (A. M. SCHNEIDER, *Die Hagia Sophia zu Konstantinopel*, Berlin 1939).

Den Namen „Hagia Sophia“ (Göttliche Weisheit) trägt die Kirche seit Beginn des 5. Jahrhunderts. Anlässlich eines Aufstandes im Zirkus, der Justinian als Kaiser in Gefahr brachte, wurde die Kirche abermals durch Brand zerstört. Inzwischen hatten sich die Entwicklungsgeschichtlichen Voraussetzungen wesentlich geändert. Eine flachgedeckte Basilika, wie sie unter Konstantin ausgebildet wurde, stand nicht mehr zur Diskussion. Justinian berief für den Neubau mit Anthemios von Tralles und Isidoros von Milet die begabtesten Baumeister seiner Zeit. Es entstand nicht nur ein Kirchenbau aus einer anderen Tradition, es entstand auch eines der einzigartigen, überragenden Meisterwerke in der Geschichte der Baukunst. Schon den Zeitgenossen war es bewußt, daß mit der Hagia Sophia etwas Einmaliges geschaffen wurde. Wir entnehmen es der begeisterten Schilderung von Justinians Geschichtsschreiber PROKOP.

Als der Kaiser im Dezember 537 zur Weihe in die Kirche einzog, soll er, überwältigt durch die Größe und den Glanz des Raumes, ausgerufen haben: „Ruhm und Ehre dem Allerhöchsten, der mich für würdig hielt, ein solches Werk zu vollenden! Salomo, ich habe dich übertroffen!“

Hagios Dimetrios in Thessaloniki gibt trotz seiner Andersartigkeit eine ausgezeichnete Vorbereitung auf die Hagia Sophia, bleibt für

uns nur die Frage, ob in dem ursprünglichen Bau der Demetrius-Basilika des fünften Jahrhunderts die Säulenarkaden ohne Unterbrechung durch die Pfeiler durchliefen. Auch in der heutigen Gestalt erscheint die Längsrichtung ungeschwächt. Jedenfalls geben uns die beiden Bauten mancherlei Anlaß, über die Macht der schöpferischen Verwandlung nachzudenken.

Woher kam Anthemios von Tralles der Baugedanke, den er mit der Hagia Sophia in der reinsten und monumentalsten Form Gestalt annehmen und triumphieren ließ? Gewiß, er war in Vorderasien, in Ephesos, vorgebildet, und die Tradition der römisch-antiken Baukunst war dort im 6. Jahrhundert stärker als im Westen, wo inzwischen neue Bauaufgaben andere Wege gewiesen hatten. Aber die frühchristliche Basilika in römischer Prägung wurde zunächst auch von Griechenland und Byzanz übernommen, um im 6. Jahrhundert endgültig dem zentralisierenden Kuppelbau zu weichen.

Betreten wir vom Westen, vom Narthex her durch die Kaisertüre die Hagia Sophia, dann fühlen wir uns zunächst durchaus in den Ablauf nach der Tiefe, auf die Apsis hin hineingenommen, zumal er sehr entschieden durch die Säulenarkaden des Erdgeschosses und der Emporen durchgeführt wird. Aber er wird aufgefangen durch die mächtigen Pfeiler, die das große, den Raum beherrschende Quadrat umgrenzen. Trotzdem ist die Aktivität der Pfeilerarkaden — wie uns schon der Grundriß zeigt — nicht auf den mittleren, den zentralisierenden Raumblock beschränkt. Sie schwingen weiter in den nördlichen und südlichen Konchen und entfalten sich darüber hinaus in den Seitenschiffen und abgewandelt auf den Emporen.

Die Säulen der Hagia Sophia verfügen gewiß bei weitem nicht mehr über das Maß an verselbständigender Körperhaftigkeit, wie es der griechischen oder der römisch-antiken Säule eigen ist. Aber sie unterscheiden sich in dieser Hinsicht — und das muß so unmißverständlich wie nur irgend möglich herausgestellt werden — grundsätzlich von den Säulen der Hochrenaissance und erst recht des Barock, die hineingenommen werden in einen Massenbau und seiner Dynamik dienen. In einem frühchristlichen Kirchenbau wie der Hagia Sophia herrschen ganz andere Gestaltungsprinzipien. Hier ist nicht die Baumasse — wie etwa bei St. Peter in Rom — das übergeordnete Prinzip, von der ausgehend wir schließlich auch zu den einzelnen, ihr dienenden Bauformen gelangen. In Bauten wie der Hagia Sophia gehen wir den umgekehrten Weg. Es bleibt uns gar keine andere Wahl.

Wir können uns in einen Raum wie den der Hagia Sophia hineinbegeben und uns Rechenschaft geben über die Bauformen, aus denen er sich zusammensetzt. Aber wir fassen bei diesem Vorgehen kaum etwas von seiner geschichtlich einmaligen Struktur, von dem, was ihn zu dem Bauwerk des 6. Jahrhunderts von hohem künstlerischen Rang macht. Der Raum dieses gewaltigen, justinianischen Kirchenbaus stellt uns eine hohe Aufgabe, und es erscheint keineswegs leicht, ihr gerecht zu werden.

Gehen wir, wie es üblich ist, von dem großen Quadrat und von

den es begrenzenden Pfeilern aus, die jedoch zugleich den an sie anschließenden Konchen angehören, deren Bewegung sie einleiten. Auf den Pfeilern ruhen die vier Bögen, die 31,3 m in der Breite und 15,65 m in der Höhe ausladen. Zwischen diesen Bögen steigen die sphärischen Dreiecke, die Pendentifs hoch, die sich über den Bögen verbinden und den Ring tragen, von dem die 40 aus Ziegelsteinen gemauerten Rippen der Kuppel hochsteigen, die sich im Scheitelring der Kuppel verbinden. Die Rippen der Kuppel werden an ihren Ansatzstellen über dem sie tragenden Ring um so greifbarer, als die Kuppelfläche zwischen ihnen durch den Kranz der Fenster geöffnet wird. Die Kuppel der Hagia Sophia hat, wie die Kuppel des Pantheon in Rom, keinen Tambour, sie wird also nicht herausgehoben wie Michelangelos Kuppel von St. Peter. Sie sitzt dem Ring über den sphärischen Dreiecken, denen sie vor ihrem Einsturz im Mai 558 noch enger verbunden war, unmittelbar auf.

Die im Osten und Westen sich anfügenden Halbkuppeln mit ihren Unterbauten haben den in ihrer Richtung gehenden Schub der Hauptkuppel aufzufangen. Im Norden und Süden liefern die Aufbauten der Seitenschiffe, Emporen und die von zwei Fensterreihen durchbrochenen Schildmauern die erforderlichen Verstrebungen, ein kühn durchdachtes System baulicher Konstruktion. Künstlerische und bauliche Struktur ergänzen sich, müssen jedoch nicht — wie es ja bei der gotischen Kathedrale der Fall ist — in jeder Hinsicht identisch sein.

Sind wir also in dieser Weise dem Aufbau des Innenraumes der Hagia Sophia nachgegangen, dann bleibt zu berücksichtigen, daß wir dabei außer acht lassen, was sich z. B. zwischen den Pfeilern und den ihnen aufruhenden Bögen vollzieht: an den Arkaden zwischen dem Mittelschiff und den Seitenschiffen, an den Arkaden der Emporen und an den Schildwänden mit ihren Fensterreihen. Die Frage wäre, ob wir nicht von ihnen ausgehen müssen, bevor wir uns mit den Pfeilern beschäftigen.

HANS SEDLMAYR spricht von dem monumentalen Baldachinsystem der Hagia Sophia. Heben wir es heraus, d. h. verselbständigen wir es — und die Struktur des Baues erlaubt das, wie es scheint, durchaus —, dann bleiben die Seitenschiffe mit ihren Säulenarkaden, die Emporen und die Schildwände im Norden und Süden und auf der anderen Seite die Konchen usf. in Ost und West stehen.

Wenn wir den Bau in seiner künstlerischen Struktur so sehen wollen, oder so sehen müssen, dann gilt es auch, die Folgerungen daraus zu ziehen. Jedenfalls betreffen sie dann nicht nur die Struktur des Bauwerks, sie betreffen das gesamte künstlerische Schaffen der Epoche, und sie betreffen zweifellos im Ausgangspunkt die Struktur des schöpferischen Erlebens. — Damit wären wir bei den kunstwissenschaftlichen Fragen und Problemen, um die es heute hier für uns geht.

Die Arbeit, die durch das Byzantinische Institut der USA seit 1934, seit der Freigabe der Hagia Sophia als Moschee durch Kemal Atatürk und seit Überführung des Baues in die Obhut der Denkmalpflege

hier geleistet wurde, betrifft nicht nur die Reinigung des Baues und die Freilegung seiner ursprünglichen Ausgestaltung. Es geht für uns nicht lediglich um ein Sichtbarmachen und um ein Zurückgewinnen des Alten, es geht nicht um Einzelheiten, es geht um die Gesamtstruktur des Baues in ihrer ursprünglichen Klarheit und Aktivität.

Was wir jedoch kaum wieder in vollem Umfang zurückgewinnen können, das ist der ursprüngliche Glanz der Farben im Raum, der Glanz des Baumaterials und der Mosaiken. Lesen wir die Schilderung des Baues durch PROKOP, den Geschichtsschreiber Justinians, oder auch das Preisgedicht, das der Hofbeamte Paulos Silentarios bei der zweiten Weihe nach dem Wiederaufbau der Kuppel vorgetragen hat, dann muß uns auffallen, wie beide voller Bewunderung von der Pracht der Farben sprechen. Das kann kaum überraschen. Vergewärtigen wir uns nur, was an Steinmaterial, an farbigem Marmor, zur Ausgestaltung des Innenraumes verwandt wurde. A. M. SCHNEIDER hat in seiner 1939 erschienenen Publikation über die Hagia Sophia einiges davon aufgezählt. Wir stellen heute mit Bedauern fest, wieviel von diesem Glanz durch Trübung und Abschwächung der Farben im Laufe der Jahrhunderte verlorengegangen, wie sie heute noch die Mosaiken der Kirchen in Ravenna, aber auch die der Aija Paraskevi in Thessaloniki und neuerdings wieder die der Kirche des Chora-Klosters in Istanbul aus dem 14. Jahrhundert aufleuchten lassen.

Was uns heute an Mosaiken mit figürlichen Kompositionen in der Hagia Sophia wieder zugänglich ist, geht vorwiegend auf spätere Jahrhunderte zurück und vermittelt uns gleichsam einen Überblick über die Entwicklung des Mosaiks bis ins 13. Jahrhundert, führt uns also nahe an die Ausgestaltung der Kirche des Chora-Klosters zu Beginn des 14. Jahrhunderts heran. In der Hagia Sophia fehlen uns leider die Mosaiken aus der Zeit Justinians, wie wir sie in Ravenna, S. Vitale, bewundern.

Aus der Koimesis-Kirche in Nicäa, die im griechisch-türkischen Krieg 1921/22 zerstört wurde, sind uns die bedeutenden Mosaiken des 6./7. Jahrhunderts wenigstens in Fotos bekannt. Links und rechts vom Bogen der Apsis stehen je zwei Erzengel, von denen in dem Band *Kunst aus Byzanz* (Hirmer-Verlag, München, 1959, Taf. 76/77) die Engel Arche und Dynamis abgebildet sind, ein Mosaik, das in Form und Qualität der Ausgestaltung der Hagia Sophia gemäß erscheint, zumal sich das ins 9. Jahrhundert datierte Apsismosaik der Hagia Sophia mit thronender Madonna und Erzengeln (K a. a. O., Taf. 88/89. Dort auch die folgenden Mosaiken abgeb.) gut anschließt. Im inneren Narthex über der Kaisertüre das Mosaik mit dem thronenden Christus und Kaiser Leo VI., entstanden zwischen 886 und 912. Über dem Südwesteingang die thronende Madonna mit Konstantin d. Gr. und Justinian aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts; an der Ostwand der Südepore Christus als Pantokrator zwischen Kaiser Konstantin IX. Monomachos und Kaiserin Zoë, aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts; ebenfalls an der Ostwand der Südepore die Madonna zwischen Kaiser Johannes II. Komnenos und

Kaiserin Irene, um 1118, einer Komposition, der um 1122 das Bildnis des Kaisers Alexius hinzugefügt wurde. — In den letzten Jahren wurde in der Nordgalerie ein Mosaik mit Kaiser Alexandros (912/913) entdeckt. — 1933 wurden schließlich die Fragmente einer Deesis, Christus zwischen Maria und Johannes d. T., freigelegt, die ins 13. Jahrhundert datiert werden, eine der erfreulichsten und bedeutsamsten Wiederentdeckungen dank der erfolgreichen Arbeit des Byzantinischen Instituts der USA.

In diesem Zusammenhang besteht besonderer Anlaß, daran zu erinnern, daß sich im Domschatz zu Limburg eines der hervorragendsten Werke der byzantinischen Goldschmiedekunst, nämlich die um 960 entstandene Staurothek (Kreuzreliquiar) befindet. Durch die Inschrift erfahren wir, daß die Herstellung des Reliquiars auf die Kaiser Konstantinos und Romanos zurückgeht. Bei dem ersteren muß es sich um Konstantin VII. Porphyrogenetos (913—959) handeln, der selbst als Goldschmied tätig war. Das Reliquiar befand sich im kaiserlichen Schatz zu Konstantinopel bis zur Eroberung der Stadt während des 4. Kreuzzugs (1204), kam durch Heinrich von Uelmen nach Westen und wurde 1208 dem Nonnenkloster in Stuben an der Mosel geschenkt.

Die Kirche des Chora-Klosters

Die Hagia Sophia, die, wie kaum ein anderer Bau, zur Signatur der Zeit Kaiser Justinians gehört, wäre ohne die Baukunst der Antike nicht denkbar, und dennoch ist ihr der gesamte Kirchenbau des mittelalterlichen Byzanz verpflichtet. Sie hat zurückgestrahlt nach Vorderasien, wie wir auf der anderen Seite dem in ihr sich äußernden schöpferischen Geist in S. Vitale in Ravenna begegnen. So viel auch in der Gestalt Justinians noch vom Geist der Antike lebt, was unter seiner Regierung geschaffen wurde, weist zweifellos in hohem Maße in die Zukunft.

Nach den Zeugnissen der frühen christlichen Jahrhunderte feiert in Griechenland die byzantinische Kunst in den Bauten und Mosaiken von Hosios Lukas (Anfang 11. Jh.) in Nea Moni auf Chios (um 1050) und in der Klosterkirche von Daphni (Ende 11. Jh.) neue Triumphe. Die Apostelkirche in Thessaloniki aber führt uns mit ihrer um 1315 entstandenen, bewundernswerten Ausgestaltung entwicklungs geschichtlich gesehen in die nächste Nähe der Kirche des Chora-Klosters in Istanbul. — Dank der Reinigung und Wiederherstellung der Chora-Kirche und des an ihrer Südseite liegenden Parecclesion seit 1937 durch das Byzantinische Institut der USA haben wir eines der Meisterwerke, eine der letzten beispielhaften Leistungen byzantinischer Kunst aus dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts zurückgewonnen. Durch die Apostel- und die Katharinenkirche in Thessaloniki sind wir darauf vorbereitet. Beide Bauten verbinden sich von der Architektur wie von ihrer Ausgestaltung her gesehen mit der Kirche des Chora-Klosters, mit der Hagia Pammakaristos (Fetiye Djami) und der Kirche des hl. Theodor (Kilise Djami) in Istanbul zu einer geschlossenen Gruppe.

Die Mosaiken der Apostelkirche und vor allem das mit „Christus im Limbus“ gehören zu den bedeutendsten Bildkompositionen byzantinischer Kunst des Mittelalters. Durch den 1959 erschienenen Band der UNESCO, *Griechenland, Byzantinische Mosaiken*, sind wir in der Lage, unsere Eindrücke vor den Originalen zu überprüfen und durch Vergleiche zu erweitern.

Die byzantinische Kunst gibt statt der „Auferstehung“ „Christus im Limbus“, d. h. sie gibt die Auferstehung der nunmehr erlösten Menschen. Das Mosaik der Apostelkirche in Thessaloniki gibt, auch in seinem beschädigten Zustand, wohl die menschlich und künstlerisch stärkste, das Fresko im Parecclesion der Chora-Kirche wohl die dramatischste Darstellung dieses Geschehens. Die beiden annähernd gleichzeitig entstandenen Kompositionen — Mosaik und Fresko — vermitteln uns eine zuverlässige Anschauung von der Formensprache und Gestaltungskraft byzantinischer Kunst im frühen 14. Jahrhundert. Christus mit Nimbus und Attributen der Passion, über dem stilisierten felsigen Boden, vor hoher Mandorla, die Patriarchengestalt Adams, der ihm die Arme entgegenstreckt, aus der Tiefe emporziehend, das ist in einer Formensprache wiedergegeben, die wir mit den entsprechenden Kompositionen von Duccios großem Altarwerk für den Dom in Siena vergleichen können. — Der Hinweis auf Giotto und seine Fresken der Arenakapelle in Padua kann dagegen nur offenbar machen, daß hier die Wege östlicher und westlicher Kunst sich für Gegenwart und Zukunft trennen. Giottos Kunst gehört zweifellos dem gotischen Mittelalter an, aber die byzantinische Kunst hat jene entwicklungsgeschichtlichen Wandlungen nicht mit vollzogen, die Giottos Wandmalerei in der Arenakapelle von der Formensprache eines Cimabue und eines Duccio trennen.

Die Wiederherstellungsarbeiten in der Kirche des Chora-Klosters haben zu dem Ergebnis geführt, daß der sog. Urbau im 12. Jahrhundert errichtet wurde, als Erweiterung einer frühkomnenischen Anlage (*Kunstchronik*, Juli 1960, S. 177 ff.: *Das Gesamtkunstwerk in Byzanz, ein Symposium in Dumbarton Oaks*). — Was den Namen des Klosters angeht, so kann „Chora“ etwa bedeuten „in den Feldern“ oder „vor den Mauern“. Eine andere Auffassung möchte der Bezeichnung eine geistige Bedeutung geben und sie auf Eigenschaften Christi beziehen.

Im Laufe der Jahrhunderte hatten Kloster und Kirche offenbar schwer gelitten, so daß Theodor Metochites, Großlogothet (Schatzmeister) des Kaisers Andronikos, sie im frühen 14. Jahrhundert wiederherstellen und einheitlich ausgestalten ließ. — Nischen mit Sarkophagen in den Wänden des Parekklesion haben den Raum als Grabkapelle des Stifters und seiner Familie erwiesen. Das Fresko „Christus im Limbus“ in der Apsiskuppel und die Darstellung des Jüngsten Gerichtes auf dem anschließenden Abschnitt der Decke behandeln die Themen Tod und Auferstehung und stehen in engem Bezug zu der Bestimmung des Raumes.

Ein Mosaik des inneren Narthex der Hauptkirche zeigt links von dem thronenden Christus den Stifter Theodor Metochites kniend mit

dem Modell der Kirche. Metochites trägt die eigenartige, ballonartig schwellende Kopfbedeckung, wie wir sie in der byzantinischen Kunst bei Hofbeamten häufig finden. — Ein Mosaik mit Christus und Maria, der Kaiser Isaak II. Angelos Porphyrogenetos (1185—1195) zugeordnet ist, erinnert an die 1933 freigelegte Deesis in der Hagia Sophia, wenn es auch spröder in der Formgebung ist. — Da ferner über dem Eingang zum inneren Narthex das Bild Christi als Pantokrator erscheint, kann man, was diese Wiederholung repräsentativer Bilder Christi angeht, kaum von einheitlicher Planung sprechen. Es wäre immerhin denkbar, daß das eine oder andere Mosaik auf ältere Bildmotive zurückgeht.

Die Baukunst der Osmanen

In einer Stadt wie Istanbul, die seit der Eroberung durch Mehmet II. ihr architektonisches Gepräge durch den Islam erhalten hat, suchen wir nicht nur die Baudenkmäler vergangener Epochen auf. Wir beantworten die Gastlichkeit eines Landes mit der Aufgeschlossenheit gegenüber den Bereichen seines kulturellen Lebens, und wir haben um so mehr Anlaß dazu, wenn die geistigen und geschichtlichen Grundlagen anders geartet als die unseren sind.

Als die Osmanen 1453 die Stadt eroberten, fanden sie in ihr ein Bauwerk wie die Hagia Sophia, die seit 900 Jahren ihr geistiger, religiöser und architektonischer Mittelpunkt war. Der Sultan verordnete in ihr sein erstes Gebet und machte sie zur Hauptmoschee seiner neuen Residenz. Ein architektonischer Mittelpunkt vom Rang der Hagia Sophia war nicht zu verschieben, geschweige denn zu ersetzen. Auch für den Islam gingen starke, nachhaltige Anregungen von dem Bau aus der Zeit Justinians aus. Ja, sie wurden gegen alle bisherigen Gepflogenheiten im Reich der Osmanen bestimmend für ihre Moscheen und gaben ihnen ein neues Gepräge.

Es wäre jedoch töricht, wollten wir annehmen, die Moslems hätten die Hagia Sophia einfach nachgebaut, weil sie neben ihrer unvergleichbaren Monumentalität mit ihrer eigenen Bauweise nicht bestehen konnten. — Der Islam hat sich zweifellos aus zwingenden Gründen mit der Hagia Sophia auseinandergesetzt. Als Mehmet der Eroberer seine Moschee auf dem vierten Hügel der Stadt und auf dem Gelände der Grabeskirche Konstantins durch den Baumeister Christodoulos errichten ließ, stand diese Auseinandersetzung noch in ihrem Anfangsstadium. Aber leicht hat es sich auch Christodoulos nicht gemacht, obwohl erst Sinan aus der Moschee nach dem Vorbild der Hagia Sophia etwas Eigenständiges im Sinne des 16. Jahrhunderts und im Sinne des Islam gemacht hat.

Die „Mehmet Fatih“ ist dank ihrer Lage neben der Suleimaniye ein die Stadt beherrschender Bau. Die Moscheen sind Oasen in einer Stadt wie Istanbul. Sie sind ungewöhnlich gepflegt, und in ihren Höfen herrscht Sauberkeit. Mit der Moschee ist nicht nur der Garten mit den Mausoleen (Türbe) des Sultans und seiner Familie verbunden. Ausgedehnte Baukomplexe kommen hinzu: Schulen, Akademien, Bibliotheken, Bäder, Spitäler, Herbergen usf.

Als die Osmanen Konstantinopel eroberten, hatten sie längst eine eigene künstlerische Tradition. Die um 1400 erbaute Ulu-Moschee in Brussa, der alten Residenz, ist eine Pfeilerhalle, in der jedes quadratische Feld durch eine Kuppel überwölbt ist, ausgenommen das mittlere, offene Feld mit dem Brunnen, das an den Hof mit dem Reinigungsbrunnen erinnert.

Einen ausgebildeten Kultbau wie die frühchristliche Basilika Konstantins gab es für den Islam zunächst nicht. Er hatte seine heiligen Stätten in Mekka und Medina. — Der Moslem ist zu fünf Zeiten des Tages zum Gebet verpflichtet und richtet sich dabei nach Mekka aus. An Freitagen versammeln sich die Gläubigen zum gemeinsamen Gebet, dessen repräsentativer Rahmen die Freitagsmoscheen sind. Ursprünglich war der Ort des Gebets ein quergelagerter Hof mit Umgängen an drei Seiten, mit dem Reinigungsbrunnen und mit den an den Hof sich anschließenden offenen Säulen- oder Pfeilerhallen.

Die Säulenmoschee in Cordoba, deren ursprüngliche Anlage ins 8. Jahrhundert, in die Zeit Abderrahmans, des aus Damaskus geflohenen Omajaden, zurückgeht und die bis ins 10. Jahrhundert mehrfach erweitert wurde, ist eines der großen, klassischen Beispiele der Moschee mit Säulen- oder Pfeilerhalle und mit vorgelagertem Hof. In Cordoba können wir uns den architektonischen Charakter und die Art des Verhältnisses dieser Moscheen zur Stadt vergegenwärtigen. Sie ist im Grundriß ein einfaches Rechteck und als Baukörper ein niedriger, breitgelagerter Block, in Cordoba heute lediglich überhöht durch den Einbau des 16. Jahrhunderts. Eine Anlage wie die große Moschee in Cordoba mit ihren neunzehn Schiffen zu je 35 Säulen verstehen wir nur, wenn wir berücksichtigen, daß die Säulenhalle (Haram) wie der Hof in der Breite ausgerichtet ist. Die Säulen- oder Pfeilerarkaden können parallel zum Hof oder auch senkrecht zu ihm in Richtung auf die Kibla-Wand mit Gebetsnische (Mihrab) und Predigtstuhl (Mimbar) verlaufen.

Zum Typ der Säulenmoschee in Cordoba gehören in Kairo die Amr-Moschee mit sechsschiffigem Haram, die Ibn-Tulun-Moschee (877—879), die El-Ashar-Moschee mit der größten Universität des Islam (971 voll.) und in Kairouan die Sidi-Okbar-Moschee aus dem Jahre 703.

Die Säulen- und Pfeiler-Moscheen, die mit der berühmten Perl-Moschee in Agra bis ins 17. Jahrhundert fortleben, sind also mit ihren Vorhöfen ausgedehnte, aber niedrige Blöcke, damit waren nicht die Hügel einer Weltstadt wie Istanbul, vor allem nicht im Sinne des 15. und 16. Jahrhunderts, zu bekrönen.

Die 1463 bis 1471 erbaute Moschee Mehmet des Eroberers zeigt in ihrem Aufbau neben der Hauptkuppel vier Halbkuppeln, von denen jeder je drei kleinere Halbkuppeln zugeordnet sind. Zu diesem System kommen noch die kleinen Vollkuppeln über den Eckquadranten. Die wirksamste Bekrönung der Stadt ist heute jedoch bei weitem die Moschee Suleimans des Prächtigen, die Sinan 1550—1556 erbaute, wobei er sehr zum Vorteil des Gesamtkomplexes — wie Anthemios von Tralles bei der Hagia Sophia — der Hauptkuppel nur zwei Halb-

kuppeln zuordnete und sich darüber hinaus mit kleinen, tieferliegenden Nebenkuppeln begnügte.

Wer war nun dieser Sinan, der für alle Zeiten das architektonische Gepräge von Istanbul und Edirne bestimmte und der als einer der überragenden Baumeister gefeiert wird? — ERNST EGLI vertritt in seiner Sinan gewidmeten Monographie (Erlenbach-Zürich 1954) die Auffassung, daß Sinan 1490/91 geboren, mit seiner Mutter in früher Kindheit während der Feldzüge Bajazids I. aus Österreich in Gefangenschaft und Sklaverei geführt wurde und, zum Islam übergetreten, die ihm gemäße Ausbildung erfuhr. Zum Hofarchitekten des Sultans wurde er etwa 1539 ernannt. Unter seiner Hand verwandeln sich die Kuppelbauten seiner Moscheen zu etwas Neuem und Eigenem, das in der Geschichte der Baukunst mit der Hagia Sophia kaum mehr vergleichbar erscheint. Das gilt nicht nur für die äußere Erscheinung seiner Baukörper im Stadtbild, das gilt vielleicht in viel höherem Maße für ihre Innenräume.

Bei den Moscheen Sinans haben wir es mit einem absolut selbständigen architektonischen Gestaltungsvorgang zu tun. Da wird nichts kopiert, mit jedem seiner Bauten entsteht etwas Neues. Er versteht es auf Grund seiner künstlerischen Begabung, das System der Bauformen des Kuppelbaus vom Typ der Hagia Sophia souverän einzusetzen. Es genügt, aus der langen Reihe seiner Bauten ein paar Beispiele herauszugreifen, um seine Gestaltungskraft anschaulich zu machen: die Moschee der Prinzessin Mihrimah am Edirne-Tor in Istanbul, die Moschee ihres Gemahls Rüstem Pascha am Goldenen Horn, die Schehzade- oder Prinzen-Moschee, die Suleimaniye und schließlich als Krönung seines Schaffens die Selimiye in Edirne.

Ohne äußeren Aufwand steht die Moschee der Prinzessin Mihrimah, der Tochter Suleimans, mit ihren hohen, von Fenstern durchbrochenen Schildmauern, den abgerundeten Ecktürmen, der frei über diesem hohen Block stehenden Kuppel unmittelbar neben der Landmauer als beherrschendes Monument hoch über der Stadt. Im Innenraum mit seinen durch Säulen abgetrennten Seitenschiffen, mit seinen Emporen und Nischen der Eingangswand blüht das Ornament auf den Wänden, Bögen, Fenstern und in der Kuppel, mit hoher Sorgfalt abgestuft, ein frühlingshaft im Licht und in den Farben strahlender Raum, dennoch als architektonisches Gefüge klar überschaubar und straff gefaßt. Hier haben wir es mit einer künstlerischen Gestaltung zu tun, die nichts mehr mit den tektonisierenden Funktionen des Ornaments in der Hagia Sophia, um so mehr aber mit der Buchmalerei und der Teppichweberei des Islam zu tun hat, ein jugendlich blühender und gerade dadurch unvergeßlicher Raum.

In Weiterführung dieses Werkes hat Sinan nach 1550 für Rüstem Pascha, den Großwesir Suleimans und Gemahl seiner Tochter, einen in den Maßen bescheidenen Raum, aber durch die Ausgestaltung mit blaugrünen Fayencen, ihren reichen Blumenmustern und ihrem phantasievoll stilisierten geometrischen Motiven ein Meisterwerk intimer orientalischer Wohnlichkeit geschaffen.

Die Schehzade oder Prinzen-Moschee gab Suleiman nach dem

tragischen Tod seines Lieblingssohnes Mehmet als Akt der Sühne in Auftrag. Die mächtigen, abgerundeten Pfeiler unter der Hauptkuppel stehen weitgehend frei und öffnen in voller Breite den Blick in die seitlichen Raumabschnitte. Es entsteht ein hoher und weiter Zentralraum, der an Raumkonzeptionen der italienischen Hochrenaissance erinnert. Die Ausmalung stammt hier aus späterer Zeit. Das Ornament an den Holztüren und vor allem am Predigtstuhl ist von hoher Vollendung. Es entstehen Wirkungen von ganz anderer, aber nicht weniger anspruchsvoller Art als bei den mit farbigen Fayence-Platten verkleideten Wänden der Moschee des Rüstem-Pascha. Es sind keineswegs Einzelstücke der Ausstattung, die wir hier bewundern. Jeder Gegenstand dient der Gesamtidee. Sinan erneuert mit jedem Bauauftrag seine Gestaltungsmittel. Was an Türen, Kanzel usf. unsere Aufmerksamkeit erregt, gibt gleichzeitig Anlaß auf die vollendete Eleganz der Profilierung an den Minaretten hinzuweisen.

Die Schehzade-Moschee gewährt uns Aufschluß darüber, welcher Art die Anforderungen sind, die Sinan mit jedem neuen Auftrag an sich stellt. Er begnügt sich nicht damit, seinen Bauherrn durch in die Augen fallende Effekte zu überraschen und ihn im Sinne seiner jeweiligen Erwartungen zufrieden zu stellen. Es geht ihm zweifellos um die uneingeschränkte, selbstlose Verwirklichung, um das letzte Ausreifen der Baugedanken, in deren Dienst er sich stellt. Die Verpflichtung sich selbst und dem eigenen Werk gegenüber hat ihn neben seiner Begabung zu einem der führenden Meister im Bereich der Baukunst heranreifen lassen.

Soviel auch im Reich der Seldschuken und im Reich der Osmanen an künstlerischer Tradition vorgebildet war, die Baukunst des Islam ging im 16. Jahrhundert durch Sinan und seine Moscheen über die Beiträge der Araber und der Perser (Iran) hinaus eine neue, fruchtbare Verbindung mit dem Erbe der römischen Antike und der frühchristlichen Jahrhunderte ein, ein Sachverhalt, der in uns um so mehr das Bewußtsein gegenseitiger Verpflichtung wachhalten sollte, als sich der Osten dem kulturellen Erbe vergangener Epochen in wachsendem Umfang zuwendet und ihm die gebührende Pflege zuteil werden läßt.

Mit der Prinzen-Moschee sind wir über das Architektonische hinaus im Bereich der repräsentativen Kunst des Islam im 16. Jahrhundert. Repräsentativ sind jedoch im Werke Sinans nicht nur die für die Familie des Sultans geschaffenen und ihre Umgebung städtebaulich beherrschenden Anlagen. Wir sahen, daß bescheidenere Bauten, wie z. B. die Moschee des Rüstem Pascha, dem Architekten in einer Phase des Übergangs zum Anlaß werden, neue, in die Zukunft weisende Möglichkeiten der Ausgestaltung des Innenraumes zur Entfaltung zu bringen. Das gilt auch für die kleine, annähernd gleichzeitig entstandene, von dem Großwesir Sokollu Mehmet Pascha gestiftete Moschee, die südlich des Hippodroms in der Nachbarschaft von Hagios Sergios und Hagios Bacchos liegt.

So beherrschend auch die Lage der „Mehmet Fatih“ über der Stadt ist, die Krone von Istanbul ist in einem besonderen Sinne die

Suleimaniye (1550—1556), vom Goldenen Horn, vom Bosphorus, von Üskedar, von Galata und Eyup her gesehen. Sultan Suleiman, der Gesetzgeber, regierte seit 1520. Drei Jahrzehnte waren dahingegangen, als er im Juli 1550 den Grundstein zu seiner Moschee auf dem Gelände des alten Serail, auf dem dritten Hügel, dem des Kapitols in byzantinischer Zeit legte. Vorhof, Moschee und Friedhof mit den Grabbauten des Sultans und seiner Gemahlin Hasseki Hurrem liegen in einem umfriedeten Bezirk. Außerhalb dieses Gartens, unmittelbar links von der Mauer mit dem Haupteingang, liegt der Grabbau des Baumeisters Sinan. — Außenbau wie Innenraum wirken durch Größe, Einfachheit und Geschlossenheit. Für die vier Pfeiler unter der Kuppel wählt Sinan — wie kaum jemals vorher — die einfachste, blockhafte Form. Sie sind lediglich an den Ecken durch lineare Profile abgestuft, so daß der Aufstieg über die von dem Pfeilerblock sich abhebenden Pilaster mit ihren einfachen Gesimsen in die analog behandelten weiten, hohen Bögen sich fast ohne Unterbrechung vollzieht. Pfeiler und Bögen wirken in der Suleimaniye dadurch leichter und freier als in der Prinzen-Moschee und in der Selim-Moschee in Edirne. Der gesamte Aufbau des Innenraumes der Suleimaniye wirkt dadurch in seinem freien Ausladen außerordentlich beschwingt; und von klassischer Einfachheit ist auch das gerahmte Feld mit der Gebetsnische, der links und rechts in der unteren Zone die rechteckigen Fensternischen und darüber die Rundfelder mit der linearen Ornamentik zugeordnet sind, die zur Sockelzone für die oberen Fenster und ihr Ornament werden. — Das Bild des Menschen schaltet hier aus. Aber der Mensch ist hier Mittel- und Ausgangspunkt seines räumlichen Erlebens. Er fühlt sich verwoben in die Poesie des architektonischen Gefüges, seiner Farben, seines Ornaments und des alles überspielenden, belebenden und verwandelnden Lichtes. Es ist wie in den Versen der Grabinschrift, die Mustafa Sa-i seinem Freund Sinan widmete: „Schön ist es hier im Palaste der Welt, die kurze Zeit! Doch im Genuß dieser Erde ist keinem Ruh vergönnt!“

In der Hagia Sophia unterstehen wir einer anderen künstlerischen und damit auch einer anderen geistigen Struktur des Raumes. Auch als Museum hat der Raum viel von seinem sakralen Charakter bewahrt. Vor seinen Mosaiken vermag er uns zu ergreifen und zu erheben.

Ursprung und Anfänge des römischen Weltreichs

Roms Aufstieg zur Weltherrschaft gehört in mancher Hinsicht zu den eindrucksvollsten Vorgängen der Geschichte¹⁾. Von kleinsten Anfängen hat sich diese Stadt innerhalb von etwa anderthalb Jahrhunderten zur führenden Macht in der Mittelmeerwelt erhoben. Schritt für Schritt, fast ohne Unterbrechung, breitete sie ihre Herrschaft aus. Auf die Unterwerfung Italiens, abgeschlossen um 265 v. Chr., folgte das Ringen mit Karthago; an die Aufrichtung der römischen Hegemonie im westlichen Mittelmeer schlossen sich nach 200 die Kriege gegen die damals bedeutendsten Staaten des Ostens, Makedonien und Syrien, an, deren Glanz und Größe angesichts der römischen Überlegenheit rasch zusammenbrachen. Unwillkürlich neigt der spätere Betrachter dazu, das, was hier geschah, als folgerichtig und unvermeidlich anzusehen, gewissermaßen von der Zwangsläufigkeit einer Entwicklung zu sprechen. Aber der Eindruck täuscht. So selbstverständlich war das keineswegs.

Blicken wir auf die Anfänge der römischen Expansion, auf die Jahrzehnte nach 350, so sprach eigentlich recht wenig für eine solche Entwicklung. Die damaligen Bewegungen in Mittelitalien, in deren Verlauf Rom zum ersten Mal seine traditionellen Grenzen überschritt und über den Bereich Latiums hinaus nach Campanien griff, wurden überschattet von den Vorgängen im Osten. Etwa zur gleichen Zeit, da Rom mit den Samniten in Konflikt geriet, eroberte Alexander d. Gr. das Perserreich. Die makedonisch-griechischen Heere waren allen anderen überlegen; den Makedonenkönig selbst wie dann auch seine Nachfolger, die Diadochen, erfüllte das Verlangen nach Herrschaft, ihr Blick umfaßte weite Räume, und unter dem Schutz ihrer Waffen faßte eine hochentwickelte Kultur in den neu erschlossenen Räumen Fuß. Die gesamte östliche Welt erhielt ein neues Gepräge. In der Tat — so wenigstens spiegelt es sich in der von den Griechen bestimmten öffentlichen Meinung wider —, die weitere Zukunft schien diesen großen Mächten im Osten zu gehören. Vom Westen her war eine Initiative großen Stils kaum zu erwarten. Dort hatten bisher eigentlich nur zwei Staaten eine größere Rolle gespielt. Syrakus, vor allem seit Dionys die mächtigste Stadt auf Sizilien, hatte zeitweise unter seinen großen Herrschern an die Aufrichtung seiner Hegemonie über die ganze Insel gedacht und auch auf die benachbarten Teile Süditaliens seinen Einfluß auszu-

¹⁾ Vortrag, gehalten bei der Festsitzung der Gießener Hochschulgesellschaft am 15. Mai 1963. — Seiner Bedeutung entsprechend ist das vorliegende Thema eigentlich von jedem, der sich mit der Geschichte der Römischen Republik befaßt, behandelt worden. Das beginnt im Altertum bereits mit POLYBIOS und setzt sich seit dem Beginn der Neuzeit mit MACCHIAVELLI und dann MONTESQUIEU fort bis heute. Hier auch nur die wichtigsten Beiträge zu nennen, wäre unmöglich. So sei zunächst zur allgemeinen Orientierung auf die Forschungsberichte verwiesen, die J. VOGT (*Röm. Republik*, 1932, 4¹⁹⁵⁹, S. 338 ff.) und A. HEUSS (*Röm. Geschichte*, 1960, S. 499 ff.) gegeben haben.

dehnen gesucht, aber, um ernsthaft mit den neuen Mächten im Osten konkurrieren zu können, dafür war seine Basis zu schmal. Eher hätte man das von Karthago erwarten können, der bedeutenden Seemacht, die seit langem das westliche Mittelmeer unter ihrer Kontrolle hielt. Doch die Zeiten, wo sie in großem Stil expansiv gewesen war, gehörten der Vergangenheit an, und die Grenzen ihrer Möglichkeiten waren in dem Ringen mit Syrakus deutlich geworden. An Italien vollends dachte man damals noch nicht. Von seinen Bewohnern waren bislang noch keine wirklichen Impulse auf die weitere Umwelt ausgegangen; für die Mehrzahl der damaligen Menschen lag die Apenninhalbinsel an der Peripherie, wenig wußte man von ihr, und gar mit Rom, vereinzelt zwar erwähnt, verband man noch keine konkrete Vorstellung²⁾. Jedoch gerade das, was zu Ausgang des 4. Jhs. noch nicht einmal als ferne Möglichkeit gehant werden konnte, sollte im Verlauf weniger Generationen Wirklichkeit werden. Auf dem Boden Italiens bildete sich eine Macht heraus, die nicht nur gleichwertig neben die alten Staaten trat, sondern sie alle zusammen in den Schatten stellen sollte. Von dem östlichen Becken des Mittelmeeres, das seit etwa zwei Jahrtausenden im eigentlichen Sinne geschichtlich relevant gewesen war, verlagerte sich seit dem 3. Jh. der Schwerpunkt der geschichtlichen Entscheidungen nach Italien. Rom hob sämtliche bisher gegebenen Voraussetzungen auf und richtete mit einer Energie ohnegleichen seine Herrschaft auf, die über mehr als ein halbes Jahrtausend Bestand haben sollte.

Das alles war so erstaunlich, ja so unfaßbar, daß die Frage, wie das alles hatte geschehen können, sich geradezu aufdrängen mußte. Viele, Sieger wie Besiegte, waren zunächst geneigt, hierin das Wirken überirdischer Kräfte zu sehen. Die Römer selbst, von sich überzeugt, glaubten, die Gottheit habe ihnen dank ihrer Frömmigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit Sieg und Herrschaft geschenkt. Auf der anderen Seite erinnerten die Griechen um und nach 200 an das Walten der Tyche, und hinter ihrem Hinweis auf diese launische und unberechenbare Göttin des Zufalls verbarg sich die stille Hoffnung, es könne sich doch noch eines Tages das Schicksal für sie wenden³⁾. Freilich, so bereitwillig derartige Erklärungen auch von einer breiteren Öffentlichkeit aufgenommen werden mochten, auf die Dauer konnten sie dem denkenden Verstand nicht genügen, ja sie widersprachen grundlegenden geschichtlichen Einsichten, die die Griechen seit dem 5. Jh. gewonnen hatten. Hier griff um 150 der griechische Historiker POLYBIOS ein. In seinem Geschichtswerk, in dem er die Aufrichtung der römischen Hegemonie über die Ökumene schilderte, stellte er hart und nüchtern die Frage nach den tatsäch-

²⁾ Vgl. zuletzt A. ALFÖLDI, *Die trojanischen Urhaken der Römer* (Rektoratsprogramm Basel, 1957, S. 9 ff., bes. S. 26 ff.).

³⁾ Wie POLYBIOS I 63, 9 betont, waren verschiedene Griechen der Ansicht, den Römern sei ihre Herrschaft durch das Wirken der Tyche gleichsam in den Schoß gefallen; vgl. auch XVIII 28, 4 f. Daß derartige Vorstellungen auch noch im 1. Jh. v. Chr. lebendig waren, zeigen die Überlegungen, die in Augusteischer Zeit DIONYS VON HALIKARNASS anstellte (I 4, 2).

lichen Voraussetzungen der Überlegenheit Roms⁴). Zwei Momente sah er dabei als wesentlich an. Einmal war das die besondere Form des Staates, durch die sich Rom von den anderen heraushob. In ihr vereinigten sich die Vorzüge der drei klassischen Verfassungstypen, Monarchie, Aristokratie und Demokratie. Sie manifestierten sich in der Autorität der Magistrate, in der Verlagerung der eigentlichen Entscheidungen auf den Senat, ein Gremium von durch Erfahrung und Können besonders qualifizierten Männern, in der Heranziehung des Volkes, das bei allen Wahlen und Beschlüssen mitwirkte. Zum anderen wies POLYBIOS auf die besondere Einstellung der Römer zu ihrem Staat hin, dank der das Ganze erst wirklich funktionieren konnte. Die römische Gesellschaft sah bestimmte grundsätzliche Normen für sich als verbindlich an, die Triebe und Leidenschaften des einzelnen fanden ihre Schranken in dem Gesetz, die inneren Gegensätze wurden aufgefangen in dem Anliegen aller, der *res publica*. Die Bereitschaft des einzelnen, seine Existenz vorbehaltlos in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, fand ihre Krönung in dem römischen Heerwesen mit seiner für antike Verhältnisse fast einmaligen Disziplin, in jenem Instrument, dem Rom seine Überlegenheit im Kampf verdankte⁵). Die moderne Forschung hat die Fragestellung des POLYBIOS aufgenommen, die von ihm gewonnenen Einsichten weiter entwickelt und zum Teil vertieft, in manchem, vor allem durch die Aufhellung der sozialen Verhältnisse und der Struktur der römischen Adelsgesellschaft, zusätzlich neue Aspekte gebracht. Mag dabei im einzelnen manches noch offen bleiben, insgesamt können wir heute einigermaßen begreifen, warum es den Römern in jedem einzelnen Falle gelungen ist, ihre Gegner zu überwinden⁶).

Aber mit alledem ist noch nicht erklärt, was nun die Römer veranlaßt hat, ihre Herrschaft über die ganze damalige Welt aufzurichten⁷). Immer wieder kann man zwar lesen, ihre innere Natur

⁴) I 1 und ferner in den einleitenden Abschnitten zum 6. Buch (bes. 6, 2), in dem er aus der besonderen Form des römischen Staates dessen Überlegenheit über die anderen zu erweisen suchte.

⁵) Vgl. die Ausführungen des POLYBIOS 6, 19 ff.; zur Einstellung der Römer zu ihrem Staat bes. auch 6, 52 ff.

⁶) Die neueste zusammenfassende Behandlung des Römischen Staates gibt das Buch von ERNST MEYER, *Römischer Staat und Staatsgedanke* (1948, ²1961). Für unser heutiges Wissen um die römische Adelsgesellschaft wurden grundlegend die Untersuchungen von M. GELZER; jetzt zusammengefaßt in seinen *Kleinen Schriften*, Bd. 1 (1962).

⁷) Für POLYBIOS war das noch kein Problem. Da die Römer die Weltherrschaft errungen hatten, mußten sie das seiner Ansicht nach auch gewollt haben. Auf den ersten Blick erscheint das durchaus logisch, und so sind ihm hierin viele bei der Frage nach den Gründen der römischen Expansion gefolgt. Noch R. HEINZE hat in seiner eindrucksvollen Rektoratsrede von 1921 (*Von den Ursachen der Größe Roms*, jetzt in der von E. BURCK herausgegebenen Sammlung seiner kleineren Schriften *Vom Geist des Römertums*, ³1960, S. 9 ff.) einen „positiv gerichteten Machtwillen“ der Römer als selbstverständlich vorausgesetzt (S. 15). Aber die Dinge liegen doch verwickelter. Die bereits durch die Römer vertretene These von dem „defensiven“ Charakter ihrer Politik hat dann im 19. Jh. in MOMMSEN ihren bedeutendsten Verfechter gefunden, und die neueste Forschung kommt mehr und mehr wieder auf ihn zurück; vgl. etwa die hierzu

habe sie dazu getrieben, man weist in diesem Zusammenhang auf ihr Streben nach Macht und Geltung hin. Aber letztlich schließt man hier, wie so oft bei geschichtlichen Urteilen, vom Ergebnis auf eine ursprünglich vorhandene Bereitschaft, ohne zu bedenken, daß eine solche Rechnung nur selten aufgeht. Und das ist auch hier der Fall. Bekanntlich weisen die eigenen Aussagen der Römer in eine ganz andere Richtung. Folgen wir ihnen, so hätten sie ihre zahlreichen Kriege nie in der Absicht geführt, fremde Länder zu erobern, sondern nur deshalb, um sich gegen eine feindliche Bedrohung zu wehren, letztlich also um ihrer eigenen Sicherheit willen. Zunächst klingt das etwas erstaunlich, und die Annahme, ein Volk habe lediglich zur Abwehr drohender Gefahren ein Weltreich erobert, scheint jeder geschichtlichen Logik zu widersprechen. Mit Berufung darauf hat man häufig die Aussagen der Römer bagatellisiert, in ihnen nur einen Versuch gesehen, ihre eigentlichen Absichten mit dem Mantel des Rechts zu verhüllen. Doch so einfach lassen sich diese Äußerungen, wie schon MOMMSEN betont hat⁸⁾, nicht abtun. Hinter ihnen steht die auf uralte Vorstellungen zurückgehende Lehre vom bellum iustum, dem gerechten Krieg, und verbunden damit die Überzeugung, daß jeder Vertrag mit einem anderen Volk seinem Wesen nach unantastbar sei. Gerade hierfür haben einst die Römer besonders eindrucksvolle Formen entwickelt. Bei dem Abschluß eines Vertrags wurde ursprünglich, und dieser Brauch reicht bis in graue Vorzeit zurück, ein Opfertier geschlachtet, danach warf der Priester das steinerne Messer (silex) von sich weg und rief aus: „So wie dieses Tier möge jeder getroffen werden, der es wage, den feierlich beschworenen Vertrag zu verletzen“⁹⁾. Entsprechend war auch die Aufkündigung eines Vertrages, die Erklärung des Krieges, ein gewichtiger Akt, der sich in festen Formen vollzog. Die Fetialen, Angehörige einer römischen Priesterschaft, gingen als Abgesandte zu der feindlichen Stadt, legten ihre Beschwerden dar und forderten Genugtuung; wurde diese verweigert, so erklärten sie, daß der Gegner das Abkommen gebrochen und sich vor Göttern und Menschen ins

einschlägigen Aufsätze von J. VOGT (in: *Vom Reichsgedanken der Römer*, 1942), von M. GELZER, *Die Anfänge des römischen Weltreichs* (zuerst erschienen 1940 in der *Festschrift f. Joh. Haller*, jetzt in: *Kleine Schriften*, Bd. 2, 1963, S. 3 ff.) und H. SCHAEFER, *Das Problem der Entstehung des römischen Weltreichs* (*Hist. Jahrb.* 68, 1949, S. 13 ff.), sowie generell die Beurteilung, die A. HEUSS in seiner *Römischen Geschichte* von der römischen Expansion gibt (vgl. bes. seine Bemerkungen S. 544).

⁸⁾ *Röm. Geschichte*, Bd. 1 (⁹1903), S. 781: „Es ist offenbar für jede nicht oberflächliche Betrachtung, daß die römische Regierung . . . bloß wünschte, nicht übermächtige Nachbarn neben sich zu haben, und daß sie in dem sehr richtigen Gefühl, den Kern des Reichs nicht von der Umlage erdrücken zu lassen, sich ernstlich dagegen stemmte erst Afrika, dann Griechenland, endlich Asien in den Kreis der römischen Klientel hineinzuziehen, bis die Umstände jedesmal die Erweiterung des Kreises erzwangen oder wenigstens mit unwiderstehlicher Gewalt nahelegten. Die Römer haben stets behauptet, daß sie nicht Eroberungspolitik trieben und stets die Angegriffenen gewesen seien: es ist dies doch etwas mehr als eine Redensart.“

⁹⁾ Der Hergang geschildert bei Liv. I 24, 7 ff.; vgl. Pol. III 25, 6 ff.

Unrecht gesetzt habe¹⁰⁾. Nur wenn diese Voraussetzungen erfüllt waren — und daran hielt man noch um 200 fest —, war der Krieg gerecht. Das Ganze erhielt sein Gewicht, indem man die Götter heranzog, an deren Existenz man glaubte und deren Zorn man fürchtete. Aus dem zweifellos auch bei anderen Völkern anzutreffenden Glauben an die Heiligkeit von Verträgen haben hier die Römer die letzte Konsequenz gezogen. Und man darf wohl sagen: die Einstellung, die sich darin kundtut, widerspricht eigentlich der Annahme, es sei ursprünglich den Römern in erster Linie um Eroberung von Land und Erweiterung ihrer Macht gegangen. Selbst wenn sie darauf aus gewesen sein sollten, die Schranken, die sie sich selbst hier aufrichteten, waren, solange sie noch die Götter fürchteten, fast unüber-schreitbar.

Von einer anderen Seite her lassen sich diese Beobachtungen noch ergänzen. Die Römer waren — und das zeigen noch die späteren Phasen ihrer Geschichte — ein ausgesprochen konservatives Volk. Sie haften an ihrem Land, an ihrem Besitz, an den ihnen überkommenen Lebensformen. Ihre Neigung, die angestammte Heimat zu verlassen, war gering. Selbst die römische Kolonisation im 4. und 3. Jh. widerspricht dem nicht. Denn die Ansiedlung römischer Bürger in den verschiedenen Teilen Italiens erfolgte damals nicht spontan, sondern auf Veranlassung des Staates. Und noch zu einer Zeit, da die Welt den Römern zu Füßen lag und auf italischem Boden freies Land für die besitzlosen Schichten kaum mehr zur Verfügung stand, stießen Pläne, römische Bürger in Übersee anzusiedeln, auf starke Widerstände. Ein Vergleich mit den Griechen vermag das Verhalten der Römer noch deutlicher zu machen. Die Kolonisation des 8. und 7. Jhs., in deren Verlauf sich die Griechen in den Küstengebieten des Schwarzen Meers, Süditaliens und Siziliens festsetzten, ja bis nach Südgallien und Spanien vordrangen, offenbart eine ganz andere Mentalität. Zwang mag auch hier dahinter gestanden haben, Mangel und Not in der Heimat, aber unerklärlich wäre das Ganze ohne einen Schuß Abenteurerblut, ohne einen Trieb in die Ferne. Und das wiederholte sich nach 334, als Alexander die Tore nach dem Osten hin aufstieß. Da drängten die Griechen nach und siedelten sich in den neu erschlossenen Ländern an, weniger einem Befehl gehorchend als aus eigenem Verlangen. Derartige spontane Aktionen wird man bei den Römern vergeblich suchen. Und im Zusammenhang damit fehlte ihnen auch jenes Interesse für andere Völker und Länder, das die Griechen seit jeher besaßen. Daß man Reisen unternahm, um die Fremde kennenzulernen, den eigenen Gesichtskreis zu erweitern, dafür finden sich in der klassischen römischen Geschichte keinerlei Beispiele. Man erfaßte nur das Nächstliegende, das freilich sehr klar, doch von der weiteren Umwelt besaß man nur recht vage Vorstellungen. Ein Gefühl des Mißtrauens überwog; instinktiv spürte man in dem Andersartigen eine Gefährdung der eigenen Lebensordnung, und nur zögernd, nicht ohne Widerstreben, hat man im Lauf der

¹⁰⁾ Liv. I 32, 6 ff. zu den Einzelheiten vgl. G. Wissowa, *Religion und Kultus der Römer*, 1912, S. 550 ff.

Zeit neue Formen übernommen. Diese ursprünglich vorhandene Scheu, sich in fremde Bereiche zu wagen, wurde nun auch nicht kompensiert durch eine Art Sendungsbewußtsein; was wir davon hören, bildete sich erst in der Spätzeit der Republik heraus, ist weniger als Antrieb zu verstehen, denn als Rechtfertigung der eigenen inzwischen errungenen Position¹¹⁾. Selbst wenn man schon früh von der Vortrefflichkeit der eigenen Lebensformen überzeugt war, auf den Gedanken, der bekanntlich bei der Expansion anderer Völker eine wichtige Rolle spielte, es sei nun Aufgabe der Römer, die übrige Menschheit damit zu beglücken, kam man zunächst nicht. Und schließlich, um den Kreis dieser Überlegungen zu Ende zu führen: Man kann auch nicht sagen, daß, wie es bei anderen Weltreichen der Fall war, einzelne große Persönlichkeiten die Römer auf die Bahn der Eroberung geführt hätten. Wohl besaßen viele Angehörige der römischen Führungsschicht großen Ehrgeiz, waren von dem Wunsch beseelt, es an Ruhmestaten ihren Vorfahren gleich zu tun — und das war gewiß nicht ohne Bedeutung —, aber diesem Ehrgeiz waren durch eine festgefügte Ordnung Schranken gesetzt, und erst in der ausgehenden Republik konnten derartige Antriebe für die römische Expansion bedeutsam werden, aber erst zu einer Zeit, da die Weichen hierfür längst gestellt waren¹²⁾. Bedenkt man das alles, so könnte man beinahe den Eindruck gewinnen, es habe sich die Eroberung der damaligen Welt durch Rom im Widerspruch zu den ursprünglich gegebenen Voraussetzungen vollzogen; zumindest zeigt es sich, daß sie nicht mit den sich für analoge Erscheinungen anbietenden Argumenten erklärt werden kann.

In der Tat sind die eigentlichen Triebkräfte der römischen Expansion in einem anderen Bereich zu suchen. Am Anfang finden wir bei den Römern in fast primitiver Weise Sorge und Angst. Unheimlich erschienen ihnen ihre Umwelt, die Natur und die in ihr wirken-

11) Daß Äußerungen über das römische Sendungsbewußtsein erst seit dem 1. Jh. v. Chr. greifbar sind, hat nicht nur seinen Grund in der Quellenlage. Derartige Reflexionen, wie sie z. B. von Cicero angestellt wurden (vgl. J. VOGT, *Ciceros Glaube an Rom*, 1935, bes. S. 72 ff., und U. KNOCHE, *Die geistige Vorbereitung der Augusteischen Epoche durch Cicero*, zuerst in: *Das Neue Bild der Antike*, Bd. 2, 1942, S. 200 ff., jetzt in: *Römerturm*, hg. v. H. OPPERMANN, 1962, 203 ff.) lagen ursprünglich den Römern fern; den entscheidenden Anstoß hierzu haben vielmehr erst die Griechen gegeben.

12) Bisweilen hat man gemeint, daß der ältere Scipio Vertreter einer „imperialistischen“ Politik gewesen sei und hierfür auch die entsprechenden Konzeptionen entwickelt habe; vgl. etwa ED. MEYER, *Hannibal und Scipio*, in: *Meister der Politik*, Bd. 1, 21923, S. 97 ff., und W. SCHUR, *Scipio Africanus und die Begründung der römischen Weltherrschaft*, 1927. Selbst wenn das richtig sein sollte — immerhin lassen sich gewichtige Gründe dagegen anführen —, so wissen wir doch andererseits ziemlich genau, daß sich Scipio in entscheidenden Fragen gegenüber der Senatsmehrheit nicht durchsetzen können, so etwa während seines 2. Consulats. Das nimmt genau besehen auch nicht wunder. Solange der Senat in seiner Gesamtheit die Leitung der Politik innehatte, war dem einzelnen hier kein allzu großer Spielraum gegeben, und Gedanken, die von dem Üblichen abwichen, fanden in diesem recht konservativen Gremium im allgemeinen wenig Gegenliebe. Wenn dann im 1. Jh. einzelne Männer auch hier die Initiative an sich reißen sollten, so hatte das zur Voraussetzung, daß inzwischen der Senat die Kontrolle über die Dinge verloren hatte.

den göttlichen Kräfte. Eines der wesentlichsten Anliegen ihres Kultus waren die Versuche, die bösen Geister zu bannen, die zornigen Götter zu versöhnen. Diese im Ursprung vorhandenen und auch keineswegs nur für die Römer charakteristischen Anlagen wurden nun durch bestimmte geschichtliche Erfahrungen gesteigert und wirkten in den politischen Bereich hinein. In der Frühzeit der Republik, im 5. Jh., da sich der Römische Staat zu formen begann, sahen sich die Römer dem Druck ihrer Nachbarn ausgesetzt. Von allen Seiten drangen diese auf die Stadt ein, von Etrurien, aus dem sabinischen Bergland, aus den Ebenen Latiums. Die Kämpfe rissen nicht ab. Das Gefühl ständiger Bedrohung wurde hier zu einem Grunderlebnis, senkte sich tief in das Bewußtsein der Römer. Doch beachtlich ist es, daß sie sich nicht damit abfinden, vielmehr entschlossen waren, sich zu behaupten. Mit allen Mitteln suchten sie die Gefahren zu bannen. Stärkung der eigenen Macht schien der beste Weg hierfür. Dabei verfuhr man mit einer bemerkenswerten Konsequenz. Der Ausbau des Staates diente nicht zum wenigsten dem Ziel, die eigenen Kräfte zu erfassen und nach außen hin zur höchstmöglichen Wirkung zu bringen. Durch Bündnisse mit benachbarten Gemeinden suchte man die feindliche Überlegenheit auszugleichen, den Ring einer drohenden Einkreisung zu durchbrechen. Hier begriff man schon früh, daß ein Staat auf die Dauer nur auf Bundesgenossen zählen könne, wenn er auch selbst zu seinem Wort stehe und bereit sei, den Freund zu unterstützen. Roms Treue gegenüber seinen Bundesgenossen, später immer wieder gepriesen, sollte bis in das 2. Jh. hinein zu einem Grundpfeiler seiner Außenpolitik werden. Zugleich machte man im Verlauf der Kämpfe mit den rivalisierenden Nachbargemeinden noch eine andere Erfahrung, zumal in dem etwa ein Jahrhundert währenden Ringen mit der Stadt Veji in Südetrurien. Friedensschlüsse brachten hier nur eine kurze Atempause, wurden immer wieder von neuen Kriegen abgelöst. Die ganze Frage wurde erst bereinigt, als es Rom nach 400 unter schweren Anstrengungen gelang, diese Stadt zu zerstören und damit die Gefahren, die ständig von dort gedroht hatten, endgültig zu beseitigen. Leicht ließ sich daraus der Schluß ziehen, daß Kompromisse mit gleichwertigen Mächten nicht von Dauer sein können, daß vielmehr ein Konflikt bis zur letzten Entscheidung durchgefochten werden muß. Wohl gab es noch andere Wege, um außenpolitische Probleme zu lösen, noch andere Möglichkeiten, um sich inmitten einer feindlichen Umwelt zu behaupten — auch die Römer hatten sich hier zu Beginn des 4. Jhs. noch keineswegs festgelegt —, aber gerade diese ersten Erfahrungen und Eindrücke blieben in ihrer Erinnerung haften und sollten ihr weiteres Handeln in eine bestimmte Richtung lenken.

Wir können das im einzelnen seit der Mitte des 4. Jhs. verfolgen. Damals begann eine neue Phase der römischen Politik. Der Schauplatz erweiterte sich, Rom griff über den Umkreis der es umgebenden Landschaften hinaus in die Räume des mittleren und südlichen Italien. Damit wuchsen die Aufgaben, die Probleme, und alles erhielt größere Maßstäbe. Es ging nicht mehr allein um Rom, sondern

um die Zukunft der Völker Italiens. Zwei Momente haben vornehmlich diese Entwicklung ausgelöst. Einmal war es den Römern gelungen, die schweren Rückschläge, die ihnen 387/86, kurz nach der Eroberung Vejis, die Einfälle der Gallier und die Zerstörung ihrer eigenen Stadt gebracht hatten, zu überwinden. Nach außen hin hatten sie ihre alte Stellung zurückgewonnen, zugleich im Inneren einen Ausgleich zwischen den Ansprüchen der alten patrizischen Geschlechter und den neu aufstrebenden plebejischen Familien gefunden. Die Zeit der Ermattung war vorbei, neue Energien wurden lebendig. Das gestärkte römische Selbstbewußtsein verlangte zunächst eine Überprüfung der Beziehungen zu den benachbarten, in einem losen Bund zusammengeschlossenen Latinern. Zu Ausgang der Königszeit waren sie von Rom abhängig gewesen, dann hatten seit dem Beginn der Republik die beiden, durch Abkunft, Sprache und Religion eng verbundenen Völker gleichberechtigt nebeneinander gestanden. Aber jetzt verschoben sich die Gewichte. Rom beanspruchte in immer stärkerem Maße bei allen, beide Völker gemeinsam berührenden Fragen die letzte Entscheidung. Da es sichtlich auf dem Wege war, die einstige Hegemonie zurückzugewinnen, griffen die Latiner zu den Waffen (340). Aber, obwohl dabei von einzelnen ihrer südlichen Nachbarn unterstützt, waren ihre Chancen von vornherein gering. Sie erkaufte ihre Erhebung mit dem Verlust ihrer Souveränität. Als Bundesgenossen mußten sie fortan den Römern Heeresfolge leisten und sich deren Befehlen fügen. Die Integration Latiums in den römischen Staatsverband war damit vollzogen (338). Doch die Lösung dieser einen Frage warf sofort weitere neue Probleme auf. Sie berührten das Verhältnis zu den samnitischen Stämmen im südlichen Mittelitalien. Seit alters hatten diese von ihrer gebirgigen Heimat aus die fruchtbaren Küstenebenen von Apulien und Campanien heimgesucht. Um 350 schlossen sie sich zu einem Bund zusammen, und damit massierte sich ihre Kraft. Bedroht fühlte sich vor allem Capua, der Hauptort Campaniens. Außerstande, sich aus eigener Kraft zu behaupten, hatte es sich schon zu Ausgang der 40er Jahre an Rom um Hilfe gewandt; dieses war darauf eingegangen und hatte in dem sog. 1. Samniterkrieg (343/41) zunächst die samnitischen Angriffe aufgehalten. Effektiv wurden diese Verbindungen jedoch erst seit 338. Nach der Niederwerfung Latiums war Rom nun auch gegenüber den Campanern eindeutig der bestimmende Partner. In dem Bündnis, das es damals mit ihnen schloß, behielt es sich auf Grund seiner militärischen Überlegenheit die Führung vor¹³⁾.

¹³⁾ Die Vorgänge im einzelnen sind bei der durch spätere Zusätze entstellten annalistischen Überlieferung nicht mehr faßbar. Wie man heute zumeist annimmt, erfolgte Capuas Hilfesuch an Rom um 343; von der ersten Reaktion der Samniten erfahren wir nichts genaues. Wahrscheinlich hat es sich bei dem sog. 1. Samnitenkrieg (343—341) nur um Kämpfe bescheidenen Ausmaßes gehandelt. Die Steigerung der römischen Macht hat dann 340 zu der Erhebung der Latiner geführt, die dabei Unterstützung bei den Sidizinern, Aurunkern und Campanern gefunden zu haben scheinen. Vgl. J. BELOCH, *Röm. Geschichte* (1926), S. 366 ff., und jetzt auch J. BLEICKEN in: *Propyläenweltgeschichte*, Bd. 4 (1963), S. 81 ff.

Was die Römer letztlich zu ihrem Übergreifen nach Campanien veranlaßte, können wir nur noch vermuten; doch spricht viel dafür, daß ihnen eine weitere Ausdehnung des Samnitischen Bundes, an Umfang dem damaligen römischen Territorium weit überlegen, nicht gleichgültig sein konnte. Sie waren bestrebt, den drohenden samnitischen Angriff möglichst weit weg von ihren Grenzen aufzufangen. Aber durch ihr Engagement in Campanien sollten sie nun erst recht den Konflikt auslösen.

Die Kriege mit den Samniten, die sich mit nur kurzen Unterbrechungen von etwa 326 bis in die 70er Jahre des 3. Jhs. hinzogen, wurden für die weitere römische Entwicklung schlechthin entscheidend¹⁴⁾. Was bislang in Ansätzen gegeben war, reifte zur Vollendung, die römische Politik gewann ihre eindeutigen Konturen. Nicht nur mobilisierte Rom alle ihm selbst zur Verfügung stehenden Mittel, reformierte sein Heerwesen, es suchte und fand auch neue Bundesgenossen im Umkreis von Samnium. Durch Anlage von Colonien zernierte es das feindliche Gebiet und dehnte im Zug der Abwehr seinen Einfluß über weite Teile Italiens aus. Im Verlauf der Jahre gewann der Krieg immer größere Ausmaße. Auf Seiten der Samniten griffen vor allem seit 298 die Etrusker und andere Stämme Mittelitaliens ein, in ihrem Gefolge vorübergehend auch die Gallier der Poebene. Und das Panorama rundete sich ab, als zu Ausgang der 80er Jahre auf Bitten Tarents der König Pyrrhos von Epirus den Boden Italiens betrat und den schon verglimmenden Brand von neuem entfachte. Bemerkenswert ist nun nicht nur das Ergebnis dieses sich fast über sechs Jahrzehnte erstreckenden Ringens: Roms Sieg und die Einigung Mittel- und Süditaliens unter seiner Führung. Nicht weniger bemerkenswert ist das Verhalten der römischen Politiker während dieser Zeit. Wiederholt waren beide Seiten des Krieges müde, und die Aussicht, den ebenbürtigen Gegner niederzuzwingen, schien gering. In der Tat wurde dreimal (321, 304, 291) unter Anerkennung des beiderseitigen Besitzstandes Frieden geschlossen. Bisweilen hatte es den Anschein, als könnte sich, ähnlich wie einst in Griechenland, auch auf dem Boden Italiens ein System einigermaßen gleichwertiger Staaten herausentwickeln. Aber von den Römern wurden diese Möglichkeiten nicht wahrgenommen. Die schweren Rückschläge, die sie im Verlauf dieses Ringens immer wieder erlitten, so zu Anfang bei den Caudinischen Pässen (321) und dann noch in der letzten Phase bei dem Eingreifen des Königs Pyrrhos, waren nur zu geeignet, ihrem aus der bisherigen Geschichte gegebenen Bewußtsein von einer ständigen Gefährdung neue Nahrung zu geben.

Die Erfahrungen, die man einst im Kampf gegen Veji gewonnen hatte, verdichteten sich jetzt zu einem Grundprinzip der römischen Politik. Caesar soll am Vorabend des Konflikts mit Pompejus den Ausspruch getan haben, „es sei schwerer, ihn vom ersten auf

¹⁴⁾ Es handelt sich um die Kriege von 326—304, von 298—291 und von 282—272. Dabei wurde der sog. 2. Samnitenkrieg durch einen Frieden von vier- bis fünfjähriger Dauer (321—317/16) unterbrochen. Die endgültige Niederwerfung der Samniten erfolgte erst im Verlauf des Pyrrhoskrieges (282—272).

den zweiten, als vom zweiten auf den letzten Platz zu verweisen“¹⁵⁾. Was er für seine Person formulierte, war den römischen Politikern als Norm des Verhaltens im außenpolitischen Bereich schon längst vertraut. Man kann es so formulieren: Alles Nachgeben ist vom Übel, jeder Kompromiß verlagert nur die Entscheidung, löst keines der vorhandenen Probleme. Sicherheit läßt sich auf die Dauer nur gewinnen, indem man alle Gegner, wenn auch nicht völlig ausschaltet, so doch zumindest unter die eigene Kontrolle bringt. Diese hier von den Römern entwickelten Maximen sind zweifellos recht einfach, ja geradezu unkompliziert. Man erkannte als Maß nur die Bedürfnisse des eigenen Staates an. Im Unterschied zu den Griechen, im Unterschied auch zu den Staaten des mittelalterlichen und neuzeitlichen Europa war man nicht bereit, eine Ordnung zu akzeptieren, in der auch andere Mächte die Möglichkeit zur eigenen Entfaltung besaßen. Von einer großzügigen politischen Konzeption kann schwerlich die Rede sein. Wenn man trotzdem immer wieder von den Römern als den großen Politikern spricht, so meint man zumeist etwas anderes. Man denkt an ihre Fähigkeit, im Rahmen dieser begrenzten Zielsetzung alle Möglichkeiten zu nutzen, um ihren Willen durchzusetzen, an ihre Kunst, die Schwächen des Gegners zu erfassen, an ihre Rücksichtslosigkeit und Energie, mit der sie den einmal eingeschlagenen Weg bis zum Ende gingen, und schließlich an ihre unglaubliche Härte, die sie auch gegen sich selbst übten, wenn es galt, scheinbar ausweglose Situationen zu meistern.

Rom hatte diese Grundsätze auf dem Boden Italiens und — wie wir hinzufügen können — in einer besonderen geschichtlichen Situation entwickelt. Die Frage muß sich stellen, ob sie, nachdem die Eroberung Italiens abgeschlossen war, auch weiterhin aktuell sein würden, ob nicht die gewandelten Verhältnisse auch eine Modifizierung dieser Einstellung bewirken müßten¹⁶⁾. In der Tat mochte manches dafür sprechen. Seitdem im Jahre 272 die letzte epirotische Besatzung die Burg von Tarent geräumt und Rom seinerseits zwei Jahre danach das während des Pyrrhoskrieges abgefallene Rhegion an der Straße von Messina zurückgewonnen hatte, waren innerhalb des römischen Herrschaftsbereichs die letzten noch vorhandenen Unruheherde ausgeräumt. Es gab damals für die römische Außenpolitik eigentlich nur noch ein ungelöstes Problem, und das betraf die zukünftigen Beziehungen zu den Galliern der Poebene. Aber gerade dieses griff man nicht auf, man beschränkte sich hier vielmehr zunächst auf die Defensive, begnügte sich damit, durch die Anlage der Festung Ariminum (Rimini) an der Nordostküste Italiens sowie durch kleinere militärische Einheiten die Nordgrenze Mittelitaliens zu sichern. Mancher mochte erwarten, daß auf die Zeit der Kriege eine Zeit des Friedens folgen werde. Sieger wie Besiegte waren erschöpft, bedurften dringend der Ruhe, und zweifellos lag es im

¹⁵⁾ Sueton, *Divus Iulius*, 29, 1.

¹⁶⁾ Für das Folgende sei hingewiesen auf meinen Beitrag *Roms Aufstieg zur Weltherrschaft* im 4. Bd. der *Propyläenweltgeschichte* (1963, S. 97 ff.).

Interesse der Römer, unbeeinflusst von äußeren Verwicklungen ihre Stellung in Italien zu konsolidieren und die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen.

Die Dinge haben bekanntlich einen anderen Verlauf genommen. Unmittelbar nach der Unterwerfung Italiens setzte mit dem Kampf um Sizilien das schwere Ringen mit Karthago ein. Wie konnte es dazu kommen? ¹⁷⁾). Gern weist man darauf hin, daß die Straße von Messina keine echte Grenze bilde, daß der Herr von Süditalien gleichsam von der Natur dazu eingeladen werde, den Sprung über das Meer nach Sizilien zu wagen. Aber ein Zwang dazu bestand keineswegs, wissen wir doch, daß zu anderen Zeiten Sizilien und Süditalien häufig unter verschiedenen Herrschern gestanden haben. Noch weniger gab es damals für Rom eigentlich einen Anlaß, sich gegen Karthago zu wenden. Die Beziehungen zwischen beiden Mächten waren seit alter Zeit recht gut gewesen, ja das gute Einvernehmen hatte sogar während des Pyrrhoskrieges vorübergehend zu einer Allianz geführt. Im übrigen war Karthago damals alles andere als eine aggressive Macht, die imperialistische Phase seiner Geschichte lag weit zurück, und es ging ihm vorwiegend darum, den einst gewonnenen Besitz zu behaupten. Der eigentliche Anstoß zum Konflikt kam in der Tat auch von einer ganz anderen Seite. Er wurde ausgelöst durch den Streit zwischen den beiden Städten Syrakus und Messina im östlichen Sizilien. An sich war das zunächst keine weltbewegende Angelegenheit. Die damaligen Herren Messinas, die sog. Mamertiner, ehemalige Söldner des früheren syrakusanischen Tyrannen Agathokles, größtenteils oskischer Herkunft, hatten Jahre hindurch die Bewohner des östlichen Sizilien tyrannisiert. Syrakus setzte sich dagegen zur Wehr, und nach anfänglichen Rückschlägen gelang es ihm unter seinem jungen König Hieron, die Mamertiner zu besiegen und um die Mitte der 60er Jahre auf ihre Stadt zurückzudrängen ¹⁸⁾). In dieser Lage entschlossen sich die Mamertiner zu einem Schritt, dessen Folgen sie wohl selbst kaum ahnten. Sie wandten sich gleichzeitig um Hilfe an Karthago wie an Rom. Von Karthago wußten sie, daß ihm jede Stärkung der syrakusanischen Macht ungelegen kommen würde, gegenüber Rom appellierten sie an die gemeinsame italische Herkunft. Rom war zunächst von diesem Hilfesuch gar nicht erbaut. Erst nach langen Diskussionen im Senat hat man sich entschlossen, ihm stattzugeben. Viel sprach allerdings dafür, denn wie auch die weitere Entwicklung verlaufen würde, sowohl ein Sieg von Syrakus wie auch ein Erfolg der mit Karthago verbündeten Mamertiner mußte für die römische Politik in gleicher Weise neue Probleme aufwerfen. In dieser Lage schien es, zumal man ausdrücklich dazu aufgefordert wurde, nur sinnvoll, sich

¹⁷⁾ Vgl. hierzu die wichtigen Untersuchungen von A. HEUSS, *Der erste Punische Krieg und das Problem des römischen Imperialismus* (*Hist. Zs.* 169, 1949, S. 457 ff.).

¹⁸⁾ Die zeitliche Festlegung dieser Ereignisse, insbesondere die Datierung von Hierons Sieg über die Mamertiner am Fluß Longanos (269/68 oder 265/64?) ist in der Forschung noch umstritten; die letzten Erörterungen hierzu bei H. BERVE, *König Hieron II.* (*Abh. Bayr. Akad., Phil. hist. Kl.*, 1959, S. 14 ff.).

hier von vornherein einzuschalten. An einen großen Krieg dachte man nicht. Zunächst hat man nur zwei Legionen aufgeboten. Schlimmstenfalls mußte man mit einem Kampf gegen Syrakus rechnen; der kam dann auch, war aber, wie erwartet, nicht allzu schwer. Bereits Ende des Jahres 263 konnte man mit Syrakus Frieden schließen.

Doch bei alledem hatten die Römer die karthagische Reaktion unterstützt. Karthago konnte einfach auf Grund seiner bisherigen Erfahrungen eine Festsetzung Roms im Osten Siziliens nicht dulden. Hatte schon Syrakus immer wieder die karthagischen Positionen im Westen der Insel bedroht, mit wie viel größerem Recht mußte man das gleiche von Rom befürchten. Nach anfänglicher Zurückhaltung trat Karthago 262 aus seiner Reserve heraus. Es sammelte an der Ostgrenze seines sizilischen Machtbereichs im Raum von Agrigent ein großes Heer, außerdem spielte es die eigene Seeüberlegenheit aus. Die karthagischen Flotten gingen von ihren Stützpunkten auf Sizilien und Sardinien zum Angriff gegen die ungeschützten Küsten Italiens vor. Was die Römer bislang noch nicht gewußt hatten, ging ihnen jetzt auf: Italien war nicht nur verwundbar zu Lande, sondern in vielleicht noch höherem Grade auch zur See. Karthago bedeutete in gleicher Weise wie eine Generation zuvor die Samniten eine Bedrohung des römischen Herrschaftsgebietes. Und wie damals zog nun auch jetzt die römische Politik die entsprechenden Konsequenzen, zumindest war sie bestrebt, es zu tun. Bezeichnend sind hierfür die Bedingungen, die im Jahre 255 der Consul Regulus auf afrikanischem Boden den besiegten Karthagern stellte¹⁹⁾. Er forderte neben dem Verzicht auf Sizilien und Sardinien sowie einer radikalen Reduzierung der Kriegsflotte den Abschluß eines Bündnisses, in dem sich Karthago verpflichten sollte, fortan nichts gegen die römischen Interessen zu unternehmen, vielmehr jederzeit den römischen Wünschen zu gehorchen. Mit einem Wort: Karthago sollte, zumindest im außenpolitischen Bereich, aufhören, ein souveräner Staat zu sein. Von den bisherigen Erfahrungen Roms her waren derartige Forderungen durchaus logisch, und vielleicht wäre damit das ganze Problem ein für alle Mal gelöst gewesen, aber der Consul wie auch der Senat in Rom überschätzten hier ihre eigenen Möglichkeiten. So leicht war Karthago nicht niederzuzwingen. Es kam für die Römer zu schweren Rückschlägen, fast fünfzehn Jahre zog sich der Krieg noch hin, und als dann 241, nach der Schlacht bei den Ägatischen Inseln, Karthago um Frieden bat, mußten die ursprünglichen Ziele zurückgesteckt werden. Rom begnügte sich mit der Abtretung Siziliens; drei Jahre später fügte es dann in skrupelloser Ausnutzung der Schwäche Karthagos noch Sardinien hinzu. Bei diesen Annexionen ging es ihm jedoch primär um die Abschirmung Italiens gegenüber allen Angriffen von Westen her. Auf beiden Inseln wurden Truppen stationiert und Lilybaeum an der Westspitze Siziliens zu einem Flottenstützpunkt ausgebaut. Die hier gefundene Lösung mochte fruchtbare Ansätze für die weitere Zukunft enthalten.

¹⁹⁾ CASS. DIO 11 fr. 43, 22 f., vgl. ZONARAS 8, 13, 3 ff.

Karthago blieb als souveräner Staat bestehen, und gleichzeitig war dem römischen Sicherheitsbedürfnis Rechnung getragen. Auf dieser Basis hätte sich, was einst schon RANKE andeutete²⁰), eine Koexistenz beider Mächte entwickeln können. Doch diese Konzeption blieb im Ansatz stecken, und der ihr zugrunde liegende Gedanke wurde eigentlich erst in der Kaiserzeit weiter entwickelt. Rom glaubte, daß der Besitz der beiden Inseln allein noch nicht ausreiche. Die notwendige Sicherheit schien ihm nur dann gegeben, wenn sich außerdem das Kräfteverhältnis im Westen nicht zu seinen Ungunsten verschieben würde.

Und gerade das trat ein. Der Karthager Hamilkar ging um 237 nach Spanien, und die Entstehung eines eng mit Karthago verbundenen Reiches auf der Pyrenäenhalbinsel drohte in der Tat die Gewichte zu verlagern²¹). Rom griff um 226 hier ein und veranlaßte Hamilkars Nachfolger Hasdrubal zu der Zusage, nicht mit bewaffneter Macht den Ebro zu überschreiten. Noch stand diese römische Forderung in Verbindung mit dem früheren Versuch, den Gegner möglichst weit von den Grenzen Italiens fernzuhalten, aber das römische Engagement in Spanien, zunächst nur zögernd vor sich gehend, gefährdete nun seinerseits die dortige Stellung der Barkiden. Hannibal, der Sohn Hamilkars, der 221 dort die Herrschaft übernahm, sah das klar. Er war entschlossen, hier für alle Zukunft eine römische Intervention unmöglich zu machen. Gegen den Einspruch Roms eroberte er die an der spanischen Ostküste gelegene Stadt Sagunt, ferner erklärte er das von Hasdrubal geschlossene Abkommen über den Ebro für sich als unverbindlich und traf schließlich im Frühjahr 218 Anstalten, die zwischen Ebro und Pyrenäen gelegenen Landschaften zu erobern. Rom erklärte daraufhin den Krieg. Dieser, unter dem Namen Hannibalscher Krieg in die Geschichte eingegangen, schien durch seinen Anlaß wie seinen Verlauf alle bisherigen Grundsätze der römischen Politik noch einmal zu rechtfertigen. Auf einer größeren Ebene führte er noch einmal die Situation der Samnitenkriege herauf. Nicht nur zeigte sich den Römern, daß eine „halbe“ Entscheidung, wie sie das Jahr 241 gebracht hatte, eben keine wirkliche Lösung gewesen war, nicht nur stellte man mit Bestürzung fest, daß der besiegte Gegner Energien entwickelte, die man in diesem Ausmaß nicht für möglich gehalten hatte, sondern darüber hinaus wurde alles, was man in der Vergangenheit mehr als dumpfe Drohung empfunden hatte, jetzt zur furchtbaren Realität. Rom erlebte, von dem Tag an der Allia abgesehen, die dunkelsten Stunden seiner bisherigen Geschichte. Dem strategischen Genie Hannibals waren anfangs seine Heere nicht gewachsen, und am Abend der Schlacht von Cannae schienen seine Tage gezählt.

²⁰) *Weltgeschichte*, Bd. 2 (41921), S. 101: „Es ließe sich noch immer denken, daß Rom Oberitalien kolonisiert, Karthago den größten Teil von Spanien mediatisiert hätte und die beiden Republiken in freundschaftlichen Beziehungen zueinander geblieben wären.“

²¹) Ausführlicher habe ich das Folgende in meinem Hannibalbuch (Kl. Vandenhoeck-Reihe 133/135, 1962) behandelt.

Zum ersten Mal seit Menschengedenken besaß der Gegner eindeutig die Initiative. Alle Widersacher Roms rief Hannibal auf den Plan. Mit den Galliern der Poebene hatte er sich schon gleich zu Anfang verbündet, jetzt traten zahlreiche Gemeinden Süditaliens auf seine Seite. Philipp von Makedonien griff in den Krieg ein, und schließlich gab der Anschluß von Syrakus das Signal zum Abfall weiter Teile Siziliens. Wie schon so oft in seiner Frühzeit sah sich Rom eingekreist, aber dieses Mal unter ungleich größeren Verhältnissen. In Italien, Spanien, auf Sizilien und Sardinien, zuletzt auch in Afrika wurde gekämpft, und der Brand griff über die Adria nach Illyrien und Griechenland. Nur unter den äußersten Anstrengungen gelang es Rom, diese Krise zu meistern und allmählich die verlorene Initiative zurückzugewinnen. Als dann schließlich 202, nach Scipios Sieg über Hannibal bei Zama, die Karthager um Frieden baten, da war es allerdings nicht mehr bereit, dem Gegner seine einstige Souveränität zu belassen. Dieser durfte niemals mehr die Möglichkeit erhalten, sich von neuem zu erheben. Abtretung der überseeischen Besitzungen, vollkommene Abrüstung zur See, jährliche Tributzahlungen auf die Dauer von fünfzig Jahren genügten nicht. Karthago mußte sich auch verpflichten, ohne römische Genehmigung keinen Krieg mehr zu führen, und die Söhne der vornehmsten Familien, als Geiseln nach Rom gesandt und in wechselndem Turnus ausgetauscht, sollten dafür bürgen, daß ihre Väter sich auch an diese Abmachungen hielten. Und um die Stadt vollends zu binden, wurde ihr darüber hinaus in der Person des Königs Massinissa von Numidien ein ständiger Wächter zur Seite gestellt.

Aber mit der Niederwerfung Karthagos waren die Probleme, die der Hannibalische Krieg aufgeworfen hatte, keineswegs alle gelöst. Das traf nicht nur für Oberitalien und Spanien zu, wo die Kämpfe mit den Einheimischen andauerten, ja wie in Spanien überhaupt erst richtig in Gang kamen, sondern auch für das Verhältnis Roms zu den Staaten des Ostens. Unmittelbar auf den Abschluß des Friedens mit Karthago folgte der Krieg mit Makedonien (200). Er sollte den Auftakt bilden zur Einbeziehung der hellenistischen Welt in den römischen Herrschaftsbereich, und im Hinblick hierauf könnte man mit einem gewissen Recht von einem ganz neuen Einschnitt sprechen. Andererseits ist jedoch nicht zu verkennen, daß die römische Politik bei diesen Unternehmungen nur die Konsequenzen aus den Erfahrungen der vergangenen Jahrzehnte gezogen hat²²⁾. Der Keim war bereits gelegt durch Philipps Bündnis mit Hannibal im Jahre 215. Der Friede, den Rom dann 205 zu Phoinike mit ihm in einer gewissen Zwangslage geschlossen hatte, trug alle Zeichen eines Kompromisses an sich, entsprach in keiner Weise den römischen Intentionen. Doch hätte man sich vielleicht mit der Zeit auf römischer Seite damit abgefunden, wenn nicht in den letzten Jahren des Hannibalischen Krieges auch im Osten die Dinge in Bewegung geraten wären. Der

²²⁾ Vgl. die Darstellung dieser Vorgänge bei M. HOLLEAUX in der *Camb. Anc. History*, Bd. 8 (1930), S. 116 ff., zu den letzten Diskussionen über den Ausbruch des 2. Makedonischen Krieges A. HEUSS, *Röm. Gesch.*, S. 543 ff.

damals einsetzende Niedergang Ägyptens, einst die stärkste politische Potenz in der hellenistischen Staatenwelt, rief die Könige Antiochos von Syrien und Philipp von Makedonien auf den Plan. Beide suchten ihren Einfluß in die bislang von Ägypten abhängigen oder zumindest geschützten Gebiete vorzuschieben. Philipp dehnte seine Macht in Griechenland und im Bereich des Ägäischen Meers aus, und es schien, als könne er Makedonien seine führende Stellung von einst zurückgewinnen. Bedroht hierdurch fühlten sich unter anderen das mit Rom verbündete Pergamon in Westkleinasien sowie der Inselstaat Rhodos. Beide wandten sich im Sommer 201 mit der Bitte um Unterstützung an Rom. Ihre Gesandten verfehlten nicht, dem Senat die Lage im Osten in den dunkelsten Farben zu schildern, und machten damit Eindruck. Bereit in Analogien zu denken, sich an früheren historischen Vorgängen zu orientieren, sahen die Römer hier sich Ähnliches vorbereiten, wie nicht lange zuvor am Vorabend des 2. Punischen Krieges in Spanien. Der ehemalige Gegner verstärkte seine Macht, und wenn 218 vom fernen Spanien aus eine Invasion Italiens erfolgt war, wie viel leichter konnte das von Makedonien und Griechenland aus geschehen, wo nur die schmale Adria dazwischen lag. Ein zweites Mal durfte das nicht geschehen. Daß Philipp nicht mit Hannibal zu vergleichen war, daß auch manche andere Parallelen nicht stimmten, darüber dachte man nicht nach. Man war entschlossen, aufs Ganze zu gehen, weit mehr zu tun, als Rhodos und Pergamon ursprünglich gewollt hatten.

In ultimativer Form forderte man Philipp auf, sich in Zukunft aller Übergriffe gegen griechische Staaten zu enthalten. Das Ziel war deutlich: Ein für allemal sollte Makedonien aus Griechenland verwiesen und ihm damit die Voraussetzungen für seine bisherige Großmachtstellung genommen werden. Nach einem Krieg von drei Jahren mußte sich Philipp fügen, seine Stützpunkte in Griechenland und Thessalien räumen und sich mit dem Besitz seiner Stammlande begnügen. Doch damit war, wie sich bald zeigen sollte, das Problem nur zur Hälfte gelöst. Fünf Jahre nach dem Abschluß des Friedens mit Philipp brach der Krieg mit Antiochos von Syrien aus. Den letzten Anstoß dazu gaben die verworrenen Verhältnisse in Griechenland, nicht ohne Schuld der Römer, denn es war ihnen nicht gelungen, dort eine Ordnung von Dauer zu schaffen. Gleich zu Beginn der Auseinandersetzungen mit Philipp hatten sie den griechischen Gemeinden erklärt, sie seien nicht als Eroberer gekommen, sondern lediglich in der Absicht, ihnen die Freiheit zu bringen. Nach dem Abschluß des Krieges hatte Flamininus bei den Isthmischen Spielen von 196 noch einmal diese Versprechungen wiederholt und den baldigen Abzug der römischen Besatzungen zugesichert. Das war gewiß ehrlich gemeint, an Annexionen hatte man kein Interesse, und die römischen Truppen wurden an anderen Plätzen dringender gebraucht. Aber auf römischer Seite hatte man dabei die tatsächlichen Schwierigkeiten unterschätzt, und die Hoffnung, man könne Griechenland sich einfach selbst überlassen, erwies sich rasch als trügerisch. Sofort nach dem Abzug der römischen Truppen sollten die nur vorüber-

gehend durch den gemeinsamen Kampf gegen Philipp überwundenen Gegensätze zwischen den griechischen Staaten wieder aufbrechen. Das suchte der König Antiochos von Syrien auszunutzen. Er stand damals auf der Höhe seines Ruhms, war Herr des größten Reiches im Osten. Schon unmittelbar nach der Niederlage Philipps hatte er im westlichen Kleinasien sowie auf der europäischen Seite der Meerengen Fuß gefaßt, und manches sprach dafür, daß er von hier aus auch auf das griechische Festland übergreifen werde. Das konnte die Römer nicht gleichgültig lassen. Noch einmal verdüsterte sich um die Mitte der 90er Jahre für sie der politische Horizont. In Spanien und Oberitalien standen sie in heftigen Kämpfen, und jetzt stiegen am östlichen Himmel dunkle Wolken auf. Der Gedanke an eine Koalition aller von Rom bedrohten Mächte lag in der Luft. Kein Geringerer als Hannibal, der damals am Hof des Antiochos weilte, hat anscheinend solche Gedanken erwogen. Aber Antiochos war der Stunde nicht gewachsen. Er verspielte die Chancen, die ihm und der damaligen Welt vielleicht noch gegeben waren. Ohne sich über die Auswirkungen seines Schrittes im klaren zu sein, ging er 192 auf Bitten der mit den Römern zerfallenen Aetoler nach Griechenland hinüber und provozierte damit den Krieg mit Rom, für den er noch gar nicht vorbereitet war. Das Ergebnis war entsprechend. Zu Ausgang des Jahres 190 wurde er bei Magnesia in Kleinasien geschlagen und verzichtete auf weiteren Widerstand. Er räumte die Gebiete westlich des Taurus und gab im Frieden von Apameia 188 alle bisherigen Ansprüche auf Griechenland und Kleinasien preis. Die letzte Macht, die zumindest in der Vorstellung der Zeitgenossen noch einmal Roms Aufstieg hätte hemmen können, war damit an die Peripherie verwiesen.

Mit dem Frieden von Apameia war nun eigentlich das Problem gelöst, das die römische Politik von ihren ersten Anfängen an bewegt hatte. Wohl gab es in der von Rom beherrschten Welt noch manche Unruheherde, so im nordwestlichen Italien und dann vor allem in Spanien; aber eine ernsthafte Bedrohung bildeten sie nicht. Rom hatte in den vergangenen drei Jahrzehnten seine Überlegenheit über die anderen Staaten so eindeutig erwiesen, daß keiner mehr die Möglichkeit besaß, sie noch einmal in Frage zu stellen. Das aber heißt: Mit seinen Siegen hatte Rom die Voraussetzungen aufgehoben, unter denen es bislang Politik getrieben hatte. Sein herkömmliches Ziel, alle Gegner zu entmachten oder unter die eigene Kontrolle zu bringen, entsprach nicht mehr den tatsächlichen Verhältnissen, war im eigentlichen Sinne nicht mehr aktuell. Eine andere Aufgabe war jetzt vordringlicher, und sie bestand darin, der aus den Fugen geratenen Welt eine neue Ordnung zu geben. Aber nun zeigte es sich, daß der Sieger hierfür eigentlich gar nicht vorbereitet war. Die römischen Politiker waren nicht imstande, eine politische Konzeption zu entwickeln, die der neuen Lage angemessen war. Sie, die in den schweren Jahren des Hannibalischen Krieges groß geworden waren und dort die Richtigkeit der überkommenen Prinzipien erfahren hatten, vermochten sich nicht von dem Bann einer alten Tradition

zu befreien. Sie dachten weiterhin in Kategorien, die für das 4. und 3. Jh. sinnvoll gewesen waren.

Besonders deutlich läßt sich das an der römischen Ostpolitik seit 188 ablesen. Man macht es sich allzu leicht mit der Annahme, die hellenistischen Staaten hätten bereits damals keine Zukunft mehr gehabt. Noch gab es dort eine Fülle von politischen Energien, und es fehlte auch nicht an einsichtigen und bedeutenden Staatsmännern²³⁾. Auch die römischen Friedensverträge mit Makedonien und Syrien hatten noch manche Möglichkeiten offen gelassen. Daß diese nicht wahrgenommen wurden, war nun keineswegs nur, wie man auch neuerdings lesen kann²⁴⁾, Schuld der griechisch-hellenistischen Staaten und Gemeinden. Gewiß, ihre ständigen Streitigkeiten und Rivalitäten bieten kein erfreuliches Bild, vieles wirkt kleinlich und provinziell. Nur wird man hier bedenken müssen, daß Staaten, denen man die Flügel beschnitten hat, kaum in der Lage sind, große Politik zu treiben. Die entscheidende Verantwortung trug zweifellos Rom, denn es allein besaß die Macht, hier erträgliche Verhältnisse zu schaffen. Das begriffen auch die Griechen; wiederholt wandten sie sich an den Senat und trugen dort ihre Anliegen vor. Aber die schwierige Kunst, unter Wahrung der eigenen Überlegenheit den nominell noch unabhängigen Staaten einen Raum zu eigener Entfaltung zu konzedieren, hat Rom nicht gemeistert. Bei ihren Entscheidungen ging es den römischen Politikern letztlich darum, jede Regung einer ihnen unerwünschten Selbständigkeit zu unterdrücken. Ihr latentes Mißtrauen, selbst gegenüber treuen Bundesgenossen, erstickte schon im Ansatz jeden Versuch einer großzügigen Lösung. Die Hoffnungen, die einst Flamininus mit seiner Freiheitserklärung erweckt hatte, erwiesen sich bald als eitel und nichtig. An ihre Stelle traten bei den Menschen im Osten Resignation und schließlich tiefer Haß. Um diese für sie bedrohliche Bewegung aufzuhalten und zu unterdrücken, fanden die römischen Politiker kein anderes Mittel, als brutal die eigene Überlegenheit auszuspielen. Man zertrümmerte 168 Makedonien, entmachtete in den folgenden Jahren den Achäischen Bund, Rhodos, Pergamon, Syrien, Ägypten und vollendete das Werk der Zerstörung 146 mit der Vernichtung der beiden Städte Karthago und Korinth²⁵⁾.

Zu den führenden Köpfen im römischen Senat jener Jahrzehnte gehört Cato²⁶⁾. Vielen erscheint er als Repräsentant des in sich noch

²³⁾ Erinnert sei nur an die Könige Philipp von Makedonien und Eumenes II. von Pergamon, ferner an den Achaier Philopoimen und die rhodischen Staatsmänner.

²⁴⁾ Vgl. H. E. STIER, *Roms Aufstieg zur Weltmacht und die griechische Welt* (1957).

²⁵⁾ Über die Gründe, die Rom zur Zerstörung Karthagos veranlaßten, ist viel diskutiert worden; vgl. M. GELZER, *Nasicas Widerspruch gegen die Zerstörung Karthagos* (zuerst *Philologus* 86, 1931, jetzt *Kleine Schriften*, Bd. 2, 1963, S. 39 ff.), dazu jetzt meine Ausführungen *Die römische Politik des 2. Jhs. und das Ende Karthagos* (*Historia*, 9, 1960, S. 309 ff.).

²⁶⁾ Dank seiner literarischen Hinterlassenschaft ist uns CATO unter den römischen Politikern in der 1. Hälfte des 2. Jhs. am besten bekannt. Über seine Bedeutung innerhalb der römischen Literaturgeschichte besteht kaum ein Zwei-

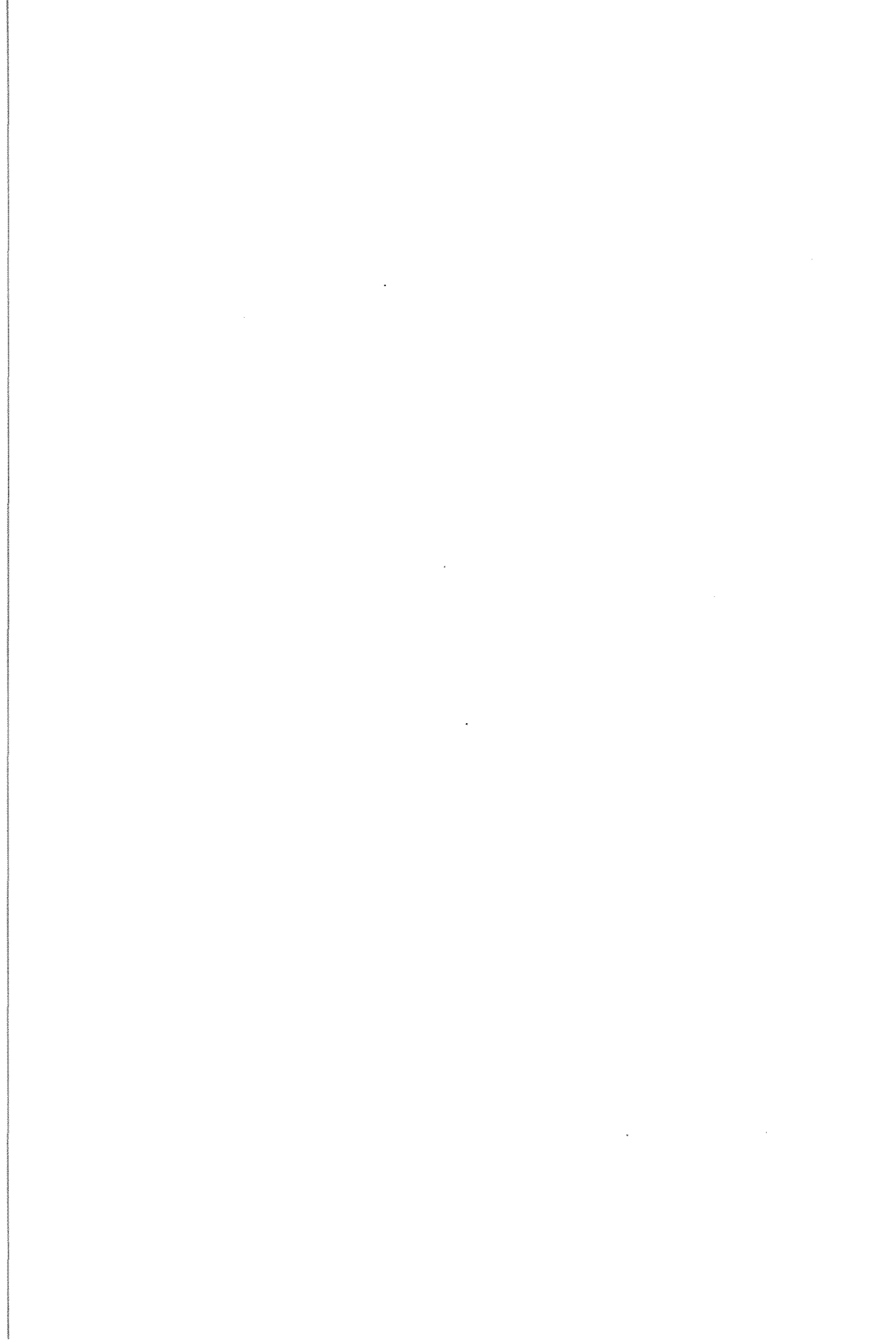
ungebrochenen Römertums, nicht ganz zu Unrecht. Aber gerade an ihm zeigt sich auch, wie wenig dieses alte Römertum den neuen Aufgaben gewachsen war. Nur mit Erschütterung kann man lesen, wie der über achtzigjährige Mann zu Ausgang der 50er Jahre seine Jugenderinnerungen heraufbeschwört, um die Zerstörung Karthagos zu fordern. Er wollte nicht wahrhaben, daß diese Stadt, deren Untergang er für das Gedeihen des römischen Volkes als notwendig ansah, nur noch ein Schatten ihrer einstigen Größe war. In der Tat, er kämpfte hier gegen Schatten, er lebte selber in den Vorstellungen einer Welt, die längst vergangen war. Er wie seine Gesinnungsgenossen beriefen sich dabei auf die Maximen der Vorfahren, aber sie alle miteinander hatten nicht begriffen, daß Erfahrungen, die man aus der Geschichte gewinnt, ebenfalls dem geschichtlichen Wandel unterworfen sind, daß es keiner Generation erspart bleibt, die Lehren der Geschichte neu zu durchdenken und den Verhältnissen der eigenen Gegenwart anzupassen. Letztlich war das, was Rom damals tat, sinnlos. Durch die Zertrümmerung Makedoniens und die Zerstörung Karthagos und Korinths hat es keines der damaligen Probleme wirklich gelöst. Es ging, bar jeder konstruktiven Phantasie, den einmal eingeschlagenen Weg weiter bis zu dem Augenblick, da die alte Welt in Trümmern lag. Die Entwicklung der Weltgeschichte war um 146 gleichsam auf dem toten Punkt angelangt. Damals hat der Geschichtsschreiber POLYBIOS in seinem Werk gesagt: „Erst die Nachwelt könne beurteilen, ob Roms Herrschaft zum Segen für die Welt auschlagen werde. Denn nicht der Sieg sei entscheidend, sondern das, was der Sieger daraus mache“²⁷⁾. Vielleicht mochten schon damals einzelne Römer das Gewicht dieser Worte begreifen, aber noch mehr als ein Jahrhundert sollte vergehen, bis die zerschlagene Welt eine neue Ordnung zu finden und zu einer sinnvollen Einheit zusammenzuwachsen begann.

Der Weg dahin war schwer, und viele Opfer mußten dafür gebracht werden, nicht nur von den Besiegten, sondern auch von dem Sieger selbst. Rom hatte, wie zu zeigen war, nicht zum wenigsten deshalb seine Kriege geführt, um sich selbst zu behaupten, den eigenen Staat und die überkommenen Lebensformen zu wahren. Es war ihm in der Tat gelungen, alle äußeren Gefahrenmomente praktisch auszuschalten, es hatte sich gegenüber den anderen Mächten in einem Ausmaß durchgesetzt, wie es kaum ein Staat zuvor und auch danach vermocht hat. Aber gerade dadurch hat es das heraufbeschworen, was zu vermeiden eigentlich der Antrieb aller dieser Anstrengungen gewesen war. In der Konsequenz des Sieges haben die Römer den eigenen Staat mit seinen spezifischen Normen verloren. Es änderte sich mit den Wandlungen im Wirtschaftsleben die Struk-

fel; ob freilich seine politische Rolle, wie man im Gegensatz zu MOMMSEN heute mitunter meint, ebenso positiv zu werten ist, scheint mir fraglich; vgl. im allgemeinen F. KLINGNER, *Cato Censorius und die Krisis Roms* (zuerst in: *Die Antike*, 10, 1934, 239 ff., jetzt in *Römische Geisteswelt*, 41961, S. 34 ff.), M. GELZER in: PAULY-WISSOWAS *Realencyclopädie*, Bd. 22 (1953) Sp. 108 ff., D. KIENAST, *Cato der Censor* (1954).

²⁷⁾ POL. III 4, 7.

tur der römischen Bevölkerung, die Relationen zwischen Stadt und Land wurden vertauscht; der Bauer, einst das Rückgrat des Staates, verlor an Bedeutung, es kamen empor die Händler, Kaufleute und die großen Unternehmer. Das Volk, das in Rom selbst nach alter Gewohnheit zur Wahlurne schritt und die Gesetze beschloß, war nicht mehr das Volk im alten Sinne, sondern das neue Proletariat, das sich auf dem Boden der rasch anwachsenden Hauptstadt zusammengefunden hatte. Zugleich änderte sich durch das Einströmen der Reichtümer aus den besiegten und unterworfenen Ländern der Lebensstil, und es zersetzte sich die alte Adelsschicht, die zuletzt noch in den Jahren des Hannibalischen Krieges ihren Führungsanspruch gerechtfertigt hatte. Die Voraussetzungen, auf denen der alte Staat beruht hatte, gerieten so allenthalben ins Wanken, und schließlich klammerte man sich im 1. Jh. nur noch krampfhaft an den alten, im Grunde schon längst überholten Formen fest. Der Preis, den der Sieger zu bezahlen hatte, war kaum weniger hoch als der, den einst der Besiegte entrichten mußte. Er bezahlte mit dem Verlust alles dessen, wofür einst die Vorfahren gekämpft und wofür sie alle diese Anstrengungen, Leiden und Entbehrungen auf sich genommen hatten. Bis tief in die Kaiserzeit haben die konservativen Römer das nicht verwunden. Und doch entbehrt das Ganze nicht eines tieferen Sinns. In der entscheidenden Stunde, da es darum ging, die Konsequenzen aus seinen Siegen zu ziehen, hatte der alte Freistaat versagt und war damit in seiner ursprünglichen Struktur zu einem Hemmschuh für eine weitere fruchtbare Entwicklung geworden. Nur im Kampf gegen ihn ließ sich das Dilemma überwinden, in das damals die Welt geraten war. Erst im Zug der Auflösung der klassischen res publica wandelte sich die Einstellung des Römers zu seiner Umwelt, erst jetzt wurden die Talente frei, die nicht mehr gebunden an eine längst überholte Tradition, in der Lage waren, eine neue in die Zukunft weisende Konzeption zu entwickeln. Der alte Staat mußte fallen, damit das Weltreich, für das er in seiner großen Zeit die Voraussetzungen geschaffen hatte, sich vollenden konnte.



Gestalten und Strömungen moderner schwedischer Dichtung

Es gab eine Zeit, da die skandinavische Literatur in Deutschland gelesen wurde*). IBSEN und HAMSUN, J. P. JACOBSEN, STRINDBERG und SELMA LAGERLÖF waren dem deutschen Publikum so vertraut wie die einheimischen Verfasser. Heute sieht die Situation anders aus. Die schwedische Literatur des 20. Jahrhunderts ist bis auf wenige Ausnahmen in Deutschland unbekannt. Teilweise mag es wohl damit zusammenhängen, daß kleine Sprachgebiete es oft schwer haben, Gehör zu finden. In dieser Situation scheint es mir richtig, hier weniger auf die Dichtung der neuesten Zeit einzugehen, als vielmehr einen Umriß der literarischen Entwicklung der letzten fünfzig Jahre in Schweden zu zeichnen und einige unserer berühmtesten Autoren vorzustellen. Natürlich kann im Rahmen eines Vortrages nicht mehr als eine lückenhafte Einführung gegeben werden. Vor eine überwältigende Stofffülle gestellt, habe ich mich entschlossen, besonders bei der Lyrik zu verweilen, da fremdsprachige Gedichte nicht so leicht zugänglich sind.

Womit sollen wir beginnen? An einem Verfasser kommen wir nicht vorbei. Er steht gleichsam als Portalfigur am Anfang aller Gattungen der modernen schwedischen Literatur. Sein Name muß in diesem Zusammenhang erwähnt werden: AUGUST STRINDBERG. Was er für das Drama, auch im Ausland, bedeutet hat, brauche ich hier nicht zu betonen. Seine Prosa leitete eine Revolution der schwedischen Sprache ein. STRINDBERG befreite sie von der Umständlichkeit, die sie früher bis auf einige Ausnahmen gekennzeichnet hatte. Unter seiner Meisterhand wurde sie geschmeidig und formbar und näherte sich mit großem Gewinn der gesprochenen Sprache. Seine scharfe Beobachtungsgabe und treffsicheren, originellen Bilder verliehen ihr eine bisher unbekannte Ausdruckskraft. Es war, als ob eine Schleuße sich öffnete. STRINDBERG lehrte tatsächlich die Schweden zu schreiben, und das Ergebnis ließ nicht auf sich warten. In den beiden ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts eroberten die Romanverfasser den schwedischen Parnaß durch realistische Schilderungen, die alle Landschaften und sozialen Gebiete der schwedischen Gesellschaft umfassen.

Weniger bekannt ist vielleicht STRINDBERGS Bedeutung für die Lyrik. Er glaubte selbst, daß er für diese Gattung keine Begabung hätte, bis er im Sommer 1883 auf der Insel Kymmendö zu seiner eigenen Überraschung von einer plötzlichen lyrischen Inspiration ergriffen wurde. Im Vorwort zu seiner ersten Gedichtsammlung stellt STRINDBERG zufrieden fest, daß seine Verse den Anforderungen des Reims und Metrums nicht immer nachkommen. Verse waren ja

*) Vortrag, gehalten am 13. 2. 1963 im Rahmen des Studium generale der Justus Liebig-Universität.

in den achtziger Jahren nicht à la mode. Heute empfindet man wohl einen Teil dieser Gedichte ihrer Form nach als recht traditionell, aber dazwischen stehen auch andere, deren provokatorische Wortwahl sich mit einem freien Vers verbindet. Es lohnt, dies im Auge zu behalten, wenn wir von einem ausländischen Einfluß auf die moderne, schwedische Lyrik sprechen. Ein solcher war zweifellos vorhanden, aber Vorbilder gab es auch in Schweden.

Ein einheimisches Vorbild fand man in der Lyrik VILHELM EKELUNDS. Ihre Nachwirkung ist immer noch beträchtlich. Zwischen 1900 und 1906 machte EKELUND eine Entwicklung durch, die von symbolistischen Naturgedichten und lyrischen Bildern der Stille und Hingabe über ekstatische Dithyramben führt, um zuletzt eine Synthese von Schmerz, Kampf und Befreiung zu suchen. Eine hohe Resignation prägt seine letzten Gedichte, die den Idealen der Strenge, des Lichts und der Beherrschung huldigen. Für den Hölderlinverehrer EKELUND wurde der freie Vers mit seinen reichen musikalischen und rhythmischen Möglichkeiten ein natürliches Ausdrucksmittel.

Die Umwälzung, die in der modernen Literatur, besonders in der Lyrik, seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert stattgefunden hat, berührte auch Schweden. Man kann sogar das Jahr nennen, ohne dadurch mit allzu großem Schematismus der Geschichte Gewalt anzutun: es war 1916. Damals erwirkte der fünfundzwanzigjährige Dichter PÄR LAGERKVIST seinen Durchbruch mit einer Gedichtsammlung, die nicht zufällig *Ängest* (Angst) hieß. Die kühle, artistische Berechnung seines ästhetischen Programms, das er in seiner Schrift *Wortkunst und Bildkunst* (1913) entwickelt hatte, wurde hier von einem gewaltsamen Gefühl der Angst und Verzweiflung gesprengt. Die Gedichtsammlung ist vom Erlebnis des Weltkriegs geprägt, aber noch mehr von einer tiefen persönlichen Krise, deren Natur LAGERKVIST bisher verschwiegen hat. Das Titelgedicht lautet¹⁾:

Ängest, ängest är min arvedel,
min strupes sår,
mitt hjärtas skri i världen.
Nu styvnar löddrig sky
i nattens grova hand,
nu stiga skogarna
och stela höjder
så kargt mot himmelens
förkrympta valv.
Hur hårt är allt,
hur stelnat, svart och stilla!

Jag famlar kring i detta dunkla rum,
jag känner klippans vassa kant mot mina fingrar,
jag river mina uppåtsträckta händer
till blods mot molnens frusna trasor.

Ack, mina naglar slitter jag från fingrarna,
mina händer river jag såriga, ömma
mot berg och mörknad skog,
mot himlens svarta järn
och mot den kalla jorden!

¹⁾ Die Übersetzungen der Gedichte sind möglichst wortgetreu und nur als Hilfe zum Verständnis gedacht.

Ängest, ängest är min arvedel,
min strupes sår,
mitt hjärtas skri i världen.

Angst, Angst ist mein Erbteil,
die Wunde meiner Kehle,
der Schrei meines Herzens in der Welt.
Jetzt wird schäumende Wolke steif
in der groben Hand der Nacht,
jetzt steigen die Wälder
und starre Höhen
so karg gegen des Himmels
zusammengeschrumpftes Gewölbe.
Wie hart ist alles,
wie erstarrt, schwarz und still!

Ich tappe herum in diesem dunklen Raum,
ich fühle die scharfe Kante des Felsens gegen meine Finger,
ich reiße meine emporgestreckten Hände
blutig an den gefrorenen Fetzen der Wolken.

Ach, meine Nägel zerre ich von den Fingern,
meine Hände reiße ich wund, schmerzend
gegen Berg und dunkel gewordenen Wald,
gegen das schwarze Eisen des Himmels
und gegen die kalte Erde.

Angst, Angst ist mein Erbteil,
die Wunde meiner Kehle,
der Schrei meines Herzens in der Welt.

Arvedel (Erbteil) ist, wie man bemerkt hat, ein Begriff des Neoromantikers KARLFELDT; „vår andes stämna i världen“, die Stimme unseres Geistes in der Welt, ist eine Zeile bei HEIDENSTAM, dessen berühmtes Gedicht *Schweden, Schweden, Vaterland* auch viele rhythmische Ähnlichkeiten mit dem Gedicht *Ängest* hat. Aber wie weit sind wir hier nicht von der idyllisch-heroischen Landschaft der schwedischen Klassiker! Wie in einem Alptraum sind die vertrauten Berge und Wälder unheimlich geworden. Adjektive wie dunkel, steif, starr, kalt, scharf prägen die Stimmung. Der Himmel ist schwarzes Eisen, die Wolken sind gefrorene Fetzen. Aber durch die Verben, besonders durch die inchoativen *stynna, stelna, mörkna*, entsteht Bewegung. Es ist ein Prozeß, in dem die Welt immer mehr verkümmert, zusammenschrumpft. Eingeschlossen in diesem sich verengenden Raum rast der Mensch wie ein gefangenes Tier, aber nach allen Richtungen bleibt ihm der Weg versperrt. PÄR LAGERKVISTS von zu Hause aus christliches Weltbild war durch seinen Kontakt mit dem Darwinismus im Grunde zerstört worden. Aber für ihn wurden die pessimistischen Aspekte der Entwicklungslehre bestimmend. In einem seiner expressionistischen Dramen wird gezeigt, wie die Erde ihrem Kältetod entgegengeht. Der letzte Mensch, Gama, schreit in Verzweiflung: „Gott im Himmel! . . . wann wurde die Welt so klein! Sie schnürt sich ja um mich zusammen! Sie will mich ja erwürgen! Meine Brust . . . ! Sie stehen mir ja auf den Füßen, die Berge! Und die Wolken reißen an meinen Haaren.“ Die Nichtigkeit des einzelnen Menschen, seine Ausweglosigkeit und sein Aus-

gesetztsein wird hier wie in dem Gedicht betont. Die Einzelheiten sind erdrückend. LAGERKVIST hat immer einen Hang zur Gestaltung des Brutalen gehabt, als Gegenpol zum Stillen, Friedlichen, Abgeklärten. Dieser Kontrast begegnet uns auch in seinen Romanen *Der Zwerg*, *Barabbas*, *Die Sibylle* und *Der Tod Ahasvers*²⁾. Das ist aber nur einer von den vielen Gegensätzen in seiner Dichtung. Ein anderer liegt in seiner Menschenauffassung, deren Ambivalenz in der Sammlung „*Ängest*“ besonders deutlich wird. Lächerlich erscheint ihm der Mensch, wenn er an dessen Herkunft und Verwandtschaft mit den Tieren denkt. Der Kontrast zwischen Mensch und Ewigkeit ist im Gedicht *Resignation* unüberbrückbar:

Liten kryper jag ur unken håla,
lyssnar krokig, ser mig surögd kring.
Evighetens tysta stjärnor stråla.
Det är stilla. Det är ingenting.

Klein krieche ich aus dumpfer Höhle,
horche krumm, sehe mich triefäugig um.
Die schweigenden Sterne der Ewigkeit strahlen.
Es ist still. Es ist nichts.

In anderen Gedichten wie *På frälsningsarmén* (In der Heilsarmee) ruft des Menschen Fähigkeit zu glauben die Bewunderung des Dichters hervor. Und die Sammlung mündet in eine Andachtsstimmung vor dem Mysterium aus:

Under stjärnorna

Här vill jag stanna,
stum.
Här vill jag sänka min panna.
Heliga rum.
Inga människoord äro sanna.

Unter den Sternen

Hier will ich stehenbleiben,
stumm.
Hier will ich meine Stirn senken.
Heiliger Raum.
Keine Menschenworte sind wahr.

Wie in dem Gedicht *Resignation* entsagt der Mensch allen Ansprüchen, die Ewigkeit zu erforschen. Aber diese Ewigkeit ist nicht mehr ein stilles Nichts, sondern ein heiliger Raum. Das Pendeln zwischen Beinahe-Glauben und Verneinen, das weltanschaulich erfolglose, aber literarisch ergebnisreiche Ringen um eine Synthese zwischen einem christlichen und naturwissenschaftlichen Weltbild, fängt schon in LAGERKVISTS ersten Werken an. Er ist innerhalb dieses Themenkreises geblieben mit einer fast zwanghaften Beharrlichkeit, sowohl in seiner Lyrik wie in seinen Dramen und Romanen. Sprachlich ist seine Entwicklung zu einer immer größeren Einfachheit verlaufen. Sein Wortschatz ist wahrscheinlich der kleinste in

²⁾ Von LAGERKVISTS Werken wurden ins Deutsche übersetzt: *Barabbas*. Die Arche 1950. — *Gäst bei der Wirklichkeit*. Die Arche 1952. — *Die Sibylle*. Die Arche 1957. — *Der Tod Ahasvers*. Die Arche 1961.

der neueren schwedischen Dichtung. Die kühnen Bilder seiner expressionistischen Periode sind verschwunden. Es ist, als ob alles, was die Aufmerksamkeit des Lesers von der zentralen Aussage ablenken könnte, aus LAGERKVISTS Werk gebannt sei.

Ångest war aber nicht das einzige wichtige Ereignis von 1916. In demselben Jahr debütierte eine finnlandschwedische Lyrikerin, EDITH SÖDERGRAN, mit einer Sammlung, die sie ganz schlicht *Dikter* (Gedichte) nannte. Sie stammte aus einer schwedischsprachigen, österbottischen Familie, wurde aber in Petersburg 1892 geboren. In der deutschen Schule zu Petersburg und in Davos, wo sie beinahe drei Jahre im Sanatorium verbrachte, lernte sie die moderne Dichtung kennen. WHITMAN, die französischen Symbolisten, SEVERJANIN und MAJAKOWSKI, MOMBERT und ELSE LASKER-SCHÜLER wurden für sie zu entscheidenden Bildungserlebnissen. — 1914 kehrte sie nach Finnland zurück. Zusammen mit der Mutter wohnte sie in ihrem Landhaus in Raivola. Hier in diesem karelischen Dorf, nahe an der russischen Grenze, wurden sie durch die Kriegsereignisse von der Außenwelt abgeschnitten. Die Grenze wurde gesperrt, die großen Landhäuser der Petersburger standen leer und verfielen allmählich. 1917 verlor die Familie SÖDERGRAN ihr Vermögen, das in russischen Wertpapieren angelegt war. EDITH SÖDERGRAN verbrachte ihre letzten Jahre in tiefster Armut, bis die sich immer verschlimmernde Krankheit 1923 ihr Leben beendete.

Das sind in kurzem Umriss ihre äußeren Lebensdaten. Wie ein fremder Vogel flatterte sie in die schwedischsprachige Dichtung hinein. Sie stieß zunächst auf völlige Verständnislosigkeit, denn in Finnland war der Traditionalismus besonders stark. Man konnte in ihrer eigenartigen Lyrik nur zusammenhangloses Gerede eines Irren finden. Die Tagespresse nahm sich ihrer als ein dankbares Objekt für die Witzecken an.

EDITH SÖDERGRAN besaß nicht wie VILHELM EKELUND, den sie sehr bewunderte, eine eigene ästhetische Theorie, womit sie sich hätte rechtfertigen können. Sie behauptete nicht einmal, daß das, was sie schrieb, Gedichte seien. Aber sie hatte entdeckt, daß sie „die Macht des Wortes und des Bildes nur in voller Freiheit“ besitzen könnte. In hohem Maße folgt EDITH SÖDERGRAN beim Dichten ihrer Umgebung. Sie läßt „ihren Instinkt aufbauen, während ihr Intellekt in einer abwartenden Haltung zuschaut“, hat sie gesagt.

In ihrer ersten Gedichtsammlung spiegelt sich die lyrische Stilentwicklung einer Epoche wider. Ihr Biograph GUNNAR TIDESTRÖM hat vier stilistische Gedichttypen unterschieden. Der erste bildet die Naturlyrik. Schon als Schulmädchen hatte sie impressionistische Naturgedichte geschrieben. In der Sammlung von 1916 sind diese verhältnismäßig selten. Deutlich zeichnet sich eine Entwicklung ab, die über eine symbolistische Verschmelzung von Ich und Landschaft zu einem freien Verfügen über Naturmetaphern und -symbole zugunsten eines persönlichen Ausdrucks führt. Diese sind von der realen Welt so losgelöst, daß man von TIDESTRÖM mit Überraschung erfährt, wie fast alle Natursymbole durch die Wirklichkeit vorge-

zeichnet sind. Die ungewöhnlich schöne Wald- und Seelandschaft um das verträumte Dorf Raivola liegt in ihren Gedichten eingeschmolzen.

Mit der Naturlyrik verbinden sich kühne Anthropomorphisierungen, deren Häufigkeit auf einen bewußten Stilwillen zu deuten scheint. Gleichzeitig wirken sie spontan, kindlich, märchenhaft. In diesen Gedichten, z. B. in *Die letzte Blume des Herbstes* oder *Ein Streifen des Meeres* verwendet die Dichterin oft eine diskrete Reimtechnik.

In der zweiten Gruppe sind alle Reime verschwunden. Hier haben die Gedichte eine ganz andere Struktur. Schon die Überschrift lautet anders: *Gott, Schönheit, Das Leben, Der Schmerz*. Die Anapher dient durchgehend als zusammenhaltende Stilfigur. Zugrunde liegen meistens philosophische oder psychologische Gedanken. Die Dichterin will den Reichtum und die Vielfalt eines bestimmten Begriffes zeigen durch einen hervorquellenden Strom von Assoziationen. In dem folgenden Gedicht, *Gott*, versucht sie das Wesen des Göttlichen in einer Reihe von Gegensätzen zu beschreiben:

Gud

Gud är en vilobädd, på den vi ligga utsträckta i alltet
rena som änglar, med helgonblå ögon besvarande stjärnornas hälsning;
gud är en kudde mot vilken vi luta vårt huvud, gud är ett stöd för vår fot;
gud är ett förråd av kraft och ett jungfruligt mörker;
gud är det oseddass obefläckade själ och det outtänkta redan förruttnade kropp;
gud är evigheternas stående vatten;
gud är intets fruktbara frö och de nedbrunna världarnas handfull av aska;
gud är insekternas myriader och rosornas extas;
gud är en tom gunga mellan intet och alltet;
gud är ett fängelse för alla fria själar;
gud är en harpa för den starkaste vredens hand;
gud är vad längtan kan förmå att stiga ned på jorden!

Gott

Gott ist ein Ruhebett, darauf liegen wir im All ausgestreckt
rein wie Engel, mit heiligenblauen Augen, dem Gruß der Sterne antwortend;
Gott ist ein Kissen, auf das wir unseren Kopf lehnen, Gott ist eine Stütze
für unseren Fuß;
Gott ist ein Vorrat an Kraft und ein jungfräuliches Dunkel;
Gott ist die unbefleckte Seele des Ungesehenen und der schon vermoderte Körper
des Unausgedachten;
Gott ist das stillstehende Wasser der Ewigkeiten;
Gott ist der fruchtbare Samen des Nichts und eine Handvoll Asche nieder-
gebrannter Welten;
Gott ist die Myriaden der Insekten und die Ekstase der Rosen;
Gott ist eine leere Schaukel zwischen dem Nichts und dem All;
Gott ist ein Gefängnis für alle freien Seelen;
Gott ist eine Harfe für die Hand des stärksten Zorns;
Gott ist was Sehnsucht bewegen kann auf die Erde herunterzusteigen!

Das Vorbild für diese Gedichte ist unverkennbar: WALT WHITMAN. Sein Katalogstil war in der schwedischen Dichtung vor EDITH SÖDERGRAN völlig unbekannt.

Formal sehr entfernt von den Kataloggedichten bilden die Epigramme die dritte Gruppe. Zwingende Logik und lapidarer Stil zeichnen diese Gedichte aus. Dreizahlkomposition, Parallelismus, epische Form mit Einschlag von Repliken sind charakteristische Züge. Oft haben sie eine humoristische Pointe, wie das Gedicht *Ett möte* (Eine Begegnung):

Tre jungfrur gingo hand i hand över en öppen slätt.
De möttes av en ryttare i tätta höljen.
Den första jungfrun sträckte sina armar ut: kärlek kom!
Den andra jungfrun föll på knä: död förskona mig!
Den tredje jungfrun vände sig om:
vägen till staden viker av till höger.

Drei Jungfrauen gingen Hand in Hand über eine offene Ebene.
Ihnen begegnete ein Reiter dicht verhüllt.
Die erste Jungfrau streckte ihre Arme aus: Liebe komm!
Die zweite Jungfrau fiel in die Knie: Tod verschone mich!
Die dritte Jungfrau drehte sich um:
Der Weg zur Stadt beugt ab nach rechts.

Die vierte Gruppe besteht aus längeren, epischen Dichtungen mit Märchenmotiven.

In SÖDERGRANS beiden nächsten Gedichtsammlungen *Septemberlyran* (Die Septemberleier, 1918) und *Rosenaltaret* (Der Rosenaltar, 1919) sind die Märchen nicht mehr zu finden. Verschwunden sind auch die Natursymbole und Stimmungen der Liebessehnsucht und Todesbereitschaft. Aber ihre Neigung zum Bunten, Schmückenden, durchdringt auch die prophetischen Visionen aus dieser Zeit. Sie hatte die Schriften NIETZSCHES kennengelernt, und NIETZSCHE wurde für sie zu einer Offenbarung. Er half ihr, sich über ihr Schicksal zu erheben. Hunger und Tod, die sie bedrohten, vermochte die Dichterin durch ein ekstatisches Lebensgefühl aus ihrem Bewußtsein zu verdrängen. Ein Trotz, stark genug das Leiden zu vernichten, spricht aus diesen Gedichten, die sich beinahe ausschließlich in der Sphäre des Kosmischen bewegen:

Triumf att finnas till

Vad fruktar jag? Jag är en del utav oändligheten.
Jag är en del av alltets stora kraft,
en ensam värld inom miljoner världar,
en första gradens stjärna lik som slocknar sist.
Triumf att leva, triumf att andas, triumf att finna till!
[— — —]

Triumph zu sein

Was fürchte ich? Ich bin ein Teil der Unendlichkeit.
Ich bin ein Teil von der großen Kraft des Alls,
eine einsame Welt unter Millionen Welten,
einem Stern ersten Grades gleich, der zuletzt erlischt.
Triumph zu leben, Triumph zu atmen, Triumph zu sein!
[— — —]

Aber die euphorische Stimmung läßt nach. EDITH SÖDERGRAN, die sich als NIETZSCHES „erstes Kind“ bezeichnet hatte, fällt von den im

Weltraum übermütig ausgespannten Perlenketten, der Tänzerin Füße ermüden, der Kletternden Arme erschlaffen. Sie stürzt in eine Krise, und drei Jahre lang schweigt die Lyrikerin. Kurz vor ihrem Tode beginnt sie wieder zu dichten. Eine Schar junger Dichter pilgert zu ihr, huldigt in ihr der Bahnbrecherin einer neuen Zeit. Es war die Kritikerin und Romanautorin HAGAR OLSSON, die ihre Freundin wurde. Es war der Musiker und Dichter ELMER DIKTONIUS, der durch Übersetzungen der Lyrik MAJAKOWSKIS und LEE MASTERS, WHITMANS und SANDBURGS, der Expressionisten und Futuristen, die moderne Poesie in Schweden verbreitete. Es war der eigenartige Lyriker und Theoretiker GUNNAR BJÖRLING, Schwedens einziger Dadaist. Es waren die Brüder ENCKELL und RAGNAR RUDOLF EKLUND. Jeder verdiente ausführlich vorgestellt zu werden, aber dafür ist leider hier kein Raum. Sie wurden EDITH SÖDERGRAN eine Bestätigung dafür, daß sie nicht allein stand, daß nun das Volk der Zukunft, von dem sie gedichtet hatte, jetzt „wiegend in losen Satteln“ herangeritten kam, daß ihr Werk nicht ohne Widerhall verklungen war. Aber sie war müde geworden. Die Hochspannung, wohl auch von der Krankheit bedingt, hatte nachgelassen. Sie kehrte zurück zu den Bäumen ihrer Kindheit, zu den einfachen Dingen. Wärme und Stille prägen ihre letzten, schönen Gedichte.

Die finnlandschwedischen Modernisten wurden durch ihre Zeitschriften *Ultra* und *Quosego*, ihre Anthologien übersetzter Lyrik und nicht zuletzt durch ihre eigene, schonungslos bekämpfte Dichtung das Verbindungsglied zwischen Europa und Schweden. Bevor wir aber dieser Linie weiter folgen, wollen wir einen Augenblick bei den Verfassern der zwanziger Jahre verweilen. Während einer kurzen Periode um 1920 blühte in der Lyrik die Idylle. Sehr schnell wurde sie jedoch zerschlagen. Bestimmend für das Jahrzehnt wurde vielmehr das Suchen nach einer Lebensanschauung. Religiöse oder moralische Problematik beschäftigt so verschiedenartige Dichter wie BIRGER SJÖBERG, JOHANNES EDFELT³⁾, HJALMAR GULLBERG⁴⁾ und KARIN BOYE. Die traditionelle Form bleibt aber bewahrt, außer in der Dichtung BOYES. Bei GULLBERG durchdringen gewollte Stilbrüche das klassische Versmaß, und SJÖBERG erreicht Konzentration durch kühne Zusammensetzungen und verkürzte Ausdrücke.

In der Prosa wurde die von STRINDBERG begonnene Bestandsaufnahme der Landschaft und des sozialen Milieus fortgesetzt. Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts gaben die sogenannten bürgerlichen Realisten den Ton an; im zweiten und dritten Jahrzehnt wurden sie von den Arbeiterdichtern verdrängt. Die Arbeiterdichtung Schwedens ist ein Phänomen, das in seiner Breite und künstlerischen Qualität wohl kein Gegenstück in anderen Ländern hat. Arbeiter- und Bauernsöhne, reine Autodidakten, kämpften sich auf harten Bildungswegen zu führender Stellung im literarischen und kulturel-

³⁾ In Deutsch liegt eine Gedichtauswahl vor: *Der Schattentischer*. Übers. von NELLY SACHS. Darmstadt und Düsseldorf, Georg Büchner Verlag, 1958.

⁴⁾ *Gedichte*. Aus dem Schwedischen übertr. von ERICH FURREG. Wien, Bergland Verlag 1959.

len Leben empor. Und es waren nicht nur ein oder zwei. In breiter Front stießen sie vor und bereicherten die Dichtung durch ganz neue Stoffe. Es handelte sich dabei weder um eine Blut- und Bodenromantik noch um einen programmatischen sozialistischen Realismus. Zwar waren einige von ihnen politisch linksorientiert. Das ist kaum verwunderlich im Hinblick auf ihre soziale Herkunft. Aber bedeutsam für die Gestalt des Romans ist es nicht gewesen. Kritisch, anschaulich und mit großer Sachkenntnis schilderten sie die Welt, aus der sie kamen. Ihre derben, naturalistischen Mittel wirkten auf viele Leser anstößig. Unter ihnen befand sich — um nur einige zu nennen — VILHELM MOBERG, Sohn eines Soldaten und Häuslers, der die Konflikte zwischen dem alten Bauerntum und dem Beginn der Industrialisierung und des Vereinigungswesens schilderte⁵⁾. Aus Norrland kam der Gelegenheitsarbeiter EYVIND JOHNSON, der sich bald zu einem echten Kosmopoliten entwickelte, in der Norrlandstadt Boden und in Paris gleich heimisch. Sein bestes Werk aus dieser Zeit ist *Romanen om Olof*, ein vierbändiger, selbstbiographischer Roman, der auch in Deutsch vorliegt⁶⁾. JOHNSON gibt eine fesselnde Schilderung von den Wanderjahren eines begabten Jungen, der immer wieder der Versuchung einer sicheren Anstellung widersteht, um seine Freiheit zu bewahren. Ferner wären IVAR LO-JOHANSSON⁷⁾, JAN FRIDEGÅRD und MOA MARTINSON⁸⁾ zu nennen, die alle aus der niedersten Gesellschaftsschicht kommen — von statarna. Statarna waren Landarbeiter, die auf den großen Gütern Süd- und Mittelschwedens in halbjährigen Anstellungen für schlechtes Essen und ärmliche Behausung sich mitsamt ihren Familien verdingen mußten. Besonders LO-JOHANSSON hat wirksam dazu beigetragen, daß diese moderne Sklaverei 1945 endlich abgeschafft wurde.

Auf die Frage, wie es dazu kam, daß die Arbeiterdichtung gerade in dieser Zeit entstanden ist, gibt es wohl keine eindeutige Antwort. Man kann mehrere Faktoren anführen. Es kam damals nicht vor, daß Kinder des vierten Standes eine Oberschule besuchten. Aber Begabung ist ja nicht an gewisse Gesellschaftsklassen gebunden. Und den Bildungshungrigen unter ihnen öffneten sich jetzt neue Wege. Am wichtigsten waren die Volkshochschulen, die in Schweden zu wirklichen Kulturstätten wurden. Dazu kamen Kurse, die von den Studienkreisen und Volksbildungsabteilungen der politischen Parteien abgehalten wurden. Auch die Arbeitslosigkeit hat, wie merkwürdig es zunächst klingen mag, auf ihre Weise die angehenden Verfasser

⁵⁾ Der ins Deutsche übersetzte Roman *Die Brautquelle*, Berlin, Wien, Leipzig, P. Zsolnay 1948, gehört nicht zu MOBERGS wichtigsten Werken.

⁶⁾ *Hier hast du dein Leben*. (Romanen om Olof). Hamburg, Tesseloff 1951. — Weiter sind übersetzt: *Fort mit der Sonne*. Hamburg, Claassen, 1953. — *Die Heimkehr des Odysseus*. Stockholm-Amsterdam, Bermann-Fischer, 1948. — *Träume von Rosen und Feuer*. Hamburg, Claassen, 1952. — *Zeit der Unruhe*. 10 Stories. Storybibliothek, 1960.

⁷⁾ *Kungsgatan*. Hamburg, Tesseloff, 1949. — *Mona ist tot*. Büchergilde Gutenberg, 1952. — *Rya-Rya . . . nur eine Mutter*. Hamburg, Tesseloff, 1950. — *Von Hof zu Hof*. Büchergilde Gutenberg, 1959.

⁸⁾ *Kirchliche Trauung*. Berlin, Dietz, 1959. — *Mutter heiratet*. Berlin, Dietz, 1957.

gefördert. EYVIND JOHNSON hat erzählt, wie seine erste Novelle ein letzter Versuch war, Geld zu verdienen. Zu seinem Erstaunen wurde sie angenommen. Andere haben geschildert, wie sie nach dem Stempeln auf dem Arbeitsamt in den öffentlichen Bibliotheken ihren Lesehunger stillten und gleichzeitig einen Unterschlupf vor der Kälte fanden.

Die Arbeiterdichter schrieben aber nicht nur realistische Prosa. 1929 erschien eine Gedichtanthologie mit dem Titel *Fünf Junge*. Die fünf jungen Verfasser — sie standen in dem Alter zwischen einundzwanzig und fünfundzwanzig — waren alle Autodidakten: ein Fabrikarbeiter, ein Lagerarbeiter, ein Büroangestellter, ein Kleinbauernsohn, ein Seemann. Die beiden letzteren dürften vielleicht auch in Deutschland bekannt sein: sie heißen ARTUR LUNDKVIST und HARRY MARTINSON. In dieser Anthologie begegnen wir einer freien, „dynamischen“ Form, nicht gebunden an Reim und traditionelles Metrum. Ihre Vorbilder waren zum Teil dieselben wie die der finnlandschwedischen Modernisten, mit denen sie in eine enge Verbindung traten. Man verehrte WALT WHITMAN, „Manhattans Sohn mit der breiten Proletarierbrust, Kosmosliebhaber und Evangelist mit Schlapphut“, wie LUNDKVIST sich ausdrückte. Andere Vorbilder fand man in CARL SANDBURGS „lyrischer Manifestation des modernen, industriellen Amerika“, in dem dunklen Gelächter des Antipuritaners SHERWOD ANDERSON in der Liebesmystik LAWRENCES und in der revolutionären Botschaft MAJAKOWSKIS. Wie bei ELMER DIKTONIUS verbinden sich politischer und ästhetischer Radikalismus in ihren Gedichten. Sie treten für einen offenen Lebensstil, frei von bürgerlichen Vorurteilen, ein. Eine gewissermaßen kulturfeindliche Triebmystik und Lebenshingabe wird nicht als Widerspruch zur freudigen Großstadt- und Maschinenpoesie empfunden. Ein rosiger, etwas forciert Optimismus kennzeichnet diese Anthologie und die folgenden Veröffentlichungen der Gruppe um 1930. Als Beispiel möchte ich je ein frühes Gedicht von den beiden bedeutendsten Mitgliedern der Gruppe zitieren. Das erste stammt von HARRY MARTINSON, und schließt den Gedichtzyklus *Skönhet* (Schönheit) ab:

Jag ser långt borta kvinnor.
De bada i en sommarfläckig sjö.
Hör deras glassköra skrik
dansa över vattnens blåa hinner.
Ser som en blomfackla och ett helgonrop
deras vita nakenhets lov
resas i en blommande vildapels japanska vålnad.
Solrök. Solrök.

Ich sehe weit weg Frauen.
Sie baden in einem sommergefleckten See.
Höre ihre glaszerbrechlichen Schreie
tanzen über die blauen Häute des Wassers. Sehe gleich einer
Blütenfackel und einem Heiligenruf
das Lob ihrer weißen Nacktheit
errichtet werden in dem japanischen Gespenst eines wilden Apfelbaums.
Sonnenrauch, Sonnenrauch.

Das Gedicht ist repräsentativ nur für eine Seite der MARTINSONschen Lyrik. Es ist unmöglich, die Werke dieses Sprachmeisters auf

eine Formel zu bringen. Bei ihm vereinigen sich Phantasie mit Wirklichkeitssinn, sprachliche Schöpferfreude mit exakter Darstellung. Aber die Strophe ist repräsentativ für die Generation. Kein Motiv war um diese Zeit so beliebt wie das der badenden Frauen. Man findet es bei den Fünf Jungen, bei IVAR LO-JOHANSSON, VILHELM MOBERG und MOA MARTINSON. In LO-JOHANSSONS Roman *Bara en mor* (Nur eine Mutter) wird Rya-Ryas Baden als ein Befreiungsversuch von konventionellen, einschränkenden Tabus dargestellt, ein Versuch, der allerdings zum Scheitern verurteilt ist.

Auch dieses Gedicht ist wohl ein Ausdruck des neuen Lebensgefühls. Stilistisch folgt MARTINSON der Bahn, welche die schwedische Lyrik mit EDITH SÖDERGRAN eingeschlagen hatte. Typisch sind die Synaesthesien und die Verbindung von Konkretem mit Abstraktem. Auch sprachlich steht das Gedicht im warmen Flimmer des Sonnenrauchs eingehüllt⁹⁾.

Badende Frauen, Frauen bei der Ernte, die Frau als Wegweiserin zu den Urquellen begegnen uns auch im Werk ARTUR LUNDKVISTS, das allmählich ein exotisch wuchernder Lebensfries geworden ist, wie er sein letztes Buch nennt. Er ist ein ungewöhnlich produktiver Verfasser. Farbenreich und bildhaft, von einer vulkanischen, unbändigen Virilität ist er — auch als Kritiker und Lyrikübersetzer — seit mehr als drei Jahrzehnten eine Unruhe stiftende, anregende Stimme im literarischen Leben Schwedens. Das folgende Gedicht aus *Schwarze Stadt* (1930) ist aber nicht von der primitivistischen, kulturfeindlichen Einstellung beherrscht. Die sonst häufigen Bilder: Sonnenblumen, Vogelschnäbel, Tierkörper und Frauenmünder begegnen uns hier nicht, und die Dschungeltrommeln schweigen. Aber der Lebensdurst ist genau so unstillbar. Zu lange aufgestaute Kräfte strömen durch das von revolutionärem Gefühl erfüllte Gedicht mit seiner Verherrlichung des modernen, heftig pulsierenden Lebensrhythmus:

Vi måste lära de nya melodierna
och plocka de nya orden ur rymden
med våra läppar.

Vi måste fånga de tusen sångerna i gatukorsningen,
fånga fabriksvisslornas samlingsrop
och saxofonernas förgyllda gråt.

Vi måste lära de nya rytmerna
hos de snabba, starka, stålglänsande maskinerna.

Något nytt har kommit i världen —
vi anar det, vi ser en skymt av det i vimlet.
Vi måste söka det, söka det outröttligt!

Vi skall spela livets nya melodi för människorna,
den eggande, stegrade livsrytmen,
snabb,
djärv,
stålglänsandel!

⁹⁾ Folgende Prosawerke von MARTINSON wurden ins Deutsche übersetzt: *Reisen ohne Ziel*. Hamburgische Bücherei, 1949 — *Der Weg nach Glockenreich*. Die Arche, 1953.

Wir müssen die neuen Melodien lernen
und die neuen Wörter aus dem Weltraum pflücken
mit unseren Lippen.

Wir müssen die tausend Gesänge an der Straßenkreuzung fangen,
die Sammlungsrufe der Fabriksirenen fangen
und das vergoldete Weinen der Saxophone.

Wir müssen die neuen Rhythmen
der schnellen, starken, stahlgänzenden Maschinen lernen.

Etwas neues ist in die Welt gekommen —
wir ahnen es, wir sehen einen Schimmer davon im Gewimmel.
Wir müssen es suchen, suchen, unermüdlich.

Wir wollen den Menschen die neue Melodie des Lebens spielen,
den aufreizenden, gesteigerten Lebensrhythmus,
schnell,
kühn,
stahlglänzend!

Der Zukunftsoptimismus war jedoch zu einem schnellen Untergang bestimmt. Zwar hatte das innenpolitische Leben seit dem Wahlsieg der Sozialdemokraten im Herbst 1932 sich stabilisiert. Die von dem Ministerpräsidenten Per Albin Hanson geprägten Parolen „Volksheim“ und „Wohlfahrtsstaat“ fingen an, Wirklichkeit zu werden. Aber in der Welt sah es düster aus. In Schweden warben Kommunisten und Nazisten um die Intellektuellen. Die Dichterlesungen und Diskussionen in Klara Folkets hus, das sozialdemokratische Versammlungshaus des Zeitungsquartiers in Stockholm, die von den Fünf Jungen veranstaltet wurden, arteten beinahe in Saalschlachten aus. Bezeichnend für das Bedürfnis nach Diskussion und Meinungsäußerung sind auch die ungewöhnlich vielen neugegründeten Zeitschriften. *Fönstret*, *Fronten*, *Ateneum*, *Presens*, *Spektrum* und, die wichtigste von allen, *Bonniers litterära magasin*, vertraten je eigene Standpunkte. Es ist erfreulich, daß die schwedischen Dichter so schnell und eindeutig gegen den Faschismus Stellung nahmen. Schon im Jahr der Machtübernahme Hitlers schleuderte PÄR LAGERKVIST ihm seinen Protest gegen Gewalt und Terror entgegen mit der Doppelerzählung *Der Henker*. Es entstand eine politische Tendenzdichtung von recht hoher Qualität. Zu den antifaschistischen Romanen gehören VILHELM MOBERGS *Reite heute Nacht*, HARRY MARTINSONS *Wirklichkeit zum Tode*, KARIN BOYES *Kallocain*, EYVIND JOHNSONS *Krilon* und OLLE HEDBERGS *Heraus mit den Blondinen*. Auch die Lyriker machten Wehrdienst für die Demokratie. Während aber die etwas ältere Generation in einer Trotz-alledem-Haltung um verratene Ideale sich sammelte in der Hoffnung, daß das Gute zuletzt siegen würde, sahen die jüngeren Dichter keine Möglichkeit, der grausamen Realität auszuweichen. Ohnmacht und dumpfe Verzweiflung kennzeichnet die schwedische Lyrik der Kriegsjahre.

Das Gefühl der Ohnmacht vor dem Weltgeschehen hat auch GUNNAR EKELÖF mit den Dichtern der vierziger Jahre gemeinsam. Ich zitiere sein Gedicht *Marsch*, das mit einem HÖLDERLINMOTTO versehen ist: Im Winde / Klirren die Fahnen.

Jag har förlorat förmågan av likgiltighet
som är förmågan av lycka — kanske . . .
Societet polis diplom diplomat etappsvin!
Och det möjligas konst existerar inte!

O fantastiska likgiltighet utanför!
O likgiltiga fantasi utanför!
med alla dina banala eller extravaganta fanor och fasaner
där utanför i vinden. Utanför.

Bröderna har längesen farit vilse i gaskammaren.
Nu släpar Movitz sin sista sjukdom genom slavlägren
och jag går omkring med våra sanningars sönderslagna ansikte
i friheten i jämlikheten utanför.

O fantastiska likgiltighet utanför!
O likgiltiga fantasi utanför!
med alla dina sönderskjutna faser och fasader
vår smutsvätt flaggande på halv stång utanför!

En gång skrek jag för mig själv: Jag vill inte dö!
Jag vill inte dö! Och jag kan inte leva! Men det var längesen.
Nu har jag hunnit fatt mitt ord och kan slå det tillbaka:
Jag vill dö. Alltså kan jag leva. Utanför.

Ich habe die Fähigkeit der Gleichgültigkeit verloren
die die Fähigkeit des Glücks ist — vielleicht . . .
Sozietät Polizei Diplom Diplomat Etappenschwein!
Und die Kunst des Möglichen existiert nicht!

O phantastische Gleichgültigkeit draußen!
O gleichgültige Phantasterei draußen!
mit allen deinen banalen oder extravaganten Fahnen und Fasanen
da draußen im Winde. Draußen.

Die Brüder haben sich längst in die Gaskammer verirrt.
Jetzt schleppt Movitz seine letzte Krankheit durch die Sklavenlager
und ich gehe mit dem Gesicht unserer zerschlagenen Wahrheiten herum
in der Freiheit in der Gleichheit draußen.

O phantastische Gleichgültigkeit draußen!
O gleichgültige Phantasterei draußen!
mit all deinen zerschossenen Greueln und Fassaden
unsere schmutzige Wäsche flaggend auf Halbmast draußen.

Einmal schrie ich vor mich hin: Ich will nicht sterben!
Ich will nicht sterben! Und ich kann nicht leben! Aber das war lange her.
Jetzt habe ich mein Wort wieder eingeholt und kann es zurückschlagen:
Ich will sterben. Also kann ich leben. Draußen.

Das Gedicht gehört nicht zu den berühmten und oft zitierten EKELÖFS. Es ist aber in vieler Hinsicht typisch für den Verfasser. An seine ständigen Bemühungen, die Struktur eines musikalischen Werkes auf die Lyrik zu übertragen, erinnern die Wiederholungen und Variationen. Die Wortspiele sind bezeichnend für diesen Alchemisten des Wortes. Mißtrauisch der Sprache gegenüber wendet er jedes Wort und prüft es auf seinen Gehalt. Er will am liebsten „krossa bokstävlarna mellan tänderna“ — „zwischen den Zähnen die teuflischen Buchstaben zerdrücken“. Bokstävlar — das ist eine typische Neubildung EKELÖFS, eine Kontamination von „bokstav“ — Buchstabe und „djävlar“ — Teufel. Die Möglichkeiten, die in der Sprache liegen, faszinieren ihn. In der Erfindung neuer Wörter

steht er den englischen Nonsensedichtern nahe. Oft arbeitet EKELÖF mit gelehrten Allusionen. Sie sind nicht immer leicht zu erkennen, weil EKELÖF ein sehr belesener Dichter ist. Außer dem in diesem Gedicht wiederkehrenden HÖLDERLINmotto gibt es eine Anspielung auf BELLMAN, den Dichter aus dem 18. Jahrhundert. Der lungenkranke Musikant Movitz und die Brüder, jene asozialen, künstlerischen und lebensfrohen BELLMANGestalten, repräsentieren wohl hier die Außenseiter der Gesellschaft. Dadurch, daß EKELÖF im Gedicht auf sie anspielt, vertieft er die Problematik des Draußenstehens. In den beiden ersten Strophen steht der engagierte, aber machtlose Dichter der phantastischen Gleichgültigkeit da draußen im Lande der Märsche und der HÖLDERLINSchen Dichtung gegenüber. Doch er ist zufällig verschont. Seine Wahrheiten sind zwar zerschlagen worden, aber selbst befindet er sich noch draußen in der Freiheit, während diejenigen, mit denen er verbrüder ist, in den Gaskammern und Sklavenlagern umkommen. Er muß sich mit dem Draußen identifizieren. Die „banalen Fahnen“ aus der zweiten Strophe flattern in der vierten wie „unsere schmutzige Wäsche“ am Halbmast. Sie sind ein adäquates Zeichen für die Trauer und das geplagte Gewissen des nicht Betroffenen, der seine Ideale passiv preisgibt. So ist die vierte Strophe nicht nur eine Variation, sondern eine Neudeutung des zentralen Wortes „draußen“. Sie verhält sich wie die Antithese zu der These. In vielen seiner Gedichte strebt EKELÖF bewußt eine dialektische Struktur an. Und die letzte Strophe hat auch hier eine Art Synthese erreicht, eine Synthese, die in einem Paradox die Kunst des Möglichen findet. In dem Verzicht auf das Leben kann man leben, aber nur wenn man sich draußen hält. In GUNNAR EKELÖFS erster Gedichtsammlung *Sent på jorden* (Spät auf der Erde, 1932) war er noch nicht zu diesem „udda“ (ungeraden) Gesichtspunkt „in diesem doppelten Leben“ gekommen. Er hat sie nachträglich ein „Selbstmordbuch“ genannt. Durch seine orientalischen Sprachstudien lernte er die persische Mystik kennen. Hier fand er die Lösung des ersten Paradoxes — nicht sterben wollen und nicht leben können — in dem zweiten: leben können, indem er sich mit dem Todesgedanken versöhnt. Immer wieder variiert er seine neue Erkenntnis, daß „alles in allem ist, Ende und Anfang zugleich“. Diese Erkenntnis, daß Tod und Leben eins sind, erfüllt den Dichter in dem Gedicht *Eufori* mit „reinstem Glück“. Sogar die Sinnlosigkeit und Unwirklichkeit des Lebens kann, wie in dem großen Gedicht *Absentia Animi*, das Glücksgefühl bestätigen. Es ist kein Zufall, daß EKELÖF wie alle Mystiker sich in hohem Maße des Paradoxes bedient.

Selbst scheint er voller Gegensätze zu sein, und wenn man die Eigenart dieses Dichters umreißen will, kommt man gleichfalls nicht ohne Paradoxe aus. Er ist Denker und Sänger zugleich. Neben den dialektisch-abstrakten Gedichten stehen volksliedhafte Naturbilder „wie auf Birkenrinde gemalt“, und Strophen, in denen seine sensuelle Phantasie eine surrealistische Bildwelt beschwört. EKELÖFS zweite Gedichtsammlung *„Dedikation“* (1934), diese „Apotheose des Traumlebens“ um mit RABBE ENCKELL zu sprechen, steht völlig im Zeichen

des Surrealismus. Man muß sich aber mit ENCKELL fragen, ob die Symbole immer mit einer unterbewußten Wirklichkeit sich decken. Manchmal scheinen sie bloß schöne Dekoration zu sein. EKELÖF hat sich aber nie mit dem Erreichten begnügt. Wie ERIK LINDEGREN beobachtet hat, folgen seine Gedichtsammlungen antithetisch aufeinander. Der Leser muß immer bereit sein, das Bild dieses großen Lyrikers zu revidieren¹⁰⁾.

ERIK LINDEGREN ist neben KARL VENNBERG die Zentralgestalt der „Fyrtiotialister“, d. h. der Dichter der vierziger Jahre. Sie sind beide 1910 geboren, also etwa 10 Jahre älter als die anderen Mitglieder der Gruppe, die sich um die Zeitschrift *40-tal* (Vierziger Jahre) bildete. Ihr Debüt wurde aber verspätet durch die Schwierigkeit, einen Verleger zu finden. 1944 erschien VENNBERGS *Halmfackla* (Stroh-fackel) und ein Jahr danach LINDEGRENS *Mannen utan väg* (Der Mann ohne Weg). Im engeren Kreis war dieses wichtige Werk schon 1942 durch einen Privatdruck bekannt geworden. Eigentlich existierte die Gruppe als solche nur, so lange die Zeitschrift sie zusammenhielt, also in den Jahren zwischen 1944 und 1947. In dieser Zeit beschäftigte sich ein großer Teil der Verfasser mit Zeitkritik und Selbst-analyse. Der Bekenntniseinschlag wurde dabei „zu einem esoterischen Plan transponiert“, wie LINDEGREN es ausgedrückt hat. Die Krise der Lebensanschauungen war Realität geworden, vom Kriege bedingt und durch die wertnihilistische Philosophie AXEL HÄGERSTRÖMS verschärft. „Die perspektivische Mitte ist verloren“, sagte VENNBERG, und er fragte sich, ob nicht „in dieser Lage die Analyse der Feigheit, Angst und Ohnmacht, die die Blindheit aller Menschen enthüllt und hinter allen Gedankensystemen die Problematik zum Menschen zurückführt“, sogar die richtige Handlung sei. LINDEGREN nennt seine Dichtung eine „Katharsis der Ohnmacht“. Diese Reinigung mußte soweit wie möglich von allem Zufälligen befreit werden. Besonders in der Lyrik LINDEGRENS vollzieht sich dabei endgültig die Emanzipation des Bildes, die EDITH SÖDERGRAN eingeleitet hatte. Der Unterschied zwischen eigentlichem und uneigentlichem Sprechen wird aufgehoben. Es soll nicht mehr möglich sein, das Gedicht nur auf einer oberflächlichen, leicht zugänglichen Ebene zu lesen. Die Unverständlichkeit, die so viele Proteste und so heftige Debatten hervorrief, erweist sich insofern als programmatisch. LINDEGREN sucht „die Prägnanz des Gefühls“. Der Gedanke soll in Bildern denken und das Gefühl oder das Unbewußte soll in sich den Gedanken aufnehmen. „Durch gegenseitiges Durchdringen entsteht“, sagt er, „ein Gedicht mit visionärem Gepräge.“ Als Beispiel zitiere ich aus dem Gedicht *Döende vår* (Sterbender Frühling):

En lång trumpetstöt slocknar som guldmyntet sakta sjunker i källan.
Det var glömskan som kom och tårarna som besteg en sällsynt trottoar.
Det var någon som slog i en dörr till ett tecken att alltid komma tillbaka.
Det var ett avsked som log och dog i ett svidande rus.
[— — —]

¹⁰⁾ Erfreulicherweise ist jetzt ein Teil seiner Lyrik durch die Übersetzungen von NELLY SACHS dem deutschen Publikum zugänglich gemacht worden: *Poesie*. Suhrkamp, 1962.

Ja sommaren skall födas ur min vårs ruiner, mitt blod och hösten blandas,
två verkligheter skall förinta varandra, två rymder smälta samman
i vår förälskelses sommar och vingsnabbt flyende gröna hus . . .

Ein langer Trompetenstoß erlischt wie die Goldmünze langsam versinkt
in den Brunnen.

Es war die Vergessenheit (Vergeßlichkeit) die kam und die Tränen
die einen seltenen Bürgersteig bestiegen.

Es war jemand der eine Tür zuschlug als ein Zeichen immer
zurückzukommen,

Es war ein Abschied der lächelte und starb in einem brennenden Rausch.
[— — —]

Ja der Sommer soll geboren werden aus den Ruinen meines Frühlings,
mein Blut und der Herbst sollen gemischt werden.

Zwei Wirklichkeiten werden einander vernichten, zwei Welträume
zusammenschmelzen

in dem Sommer und flügelschnell flüchtenden grünen Haus unserer
Verliebtheit.

Das Gedicht steht in der Sammlung „*Sviter*“ (1947). Für das dichterische Verfahren LINDEGRENs ist diese Überschrift in zweierlei Hinsicht charakteristisch. Einerseits ist er bestrebt, seinem Werk eine musikalische Struktur zu geben, die er oft schon äußerlich mit Gedichttiteln wie *Arioso*, *Scherzando*, *Abstrakta variationer* andeutet. Andererseits hat die Vieldeutigkeit eines Wortes, die überraschende Perspektiven eröffnet und neue Beziehungen herstellt, für den Dichter eine große Anziehungskraft: „*Sviter*“ ist im Schwedischen nicht nur ein musikalischer Terminus, sondern bezeichnet auch die Folgeerscheinungen einer schweren Krankheit.

In dem zitierten Gedicht wäre es unfruchtbar, nach der Bedeutung der Bilder zu fragen; nichts steht für etwas anderes. Das Gedicht ist ein System von Spannungen, die Teile werden von seiner Organisation her bestimmt. Eine Komplikation von Bewegungen, von Abschied und Wiederkehr, soll uns auf „die Geburt des Sommers aus den Ruinen meines Frühlings“ vorbereiten, auf das gegenseitige Vernichten zweier Wirklichkeiten „in dem Sommer und des flügelschnell flüchtenden grünen Hauses unserer Verliebtheit“, wie BENGT HOLMQUIST es in seiner Interpretation dargestellt hat.

LINDEGREN wurde zum unumstrittenen Meister und Vorbild der Lyriker des Jahrzehnts. In der Prosa der vierziger Jahre gebührt STIG DAGERMAN der erste Platz. In einer starken, klaren Sprache gab DAGERMAN seiner Furcht und seinem Ekel vor dem Dasein Ausdruck. Seine pessimistische Weltsicht erinnert uns an die der französischen Existentialisten, welche er aber erst nachträglich kennenlernte. DAGERMANS Novellen und Dramen sind durchsetzt von Angst- und Alpträumen, Gewissensproblemen und bitteren Enthüllungen. Für seine Generation wurden KAFKA und JOYCE, jeder auf seine Weise, zu entscheidenden Erlebnissen. Ein intensives Experimentieren mit der Romanform leiteten Verfasser wie BJÖRN-ERIK HÖIJER, THORSTEN JOHNSON, SIVAR ARNÉR, LARS AHLIN und viele andere ein. Diese Experimente haben sehr fruchtbar gewirkt, so daß gegenwärtig die Romankunst einen Höhepunkt erreicht hat. Neben

den älteren Verfassern sind viele neue Autoren hervorgetreten mit wichtigen Werken. Unter ihnen muß die 1923 geborene SARA LIDMAN erwähnt werden. Sie ist eine echte Erzählerin, „sachlich und zart, heiter und unerschrocken“, wie ein Kritiker sie treffend charakterisierte. Ihre beiden Norrlandsromane *Tjördalen* (Das Teertal) und *Hjortronlandet* (Das Land der gelben Brombeeren) sind schon ins Deutsche übersetzt¹¹⁾.

Neue Lyriker gibt es auch ungewöhnlich viele. Sie haben durchaus ein hohes Niveau, aber außer TOMAS TRANSTRÖMER, an dessen Namen sich große Hoffnungen knüpfen, haben sie noch nicht die Meisterschaft der älteren erreicht. In den letzten Jahren haben EKELÖF und VENNBERG, GULLBERG, LUNDKVIST und HARRY MARTINSON ihre Positionen gefestigt. Besonders MARTINSON, der sich nie um literarische Moden gekümmert hat, erreichte mit dem Versepos *Aniara* (1956) einen Gipfel in seinem Schaffen¹²⁾. Ich zögere nicht, dieses Werk als eines der bedeutendsten der Neuzeit zu bezeichnen. Seine glänzende Versbehandlung, sein metrischer Reichtum und seine sprachlichen Neuschöpfungen verbinden sich mit einem Gehalt, der aktuell und zeitlos zugleich ist. *Aniara* ist der Name eines Weltraumschiffs, das eine Gruppe Menschen von der strahlenverseuchten Erde evakuiert. Auf dem Weg zum Mars gerät es aus dem Kurs und steuert durch Lichtjahre auf die Leier zu. Das Epos ist nicht nur Ausdruck für die kosmische Untergangsvision eines Menschen, der sich eingehender als die meisten mit den neuesten technischen Errungenschaften befaßt hat. Es wird zum Symbol für die menschliche Situation überhaupt, für unser Ausgesetztsein im öden, unendlichen Raum. Ein Heimweh nach der Erde, ihrer Wärme, Natur und Schönheit, spricht aus dem Werk. Besorgt und ernst sieht der früher so fröhlich lächelnde Dichter, wie die Menschen die Erde, ihr einziges Heim, selbst zerstören. Ich zitiere den Schluß des 28. Gesanges. Er enthält Beispiele für neue Wörter, die technischen Termini nachgebildet sind. Die Mima ist ein Roboter, der sich zum Teil selbst gebaut hat, eine Art Elektronengehirn, das wie ein kosmisches Fernsehen Bilder aus allen Welten und Zeiten den Menschen im Raumschiff zeigt. Sie wird Zeuge des Untergangs der Erde, des fernen Doristals. Die Mima, die nicht einmal ein menschliches Wesen ist, weigert sich betroffen, mehr von Bosheit und Greueln zu berichten. Sie stirbt. Der Mimarob, ihr Pfleger, erzählt:

Hon bad mig säga Ledningen att hon
sen någon tid var lika samvetsöm
som stenarna. Hon hade hört dem ropa
på stenars vis i Doris fjärran dal.
Hon hade sett granitens vita gråt
när sten och malm förgasas till ett dis.
Hon hade rörts av dessa stenars kval.

11) *Der Mensch ist so geschaffen* (Tjördalen). Hamburg, Wegner, 1955. — *Im Lande der gelben Brombeeren*, 1959.

12) *Aniara. Eine Revue vom Menschen in Raum und Zeit*, 600 nummerierte Ex., Nymphenburger Verlag, 1961.

Formörkad i sitt cellverk av den hårdhet
som människan visar i sin ondskas tid
kom hon som länge väntat var därhän
att hon på mimors sätt till slut bröts ner.
Indifferenta tredje vebens tacis
ser tusen ting som inget öga ser.
Nu ville hon i tingets namn ha frid.
Nu ville hon ej förevisa mer.

Sie bat mich der Führung zu sagen daß sie
seit einiger Zeit genau so gewissenhaft sei
wie die Steine. Sie hatte sie rufen hören
in der Weise der Steine im fernen Doristal.
Sie hatte das weiße Weinen des Granits gesehen
als Stein und Erz zu einem Dunst vergast wurden.
Sie war von den Qualen dieser Steine gerührt worden.

Verdunkelt in ihrem Zellenwerk von der Härte
die der Mensch in der Zeit seiner Bosheit zeigt,
kam sie wie lange zu erwarten gewesen war so weit
daß sie in der Art der Mimas niedergebroschen wurde.
Der Tacis des indifferenten dritten Vebes
sieht tausend Dinge die kein Auge sieht.
Jetzt wollte sie im Namen des Dinges Frieden haben.
Jetzt wollte sie nichts mehr vorführen.

Mit diesem Zitat komme ich zum Ende meines Vortrages. Vieles habe ich leider unberücksichtigt lassen müssen, so wurde zum Beispiel das Drama gar nicht behandelt. Aber im Vergleich zur Prosa und Lyrik ist das zeitgenössische Drama weniger bedeutend¹³⁾. Auch die Prosa ist entschieden zu kurz gekommen. Interessant wäre es gewesen, der Entwicklung der Arbeiterdichter nachzugehen, die sich neuen Gebieten zuwandten, nachdem sie die selbstbiographischen Stoffe erschöpft hatten. So verdienten VILHELM MOBERGS großangelegte Romane über die schwedische Emigration¹⁴⁾ oder EYVIND JOHNSONS gelehrte und fesselnde Werke mit Motiven aus der antiken und europäischen Geschichte eine ausführliche Darstellung¹⁵⁾.

Aber ich möchte ihre Aufmerksamkeit nicht länger in Anspruch nehmen. Ich danke Ihnen für das Interesse, das sie gezeigt haben, und hoffe, daß die Gedichtproben hier und da zu weiterer Beschäftigung mit der schwedischen Literatur anregen.

13) Ins Deutsche übersetzt wurde VILHELM MOBERGS *Lea und Rahel*. Ein Schauspiel in 2 Akten u. e. Epilog. Hamburg, Merlin-Verlag, 1956.

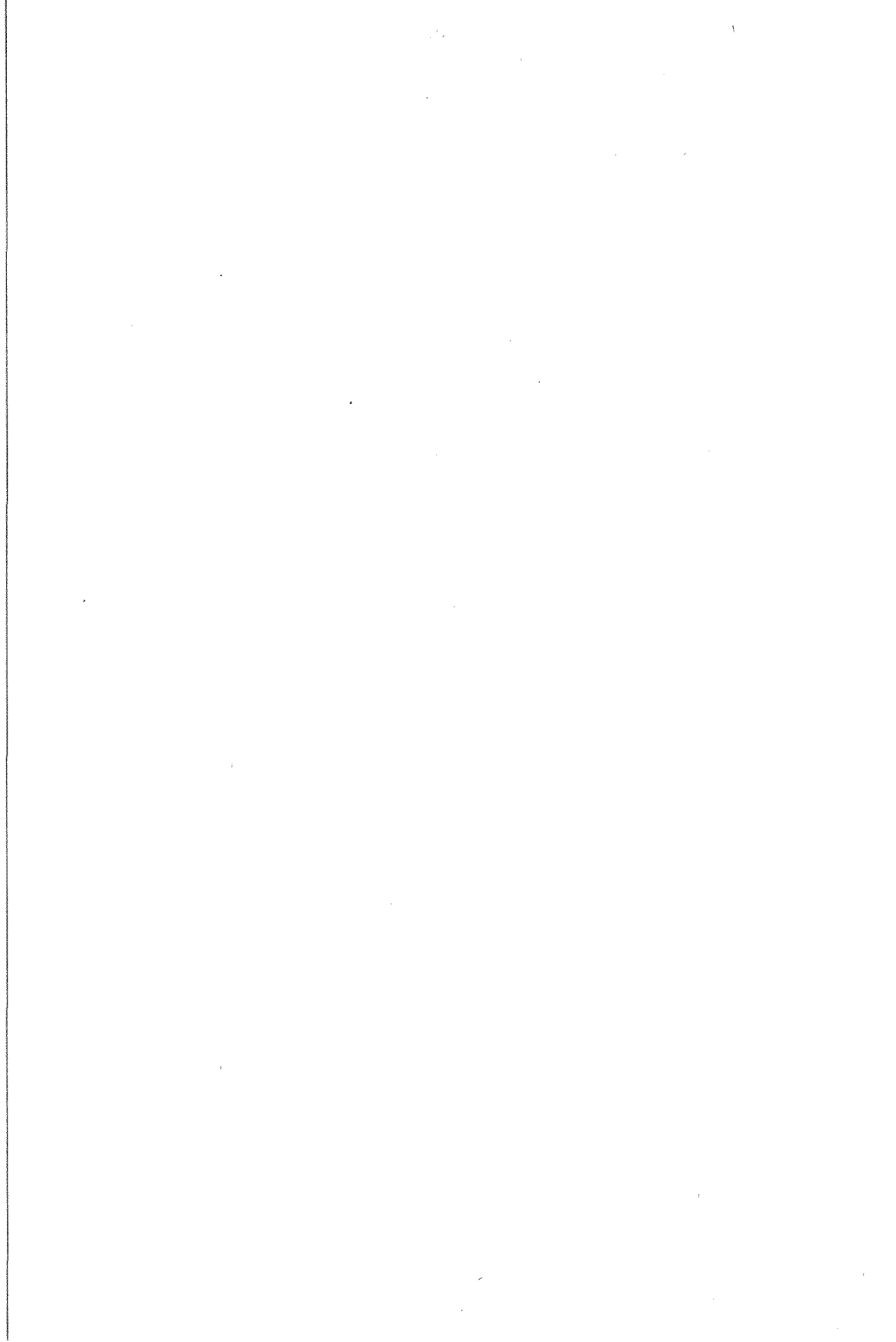
14) *Bauern ziehen übers Meer. Eine schwedische Chronik*. Berlin, Prophyläenverlag, 1954. — *Neue Heimat im fernen Land. Eine schwedische Chronik*, 2., Berlin, Prophyläenverlag, 1955.

15) Vgl. Seite 157, Fußnote 6.

Dem Vortrag liegen folgende Werke zugrunde:

Literaturverzeichnis

- ERIK HJALMAR LINDER, *Fyra decennier av nittonhundratalet*. Ny illustrerad svensk litteraturhistoria, 3 uppl. Stockholm 1958.
- STAFFAN BJÖRCK, *Lyriska läsövningar*. Lund-Malmö 1961.
- CEDERROTH-HOLMQVIST-JANZON-LINDNER, *Elva diktanalyser*. Stockholm 1958.
- OLOF ENCKELL, *Esteticism och nietzscheanism i Edith Södergrans lyrik*. Helsingfors 1949.
- RABBE ENCKELL, *Gunnar Ekelöfs lyrik*. In: *En bok om Gunnar Ekelöf*. Stockholm 1956.
- BENGT HOLMQVIST, *Svensk 40-talslyrik*. Stockholm 1951.
- ERIK HÖRNSTRÖM, *Pär Lagerkvist. Från den röda tiden till Det eviga leendet*. Stockholm 1947.
- GUNNAR TIDESTRÖM, *Edith Södergran*. Stockholm 1949.



Die Berlin-Frage als Problem der Politik der Siegermächte von 1944-1948

In der Deutschlandpolitik der Großmächte *) hat Berlin seit dem Zweiten Weltkriege eine besondere Stellung eingenommen. Gleichwohl muß betont werden, daß der Sonderfall Berlin Teil des Gesamtproblems unseres nationalen Schicksals ist und eine Lösung der Berlin-Frage ohne eine Lösung der Deutschland-Frage undenkbar erscheint. Ihre Anfänge reichen zurück in eine Zeit, in der das Schicksal Deutschlands als das einer selbständigen Großmacht als besiegelt anzusehen, der Krieg jedoch noch keineswegs beendet war. Nach dem Fehlschlagen des Versuchs, die Sowjetunion in einem kurzen Kriege als Machtfaktor auszuschalten, und infolge der Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten von Amerika war Deutschland in einen Krieg mit beinahe der ganzen Welt geraten, in dem ein voller Sieg an allen Fronten ausgeschlossen sein mußte. Eine Kriegskoalition von Mächten mit höchst verschiedenen Traditionen und Kriegszielen war entstanden, welche wohl durch das gemeinsame Interesse an einer Niederwerfung Deutschlands zusammengehalten wurde, die aber unfähig war, wenigstens Grundzüge einer gemeinsamen Nachkriegspolitik zu erarbeiten.

Diese Gegensätzlichkeit, die oft nur notdürftig überbrückt werden konnte, war bekanntlich die Ursache der Hoffnungen, die Adolf Hitler selbst noch in der verzweifeltsten Lage auf einen wenigstens partiellen Endsieg setzte. Als Präsident Roosevelt im April 1945 plötzlich verstarb, meinte Hitler, eine Wiederholung des Mirakels des Hauses Brandenburg erleben zu dürfen, eine Errettung aus einer hoffnungslos gewordenen Lage, wie sie Friedrich dem Großen durch den plötzlichen Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland im Jahre 1762 zuteil geworden war.

Die allgemeine Einschätzung des Verhältnisses zwischen den Koalitionspartnern durch Hitler war nicht völlig falsch; er überschätzte jedoch die Aussichten, die sich dadurch für ihn und seine politischen Ziele ergaben. Weder Präsident Roosevelt noch sein Amtsnachfolger Truman haben auch nur einen Augenblick an eine Verständigung mit Hitler oder einer anderen Regierung Deutschlands gedacht; auch der Erste Minister Großbritanniens, Churchill, war von einem solchen Gedanken weit entfernt, wenn er auch mit Sorge der zu erwartenden Ausdehnung der Macht der Sowjetunion entgegenblickte¹⁾. Die Sowjetregierung andererseits hat zwar mehrfach un-

*) Vortrag, gehalten am 19. Dezember 1962 im Rahmen des Studium generale der Universität Gießen.

1) Er hatte eine Zeitlang zu den hartnäckigsten Vertretern einer Aufteilung Deutschlands und einer endgültigen Abtretung der deutschen Gebiete ostwärts der Oder an Polen und die Sowjetunion gehört, bekam aber seit Anfang 1945 ernste Bedenken, als ihm klar wurde, daß eine solche Lösung zu einer Beherrschung des Kontinents durch die Sowjetunion führen könnte.

verblümt dem Verdacht Ausdruck gegeben, die angelsächsischen Staaten seien hinter ihrem Rücken zu einer illoyalen Absprache mit Deutschland bereit oder doch mindestens fähig²⁾; sie muß sich aber spätestens nach der faktischen Preisgabe Polens durch die Westmächte darüber im klaren gewesen sein, daß sie eine solche Entwicklung nicht zu fürchten brauchte. Man wird annehmen dürfen, daß gewisse Maßnahmen der Sowjetregierung, die bei den Westmächten die Befürchtung bestehen ließen, Stalin könnte sich, wie 1939 schon einmal, plötzlich mit Hitler verständigen, überwiegend dem Zwecke dienen, Roosevelt und Churchill zum Nachgeben in Fragen zu zwingen, die mit Deutschland höchstens mittelbar zu tun hatten³⁾.

Die Entscheidungen, die unser heutiges Schicksal bestimmen, sind seit dem Jahre 1943 herangereift. Die Niederlage von Stalingrad im Frühjahr, die Landung der Westmächte in Nord-Afrika im Herbst 1943 ließen erkennen, daß die Offensivkraft der deutschen Wehrmacht gebrochen war⁴⁾. Freilich stand noch ein harter und verlustreicher Krieg bevor. Aber gerade weil dem so war, sahen sich die Mächte der Koalition veranlaßt, ihre Kriegsanstrengungen zu koordinieren und sich, soweit das möglich schien, auf Kosten Deutschlands zu einigen, um diesem die Möglichkeit der Option für Ost oder West zu nehmen. Schon auf der Konferenz von Teheran im November 1943⁵⁾ erlebte Stalin die Genugtuung, daß die Westmächte einen von ihm schon 1941 in die Diskussion gebrachten Gedanken aufgriffen, der eine Teilung Deutschlands, eine Ausdehnung der Sowjetunion nach Westen und eine Verschiebung Polens von Ost nach West auf Kosten Deutschlands vorsah⁶⁾.

Während sich in der Folgezeit das amerikanische Außenministerium solchen Plänen entschieden widersetzte⁷⁾, entwickelte Roosevelts Finanzminister Henry Morgenthau jr., angeregt durch das

2) So schon im Zusammenhang mit der Forderung nach schnellster Bildung einer zweiten Front auf dem europäischen Festland.

3) Vgl. hierzu die treffenden Bemerkungen bei B. MEISSNER: Rußland, die Westmächte und Deutschland. Die sowjetische Deutschlandpolitik 1943—1945, 21954 (= Abhandlungen der Forschungsstelle für Völkerrecht und ausländisches öffentliches Recht der Universität Hamburg, 5), S. 11 ff.

4) Hitler war damals freilich noch davon überzeugt, daß er die zu erwartende Invasion im Westen zurückschlagen könne und gerade dadurch erneut die Initiative gewinnen würde.

5) 28. November bis 1. Dezember 1943. Bei dieser Konferenz traten Stalin, Roosevelt und Churchill das erste Mal zu gemeinsamen Beratungen zusammen.

6) Vgl. die Darstellungen bei MEISSNER, a. a. O., S. 27 ff., und bei E. DEUERLEIN: Die Einheit Deutschlands, Band I. Die Erörterungen und Entscheidungen der Kriegs- und Nachkriegskonferenzen 1941—1949. Darstellung und Dokumente, 21961, S. 36 ff. Dazu: W. S. CHURCHILL: Der Zweite Weltkrieg, V. Band: Der Ring schließt sich. 2. Buch: Von Teheran bis Rom (1952).

7) Hull und die leitenden Beamten des State Department traten zwar für eine Verstärkung des föderativen Prinzips in Deutschland ein, waren aber davon überzeugt, daß es keine starken Kräfte in dem zu erobernden Lande gebe, welche den Gedanken einer Teilung aufnehmen würden. Vgl. dazu: PH. E. MOSELY: Die Friedenspläne der Alliierten und die Aufteilung Deutschlands. Die alliierten Verhandlungen von Jalta bis Potsdam (in: Europa-Archiv, 5. Jg., 1950, S. 3032 ff.).

Studium der Konferenzprotokolle von Teheran⁸⁾ und beraten von seinem Assistenten Harry Dexter White⁹⁾, der mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Kommunist war, einen Plan¹⁰⁾, der nicht nur die Aufteilung Deutschlands, sondern auch dessen Umwandlung in ein Agrarland vorsah. Wohl gelang es Morgenthau, auf der 2. Konferenz von Quebec¹¹⁾ im September 1944 die grundsätzliche Zustimmung Roosevelts und Churchills für seine Absichten zu gewinnen¹²⁾. Indessen traten Außenminister Hull und andere einflußreiche amerikanische Politiker¹³⁾, unterstützt von Teilen der amerikanischen Presse¹⁴⁾, so energisch für eine vernünftigeren und menschlichere Lösung der Deutschland-Frage ein, daß der Plan als Ganzes bald fallengelassen werden mußte. Auch britischer Widerstand machte sich alsbald geltend¹⁵⁾, so daß Roosevelt unsicher wurde¹⁶⁾. Das Ergebnis war, daß die erste Phase der amerikanischen Besatzungspolitik, geformt nach der Direktive 1067 der Vereinigten Stabschefs (JCS)¹⁷⁾, wohl noch vom Geist des Morgenthau-Plans beeinflusst war, daß aber die amerikanische Deutschlandpolitik nicht unwiderruflich auf ihn festgelegt wurde. Immerhin bestand noch auf der Konferenz von Jalta Anfang 1945¹⁸⁾ die übereinstimmende Auffassung, Deutschland müsse aufgeteilt werden¹⁹⁾; die drei Mächte bildeten sogar eine Zerstückelungskommission²⁰⁾, die allerdings keine Vorschläge machte. Wenig später traten alle drei Regierungen von ihren Teilungsabsichten zurück, hauptsächlich wohl deshalb, weil es keine Teilungspläne gab, welche die Billigung aller finden konnten.

Inzwischen waren aber Entscheidungen gefallen, welche sich eigentlich nur auf die technische Form der Besetzung Deutschlands

8) Die ihm während einer Europareise im Sommer 1944 in London zugänglich gemacht wurden.

9) Er starb überraschend im Jahre 1948, nachdem ein solcher Vorwurf gegen ihn erhoben worden war.

10) H. MORGENTHAU JR.: *Germany is Our Problem*, New York 1945. — Vgl. dazu: *Foreign Relations of the United States. Diplomatic Papers. The Conferences at Malta and Yalta 1945*, Washington 1955, S. 134 ff. — H. FEIS: *Churchill, Roosevelt, Stalin. The War They Waged and the Peace They Sought*. Princeton (N. Y.), 1957, S. 365 ff. — G. MOLTSMANN: *Amerikas Deutschlandpolitik im Zweiten Weltkrieg*, 1958, S. 121 ff.

11) 11.—19. September 1944.

12) Vgl. dazu: H. FEIS: a. a. O., 369 ff. — SIR L. WOODWARD: *British Foreign Policy in the Second World War (= History of the Second World War)*, London 1962, S. 471 ff.

13) Neben Hull vor allem Stimson. Selbst Harry Hopkins scheint zu den Kritikern gehört zu haben.

14) Welche am 21. September 1944 von den Vorgängen unterrichtet wurde.

15) Über die Beurteilung durch englische Fachleute vgl. SIR L. WOODWARD, a. a. O., S. 473.

16) H. FEIS, a. a. O., S. 372.

17) Zuerst veröffentlicht in: *Department of State Bulletin*, vol. XIII, 1945, S. 596 ff.

18) 4.—11. Februar 1945.

19) Ergebnis der 2. Plenarsitzung am 5. Februar 1945. In den *Foreign Relations* (a. a. O.) sind zwei Protokolle abgedruckt (Bohlen, S. 611, Matthews, S. 624).

20) Ebd., S. 657, 700 ff., 709, 875, 936, 947.

nach der Beendigung der Feinseligkeiten bezogen hatten, die jedoch infolge des Ausbleibens politischer Entscheidungen allmählich selbst zu politischen Entscheidungen wurden. Schon auf der Moskauer Konferenz im Oktober 1943²¹⁾ hatten die Außenminister der drei Mächte eine Europäische Beratende Kommission gebildet²²⁾, die in London tagte und Anfang 1944 ihre Arbeiten aufnahm. Am Ende des Jahres trat ihr auch Frankreich bei²³⁾. Sie sollte die engste Zusammenarbeit zwischen den Regierungen bei der Behandlung europäischer Fragen für die Zeit nach dem Kriegsende gewährleisten²⁴⁾. Die Kommission war ein Beratungsorgan, dessen Mitglieder nach Weisungen ihrer Regierungen handelten. Die Regierungen hatten dann den Beratungsergebnissen zuzustimmen²⁵⁾.

In bezug auf Deutschland waren drei Fragenbereiche zu klären: Die Unterwerfung Deutschlands, die Aufteilung des Landes in Okkupationszonen und schließlich die Kontrolle des Reiches nach seiner Unterwerfung²⁶⁾. Die von Roosevelt schon am 24. Januar 1943 in Casablanca verkündete Formel des Unconditional Surrender²⁷⁾ wurde Ausgangspunkt der Überlegungen und Beschlüsse. Eine Kapitulationsurkunde wurde entworfen, nach der die deutschen Vertreter nicht nur namens des Oberkommandos der Streitkräfte, sondern auch namens der Reichsregierung bedingungslos zu kapitulieren hatten²⁸⁾. Zugleich sollte darin die Anerkennung einer künftigen Zerstückelung Deutschlands enthalten sein²⁹⁾. Diese Urkunde wurde später allerdings nicht benutzt, und aus der Tatsache, daß die Kapitulation nur namens der deutschen Wehrmacht ausgesprochen wurde, entstand eine völkerrechtliche Problematik, die unentwirrt geblieben ist³⁰⁾. Die bloße Tatsache, daß alliierte Militärbefehlshaber Regierungsgewalt in einem Lande ausübten, welches sie lediglich im Rah-

21) 28. Oktober bis 1. November 1943.

22) Die Kommission wurde auf Vorschlag von Eden gebildet. Sie bestand aus Strang (UK), Winant (USA) und Gusev (UdSSR); später trat Massigli für Frankreich bei. Über das Wirken der EAC vgl. SIR L. WOODWARD, a. a. O., S. 476 ff.

23) 27. November 1944.

24) Communiqué in: A Decade of American Foreign Policy. Basic Documents 1941—1949. 81st Congress, 1st Session, Senate. Washington 1950, S. 9 ff.

25) Vgl. dazu: E. DEUERLEIN, a. a. O., S. 60 ff.

26) Ebd., S. 60.

27) Hierzu: H. FEIS, a. a. O., S. 109 ff. SIR L. WOODWARD (a. a. O., S. XLIX f.) verteidigt neuerdings die Formel unbedingt und behauptet, der Fehlschlag des Aufstands vom Juli 1944 habe in keiner Beziehung zu dieser Forderung gestanden; sie habe auch die nationalsozialistische Herrschaft über Deutschland nicht verlängert.

28) Text in: Foreign Relations, a. a. O., S. 113 ff.

29) Dieser Zusatz zum Artikel 12 wurde in Jalta beschlossen. Text in: Foreign Relations, a. a. O., S. 978.

30) Auch die Benutzung der ursprünglich vorgesehenen Urkunde hätte daran grundsätzlich nichts ändern können, da eine Kapitulation nur von Streitkräften, niemals jedoch von Staaten ausgesprochen werden kann. Kurze Zusammenfassung des Problems der alliierten Deutschlandpolitik und ihrer Rechtswirkung bei F. FAUST: Das Potsdamer Abkommen und seine völkerrechtliche Bedeutung, 1959, S. 53 ff.

men einer occupatio bellica hätten verwalten dürfen³¹⁾, zeigt, daß maßgebende Männer auf seiten der Siegermächte nur höchst unklare Vorstellungen von ihren Rechten und Pflichten gehabt haben können.

Von allen Arbeiten der Kommission sind die Beschlüsse über die Abgrenzung der Besetzungszonen und die Schaffung von Kontrollorganen die weitaus bedeutendsten³²⁾. Die Pläne für die Besetzung Deutschlands wurden auf Grund eines britischen Vorschlags beraten, der in modifizierter Form angenommen wurde, nachdem eine Anregung General Eisenhowers, ganz Deutschland durch gemischte Verbände aller Siegermächte besetzen zu lassen, nicht aufgegriffen worden war³³⁾. Die Zoneneinteilung schuf die technischen Voraussetzungen einer möglichen Sonderentwicklung der einzelnen Teile Deutschlands, die, wenn sie eintreten sollte, Berlin in eine schwierige Lage bringen mußte. Der Sowjetunion wurde eine östliche, Großbritannien eine nordwestliche, den Vereinigten Staaten eine südwestliche Zone zugesprochen, während die Reichshauptstadt allen Besetzungsmächten gemeinsam unterstellt wurde. Diese entscheidende Bestimmung lautet:

„Das Gebiet von Berlin (unter dieser Bezeichnung wird verstanden das Gebiet von Groß-Berlin, wie es im Gesetz vom 27. April 1920 bestimmt worden ist) wird gemeinsam von Streitkräften der USA, des Vereinigten Königreiches und der UdSSR, vertreten jeweils durch ihre Oberbefehlshaber, besetzt“³⁴⁾.

Auch Berlin wurde in Besatzungssektoren eingeteilt. Jedoch wurde der Status der Stadt nicht dem Status des in Besetzungszonen gegliederten Deutschlands nachgebildet. In demselben Protokoll wurde bestimmt, daß der Berliner Raum von einer interalliierten Behörde gemeinsam zu verwalten sei. Die Ernennung ihrer Mitglieder als Kommandanten der Stadt war den jeweiligen Oberbefehlshabern in Deutschland zugewiesen.

Das Protokoll, am 12. September 1944 von den Mitgliedern der Europäischen Beratenden Kommission einstimmig beschlossen und am 14. November durch ein ergänzendes, die hier in Frage kommenden Tatbestände jedoch nicht berührendes Abkommen modifiziert³⁵⁾, wurde, wie nach dem Statut der Kommission notwendig, von den Regierungen gebilligt, wobei die Vereinigten Staaten schon am 4. Dezember und Großbritannien am 5. Dezember 1944 beitraten, während die Sowjetunion ihren erfolgten Beitritt am 6. Februar 1945 bekannt-

31) Geregelt durch die Haager Landkriegsordnung in der Fassung von 1907.

32) Abdruck in: Foreign Relations, a. a. O., S. 118 ff., S. 124 ff.

33) D. D. EISENHOWER: Crusade in Europe, Garden City (N. Y.), 1950, S. 218.

34) Abdruck in: Foreign Relations, a. a. O., S. 120. Im Abkommen über den Kontrollrat wird Berlin in Art. 7 behandelt; Abdruck ebd., S. 126.

35) Es räumte im wesentlichen den bis dahin zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien bestehenden Konflikt, der wegen Übernahme der nordwestlichen und südwestlichen Zone sowie der entsprechenden Sektoren in Berlin entstanden war, aus, indem Großbritannien den Amerikanern Bremen, Bremerhaven und Verbindungswege überließ. Abdruck in: Foreign Relations, a. a. O., S. 121 ff.

gab³⁶⁾. Eine letzte Ergänzung wurde durch den Beitritt Frankreichs am 26. Juli 1945 erforderlich, wobei jedoch lediglich die Festlegung einer französischen Zone, die aus Teilen der britischen und der amerikanischen Zone gebildet wurde, und die Übergabe eines Teiles des britischen Sektors in Berlin an Frankreich geregelt wurden³⁷⁾. Diese Bestimmungen haben ihre Geltung bis heute geregelt nicht verloren, soweit interalliiertes Recht in Frage kommt, da die Siegermächte sich über eine andere Regelung nicht einigen konnten.

Die Abmachungen über das Kontrollsystem schufen die Voraussetzungen für die Durchführung der Politik der Siegermächte in Deutschland. Am 14. November 1944 in London beschlossen, in Jalta von den Regierungschefs gebilligt³⁸⁾ und mit den Erklärungen der Siegermächte am 5. Juni 1945 verkündet³⁹⁾, setzten sie eine deutsche Verwaltung über Deutschland voraus, die einem Alliierten Kontrollrat unterstellt sein würde. Über diesen bestimmte der Artikel 1: „Die oberste Gewalt in Deutschland wird auf Weisungen ihrer jeweiligen Regierungen von den Oberbefehlshabern der militärischen Streitkräfte der Vereinigten Staaten von Amerika, des Vereinigten Königreiches und der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken ausgeübt, von jedem in seiner eigenen Besatzungszone und auch gemeinsam in den Deutschland als Ganzes betreffenden Angelegenheiten als Mitglieder des durch das gegenwärtige Abkommen errichteten Kontrollorgans.“ In Artikel 3 wurden Funktionen und Organisation dieses Rates festgelegt, der als ein einheitliches Organ handeln sollte; zu diesen Aufgaben gehörte ausdrücklich die Leitung der Verwaltung Groß-Berlins mit Hilfe der hierzu bestellten Organe. Während sich für den Kontrollrat das sowjetische Verlangen nach Einstimmigkeit der Beschlußfassung durchsetzte, war für die Berliner Kommandantur eine solche Regelung nicht vorgesehen⁴⁰⁾.

Wohl war der technische Apparat für eine ganz Deutschland erfassende Politik damit geschaffen; ob er aber funktionieren würde, mußte davon abhängen, ob die Siegermächte eine gemeinsame Deutschlandpolitik entwerfen und durchführen konnten. Die Voraussetzungen dazu waren höchst ungünstig, schon allein deswegen, weil nach der Verhaftung der Regierung Dönitz⁴¹⁾ eine andere, als

³⁶⁾ Ebd., S. 118. Ferner S. 124.

³⁷⁾ Auszug in: Dokumente zur Berlin-Frage 1944—1959 mit einem Vorwort des Regierenden Bürgermeisters W. BRANDT. Herausgegeben vom Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für auswärtige Politik in Zusammenarbeit mit dem Senat von Berlin. Ausgewählt und bearbeitet von O. M. VON DER GABLENTZ, H. W. KUHN, C. F. VON METTENHEIM, 1959, S. 44.

³⁸⁾ Foreign Relations, a. a. O., S. 124 ff., 970 ff.

³⁹⁾ Text in: W. CORNIDES/H. VOLLE: Um den Frieden mit Deutschland. Dokumente zum Problem der deutschen Friedensordnung 1941—1948 mit einem Bericht über die Londoner Außenministerkonferenz vom 25. November bis 15. Dezember 1947 (= Dokumente und Berichte des Europa-Archivs, 6), 1948, S. 77 f.

⁴⁰⁾ Sie konnte aber bei Errichtung der Kommandantur von der Sowjetunion herbeigeführt werden. Vgl. unten S. 188.

⁴¹⁾ Am 23. Mai 1945. Vgl. W. LÜDDE-NEURATH: Regierung Dönitz. Die letzten Tage des Dritten Reiches, 1950.

gesamtdeutsche Verwaltung in Frage kommende Behörde unter alliierter oberster Gewalt nicht zustande gekommen war. Lediglich in Berlin funktionierten die Abmachungen zunächst, denn hier gab es unterhalb der Alliierten Kommandantur eine deutsche Verwaltung als Magistrat von Groß-Berlin⁴²⁾. Alle übrigen Hoffnungen aber blieben unerfüllt, und die Sonderentwicklung der Zonen Deutschlands sollte schließlich auch zu einer Zerreißung Berlins führen.

In unseren einleitenden Überlegungen haben wir die Frage der Kriegszielpolitik der Mchte gestreift und dabei gesehen, daß die Zerstckelungsplne in Jalta wohl noch im Prinzip gebilligt, dann aber stillschweigend aufgegeben wurden. Damit blieb Deutschland, soweit Willenserklärungen der Sieger vorlagen, als Einheit erhalten. Berlin als Sitz des Kontrollrates für Deutschland war Hauptstadt geblieben. Indessen konnten die geschlossenen Abmachungen eine Spaltung nicht verhindern, wenn auch nur eine einzige der jetzt im Kontrollrat vertretenen vier Regierungen die Einheit Deutschlands auflockern oder gar zerstören wollte. Jeder Oberbefehlshaber unterstand der Weisungsbefugnis seiner Regierung, und Einstimmigkeit im Kontrollrat für Deutschland setzte daher übereinstimmende Weisungen der vier Regierungen voraus. Zwar hatte der Rat durch Statut die Pflicht, alle Deutschland als Ganzes betreffenden Fragen gemeinsam zu entscheiden; aber über ihm oder den vier Regierungen stand keine Instanz, die im Konfliktsfalle verbindlich festlegen konnte, ob eine Angelegenheit Deutschland als Ganzes betreffe oder auf dem Gebiete einer einzelnen Zone und nur für diese geregelt werden könne. So erklärt es sich, daß der Rat wohl eine Anzahl negativer Beschlüsse fate, die Angelegenheiten betrafen, die im Interesse aller Siegermächte lagen, aber keine positiven, also solche, die im Interesse eines künftigen Deutschlands liegen konnten. Berlin mit seinem Sonderstatus, der Kommandantur und damit dem Kontrollrat unmittelbar unterstellt, mußte schon die leisesten Veränderungen im Verhältnis der Großmächte zueinander empfinden und widerspiegeln.

Diesen Beziehungen der Großmächte müssen wir daher unsere Aufmerksamkeit zunächst zuwenden. Die Regierung der Vereinigten Staaten verfolgte unter dem Präsidenten Roosevelt und zunächst auch noch unter dessen Nachfolger Truman eine Politik der unbedingten Kooperation mit der Sowjetunion, nicht nur in bezug auf Deutschland, sondern auch in bezug auf Europa und die übrige Welt. Sie ging von der Voraussetzung aus, daß nach der Zerschlagung Deutschlands und Japans Amerika keine eigene aktive Politik zu betreiben brauche, sondern gemeinsam mit der Sowjetunion eine Weltorganisation aufbauen werde, in der die solchermaßen Vereinten Nationen gemeinsam die Welt im Zustande einer friedlichen Entwicklung halten würden. Roosevelt und viele seiner engsten Mitarbeiter sahen nicht in der Sowjetunion, sondern in Großbritannien diejenige Macht, welche am ehesten den Prinzipien einer solchen Weltorganisation

⁴²⁾ Die Mitglieder des ersten Nachkriegs-Magistrats waren von dem sowjetischen Stadtkommandanten ausgesucht und am 14. Mai 1945 von Marschall Shukow bestätigt worden.

entgegengetreten würde, und die politische Strategie der Vereinigten Staaten am Ausgange des Zweiten Weltkrieges war weitgehend davon bestimmt, England die Möglichkeit einer künftigen Großmachtpolitik zu nehmen⁴³⁾.

In dieser Philosophie zählte Großbritannien mit Belgien, den Niederlanden, Frankreich und anderen europäischen Staaten zu den Kolonialmächten, die daran zu hindern waren, ihre Herrschaft außerhalb ihrer eigenen Heimatländer wieder aufzunehmen. Kann man in dieser Auffassung noch eine zwar radikal vereinfachende, die objektiven Schwierigkeiten übersehende, in der Zielsetzung aber zu begrüßende Ausdehnung des Selbstbestimmungsrechtes auf alle Völker der Welt sehen, so ist es schwerer zu begreifen, daß gleichzeitig die Sowjetunion als antiimperialistische, jeder Kolonial- oder Unterwerfungspolitik abholde Macht angesehen wurde⁴⁴⁾.

Roosevelt war immer geneigt, bei Meinungsverschiedenheiten zwischen Churchill und Stalin die Sowjetunion zu unterstützen, und äußerstenfalls sah er die Aufgabe der Vereinigten Staaten darin, zwischen den beiden Kriegspartnern zu vermitteln. Zwar blieb auch ihm nicht verborgen, daß die bolschewistische Demokratie bisweilen befremdliche Züge zeigte, aber er war fast immer geneigt, dies aus der Unsicherheit seiner sowjetischen Verhandlungspartner oder aus einem zu harten Auftreten der Briten zu verstehen und damit zu entschuldigen⁴⁵⁾. Selbst die sowjetische Polen-Politik verursachte ihm nur ein leichtes Unbehagen, und noch im Juni 1944 erklärte er dem polnischen Ministerpräsidenten Mikolajczyk, Stalin sei Realist, aber kein Imperialist, und man dürfe nicht außer acht lassen, daß das Sowjetregime noch wenig Erfahrungen in der Pflege internationaler Beziehungen habe⁴⁶⁾.

Nimmt man dazu die bis in den Sommer 1945 hinein vermutete Notwendigkeit, die Hilfe der Sowjetunion bei der Niederwerfung Japans zu gewinnen⁴⁷⁾, so versteht man, warum die amerikanische

⁴³⁾ Daß Roosevelt nicht bereit war, auch echte britische Interessen in Europa zu schützen, hat er ausdrücklich in einem Privatgespräch erklärt. Vgl. E. ROOSEVELT: *As He Saw It*, New York, 1946, S. 186. — Freilich darf der Kritiker der amerikanischen Weltpolitik der 40er Jahre nicht übersehen, daß in breiten Kreisen der Vereinigten Staaten die Überzeugung vorherrschte, ein erneuter Mißbrauch der Macht ihres Landes durch die Westmächte Europas — wie am Ende des Ersten Weltkrieges — müsse in jedem Falle verhindert werden.

⁴⁴⁾ Zu dieser sonderbaren Einschätzung wird die Tatsache beigetragen haben, daß sich die russisch-sowjetische Expansions- und Kolonialpolitik im wesentlichen Ziele auf dem europäischen und asiatischen Festland suchte und auf überseeischen Landgewinn im allgemeinen verzichtete.

⁴⁵⁾ Dies führte vor allem auf der Konferenz von Jalta zu folgenschweren Entscheidungen.

⁴⁶⁾ ST. MIKOLAJCZYK: *The Pattern of Soviet Domination*, London 1948, S. 65.

⁴⁷⁾ Ausgezeichnete Zusammenfassung des Problems in dem noch auf dünner Quellengrundlage geschriebenen, aber soliden Werk von CH. WILMOT: *Der Kampf um Europa*, 1954, S. 674 ff. — H. FEIS, a. a. O., 505 ff. Auffällig die rücksichtslose Art, in der Roosevelt vitale Interessen des mit Amerika gemeinsam im Kampfe stehenden China preisgab und sogar zustimmte, die chinesische Regierung in Unkenntnis über diese Entscheidungen zu lassen. Daß er damit die politische Autorität der Regierung Tschiang-Kai-Shek im eigenen Lande untergraben mußte, scheint ihm keine Überlegungen abgenötigt zu haben.

Politik sowjetische Expansionswünsche, wenn sie nur einigermaßen getarnt waren, eher begünstigte als behinderte. Präsident Truman, der erst 1944 zum Vizepräsidenten gewählt und völlig überraschend ins Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten aufgestiegen, mit den Geschäften nur oberflächlich vertraut und auf den Rat der Mitarbeiter Roosevelts angewiesen war, konnte durch die Niederlage Deutschlands und den bevorstehenden Endkampf in Ostasien sofort vor allerschwersten Entscheidungen gestellt, zunächst schwerlich eine neue Politik entwickeln und durchsetzen⁴⁸⁾.

Die britische Politik, bis zu den letzten Tagen der Potsdamer Konferenz⁴⁹⁾ von Churchill geleitet, bemühte sich hingegen, die Ausbreitung der sowjetischen Macht in bestimmten Grenzen zu halten. Indessen war Großbritannien bereits längst in Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten geraten⁵⁰⁾ und konnte gegen deren Willen keine nennenswerten Erfolge mehr erzielen. Churchills Bemühungen, auf dem Balkan festen Fuß zu fassen oder doch wenigstens den Feldzug in Italien so energisch voranzutreiben, daß Truppen der Westmächte durch ihr bloßes Vorhandensein die sowjetische Expansion aufhalten würden, stießen, ebenso wie sein Wunsch, nach dem Siege im Westen möglichst schnell und möglichst tief nach Mitteleuropa vorzudringen, auf den verständlichen Widerstand der Sowjetunion wie aus den genannten Gründen auf die unbedingte Ablehnung der Vereinigten Staaten⁵¹⁾.

Nicht nur viele Politiker, sondern auch die einflußreichsten Generäle und Admiräle Amerikas sahen in diesen Wünschen lediglich den Versuch, britische Kolonial- und Interessenpolitik mit amerikanischer Hilfe zu betreiben⁵²⁾. Die amerikanische Tradition, Krieg ausschließlich als eine Folge von Kampfhandlungen zur möglichst schnellen Zerschlagung des Gegners, nicht aber als ein Mittel der Politik anzusehen⁵³⁾, führte daher zu folgenschweren Entscheidungen, die unter anderem Stalin die Eroberung Wiens, Prags und Berlins ohne jedermann erkennbare Mitwirkung seiner Alliierten ge-

⁴⁸⁾ Vgl. H. TRUMAN: Memoiren, 2 Bände, 1955/1956. Aus ihnen geht klar hervor, daß der neue Präsident ursprünglich keineswegs beabsichtigte, eine andere Politik als sein Vorgänger zu betreiben.

⁴⁹⁾ 17. Juli bis 2. August 1945.

⁵⁰⁾ Möglicherweise ist schon Churchills zeitweilige Zustimmung zu den Prinzipien des Morgenthau-Plans von dem Gefühl bestimmt worden, die wirtschaftliche und finanzielle Unterstützung der Vereinigten Staaten nicht aufs Spiel zu setzen.

⁵¹⁾ Dies gilt in Europa vor allem für den Balkan, auf dem Griechenland von einer kommunistischen Machtergreifung schwer bedroht wurde, ferner für Mitteleuropa, bei dessen Eroberung Churchill sich vergebens bemühte, soviel Territorium wie möglich von Truppen der Westmächte besetzen zu lassen.

⁵²⁾ Vor allem der Oberbefehlshaber der Seestreitkräfte, Admiral King. Aber auch Marshall (Heer) und Arnold (Luft) wie auch der alliierte Oberbefehlshaber Eisenhower waren grundsätzlich dieser Auffassung.

⁵³⁾ Daß die amerikanischen Berufsoffiziere eine solche Auffassung hatten, ist schließlich noch zu verstehen; daß der Präsident diesen Standpunkt teilte, ist verhängnisvoll gewesen. Das ging soweit, daß der Außenminister nicht einmal an Sitzungen teilnehmen durfte, in denen die großen strategischen Entscheidungen fielen. Vgl. C. HULL: Memoirs, 2 vols., London 1948, S. 1110.

statteten. Nicht nur innerhalb der Sowjetunion, sondern in weiten Teilen der Welt wurde Stalin damit als der eigentliche Sieger über Hitler angesehen. Das rein militärische Denken der amerikanischen Führungskreise hatte die politischen Überlegungen der Briten beiseite gefegt.

Frankreich hatte an der Bestimmung der Deutschland-Politik zunächst kaum einen Anteil. Zwar schloß die provisorische Regierung des Generals de Gaulle schon am 10. Dezember 1944 einen Bündnis- und Beistandsvertrag mit der Sowjetunion ab⁵⁴⁾. Schließlich ist es aber nur dem unermüdlichen Drängen Churchills zu verdanken gewesen, daß Frankreich in den Kreis der Siegermächte und in den Kontrollrat aufgenommen wurde⁵⁵⁾; gleichwohl wurde es nicht zur Potsdamer Konferenz im Sommer 1945 eingeladen. Seine Mitarbeit im Kontrollrat wirkte sich durchaus negativ aus, denn gerade, weil es an der Potsdamer Konferenz, auf der die Einrichtung deutscher Zentralverwaltungen beschlossen worden war⁵⁶⁾, nicht teilgenommen hatte, hielt es sich für berechtigt, jeder Vereinheitlichung Deutschlands entgegenzutreten, weil es im Westen Deutschlands eigene, sehr weitgehende territoriale und wirtschaftliche Wünsche durchzusetzen hoffte⁵⁷⁾.

Als einzige Siegermacht hat die Sowjetunion einen ungeheuren Land- und Machtgewinn aus dem Zweiten Weltkriege davongetragen⁵⁸⁾. Es gelang ihr, teils ausdrücklich, teils faktisch, alle Eroberungen, die sie dem Pakte mit Hitler verdankte⁵⁹⁾, von den Westmächten sanktionieren zu lassen. Darüber hinaus konnte sie ihr eigenes Staatsgebiet nach Westen vorschieben und sich Satellitenstaaten in Mittel-, Ost- und Südosteuropa schaffen, die Ausgangsbasen einer weiteren Expansion werden konnten.

In ihrer Deutschland-Politik verfolgte sie zunächst zwei einander eigentlich ausschließende Ziele, wenn sie einmal eine maximale Ausbeutung Deutschlands, andererseits die Schaffung eines kommunistischen Deutschlands oder eines kommunistischen Teildeutschlands anstrebte. Diese doppelgleisige Politik war freilich nur solange möglich, wie die Vereinigten Staaten der Rooseveltischen Konzeption folgten; weder das geschwächte England noch das am Rande des Chaos

⁵⁴⁾ Über die Entwicklung vgl. *Foreign Relations*, a. a. O., S. 288 ff.

⁵⁵⁾ Vgl. ebd., mehrfach.

⁵⁶⁾ Abschnitt III. Deutschland, A Politische Grundsätze 9 IV. Text bei W. CORNIDES / H. VOLLE, a. a. O., S. 78 ff., die Bestimmung S. 82.

⁵⁷⁾ Neben der Aufteilung Deutschlands und einer Sonderregelung für das Ruhrgebiet, das deutscher Verfügung entzogen werden sollte, scheint zeitweilig ernsthaft die Rheingrenze angestrebt worden zu sein.

⁵⁸⁾ Das unmittelbare Staatsgebiet der Sowjetunion wurde 1939/40 durch die Hälfte des polnischen Staates, Bessarabien, Nordbukowina, Lettland, Estland, Litauen, Teile von Finnland, im Ausgange des Zweiten Weltkrieges durch Teile Ostpreußens und die Karpatho-Ukraine sowie durch Gebiete in Ostasien erweitert. Vor allem hat die Schaffung eines riesigen Satellitenreiches in Europa (Polen, Ungarn, Tschechoslowakei, Rumänien, Bulgarien, Mittel- und Ostdeutschland, zunächst auch Jugoslawien und Albanien) die Sowjetunion zu einer gigantischen Kolonialmacht neuer Art gemacht.

⁵⁹⁾ Mit allein fast 23 Millionen Einwohnern.

stehende Frankreich waren für Stalin Faktoren, die er in seine politische Rechnung einbeziehen mußte.

Der Wechsel der amerikanischen Politik unter Truman⁶⁰⁾ dürfte für Stalin nicht nur unerwünscht, sondern auch unerwartet gekommen sein; zweifellos hatte er nicht angenommen, daß Amerika sich dauernd in Europa engagieren könnte⁶¹⁾, und Roosevelt hatte ihm wiederholt versichert, der Kongreß werde niemals dulden, daß amerikanische Soldaten länger als zwei Jahre nach Kriegsende in Deutschland bleiben dürften⁶²⁾. Indem Truman zunächst in der türkischen und griechischen Frage⁶³⁾ die britische Politik zu unterstützen begann, leitete er einen Kurswechsel ein, dessen Folgen in Deutschland bald sichtbar wurden.

Die rein technischen Bestimmungen über die Verwaltung Deutschlands allein konnten nun nicht mehr genügen. Ohnehin war Stalin durch eine Reihe von tiefgreifenden Maßnahmen von den Voraussetzungen, unter denen sie beschlossen worden waren, abgewichen. So hatte er schon 1945 Ostpreußen zwischen der Sowjetunion und Polen geteilt und ganz Ostdeutschland bis zur Oder und zur westlichen Neiße polnischer Verwaltung bei gleichzeitiger Austreibung der deutschen Bevölkerung unterstellt⁶⁴⁾. Auf der Potsdamer Konferenz war es ihm gelungen, die faktische Billigung dieser Vertragsbrüche durch die Westmächte zu erlangen, wenn diese auch in der Rechtsfrage, wonach dauernde Gebietsveränderungen einem Friedensvertrage vorbehalten sein müßten, fest blieben⁶⁵⁾. Dazu kamen Maßnahmen, die dazu bestimmt waren, die sowjetische Besatzungszone zu bolschewisieren, obwohl Stalin unter den gegebenen Umständen noch kein Interesse daran haben konnte, Deutschland formell zu spalten, boten ihm doch die guten Beziehungen zu den Vereinigten Staaten enorme wirtschaftliche Vorteile bei der Ausbeutung auch Westdeutschlands⁶⁶⁾.

Diese Kooperation mit den Vereinigten Staaten hatte sich bis tief in das Jahr 1946 hinein mit dem Aufbau eines kommunistisch wer-

⁶⁰⁾ Formuliert in der Rede vor beiden Häusern des Kongresses am 12. März 1947, die als „Truman-Doktrin“ bekannt wurde. Sie garantierte allen Völkern, deren Freiheit von militanten Minderheiten oder durch Druck von außen bedroht sei, den Beistand der Vereinigten Staaten. Vgl. H. S. TRUMAN, a. a. O. II., S. 114 f.

⁶¹⁾ Was auch die englische Regierung annahm, die gerade deshalb die sowjetische Expansionspolitik zu begrenzen wünschte.

⁶²⁾ Diese Erklärung gab der Präsident sogar in der 2. Plenarsitzung in Jalta am 5. Februar 1945 vor der Gesamtheit der beteiligten Delegationen ab. Vgl. Foreign Relations, a. a. O., S. 628.

⁶³⁾ Über seine Motive vgl. H. S. TRUMAN, a. a. O. II., S. 102 ff.

⁶⁴⁾ Vgl. dazu: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. In Verbindung mit A. DIESTELKAMP, R. LAUN, P. RASSOW und H. ROTHFELS bearbeitet von TH. SCHIEDER (= Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, I/1, I/2), o. J.

⁶⁵⁾ Vgl. dazu: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. In Verbindung mit A. DIESTELKAMP, R. LAUN, P. RASSOW und H. ROTHFELS bearbeitet von TH. SCHIEDER (= Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, I/1, I/2), o. J.

⁶⁶⁾ Vornehmlich durch Sachreparationen.

denden Mitteldeutschlands und einer kommunistischen Vorherrschaft in Berlin ohne Schwierigkeiten vereinbaren lassen. Die sowjetische Militärverwaltung war auf keinen Einspruch gestoßen, als sie bereits im Sommer 1945 nur für ihre Zone, zu der sie die Gebiete ostwärts von Oder und Neiße nicht mehr rechnete⁶⁷⁾, einen zentralen Verwaltungsapparat unter kommunistischer Oberleitung, wenn auch unter Beteiligung nichtkommunistischer Fachleute, errichtete; er war für ganz Mitteldeutschland zuständig und konnte jederzeit zu einer Regierung ausgebaut werden⁶⁸⁾.

Radikale Enteignungen in der Industrie wie in der gewerblichen Wirtschaft, angeblich bestimmt zur Bestrafung der Kriegsverbrecher⁶⁹⁾, gefolgt von der sogenannten demokratischen Bodenreform⁷⁰⁾, hatten schon bis Anfang 1946 die Sozial- und Wirtschaftsstruktur der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands verändert. Alle Beamten- und Angestelltenverhältnisse im öffentlichen Dienst wurden aufgehoben, und die sowjetischen Vertreter konnten jede Stelle mit ihren Vertrauensleuten besetzen⁷¹⁾. Anfänge einer „demokratischen“ Schul- und Hochschulreform⁷²⁾ ließen erkennen, daß in absehbarer Zeit ein sorgfältig geseibter, kommunistischer Führungsnachwuchs für alle Lebensbereiche vorhanden sein würde. Sachlich widersprachen alle diese Maßnahmen den interalliierten Abmachungen, da diese, wie wir gesehen haben, von der Einheit Deutschlands ausgingen. Die Sowjetunion aber begründete sie geradezu mit diesen Abmachungen, da sie unter Demokratisierung Deutschlands eben dessen Bolschewisierung verstand, und die Sowjetvertreter griffen in steigendem Maße die Westmächte an, indem sie behaupteten, daß diese entgegen den getroffenen Vereinbarungen die Demokratisierung Deutschlands nicht durchführten⁷³⁾.

67) Zur Hinnahme dieser Auffassung, wenn auch unter Aufrechterhaltung des Grundsatzes, daß eine Grenzziehung Sache des Friedensvertrages sei, hatte Stalin Churchill und Truman in Potsdam veranlassen können.

68) Der Befehl wurde erst unterm 12. September 1945 bekanntgegeben. Vgl. Befehle des Obersten Chefs der Sowjetischen Militärverwaltung in Deutschland — Aus dem Stab der Sowjetischen Militärverwaltung in Deutschland, Sammelheft 1, 1945, 1946. Tatsächlich war der Befehl (Nr. 17) bereits am 27. Juli 1945 erlassen worden.

69) Vgl. dazu jetzt: Die Enteignungen in der Sowjetischen Besatzungszone und die Verwaltung des Vermögens von nicht in der Sowjetzone ansässigen Personen. Herausgegeben vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen, Bonn und Berlin, 31962.

70) Ebd. — Vgl. auch: ST. DOERNBERG: Die Geburt eines neuen Deutschland 1945—1949. Die antifaschistisch-demokratische Umwälzung und die Entstehung der DDR, 1959, Kapitel III—V, S. 127 ff. (offiziös-kommunistisch).

71) Befehl Nr. 66 der SMA vom 17. September 1945.

72) Vgl. dazu: M. G. LANGE: Totalitäre Erziehung. Das Erziehungssystem der Sowjetzone Deutschlands (= Schriften des Instituts für politische Wissenschaft, 3), 1954. — M. G. LANGE: Wissenschaft im totalitären Staat. Die Wissenschaft der Sowjetischen Besatzungszone auf dem Weg zum „Stalinismus“ (= Schriften des Instituts für politische Wissenschaft, 5), 1955.

73) Vgl. dazu etwa ST. DOERNBERG, a. a. O., S. 51 ff.

Auch Berlin wurde, ungeachtet seines Vier-Mächte-Status, zunächst in diesen Entwicklungsprozeß hineingerissen⁷⁴⁾. Hier hatte die Sowjetunion die Chance ausgenutzt, welche ihr General Eisenhower gegeben hatte, als er den ihm unterstellten Verbänden untersagte, den Marsch nach Berlin fortzusetzen, der nach der Frontlage im Frühjahr 1945 zweifellos zu einer frühzeitigeren Besetzung Berlins geführt haben würde, als es durch die erst am 16. April 1945 beginnende Endoffensive der Roten Armee möglich sein konnte⁷⁵⁾. Dadurch hatte der Chef der sowjetischen Militäradministration, Marschall Shukow, nicht nur seine Zone, sondern auch Berlin von Grund auf umgestalten können⁷⁶⁾. Stalin gelang es, den Einmarsch von Truppen der Westmächte in die ihnen vertragsmäßig zustehenden Berliner Sektoren um mehrere Wochen zu verzögern⁷⁷⁾; Präsident Truman weigerte sich andererseits, die Räumung von Gebieten, welche für die sowjetische Okkupation vorgesehen, aber während der Kampfhandlungen von Truppen der Westmächte erobert worden waren, als Vorbedingung der Besetzung der den Westmächten übertragenen Sektoren Berlins durch ihre eigenen Truppen anzuerkennen⁷⁸⁾.

So war deren Stellung in Berlin von Anfang an geschwächt. Zugangswege nach Berlin waren nicht verbindlich bestimmt worden, wengleich die militärischen Befehlshaber nachträglich zu Regelungen gelangten, welche die unbestrittene Zustimmung aller Beteiligten fanden⁷⁹⁾. Die Sowjetunion weigerte sich auch, die Versorgung der Bevölkerung der Westsektoren Berlins aus Beständen ihrer Okkupationszone zu gestatten; die Westmächte wurden dadurch gezwungen, Versorgungsgüter über weite Entfernungen nach Berlin zu transportieren⁸⁰⁾. Freilich hatte diese Entscheidung eine für die

⁷⁴⁾ Hierzu seien angeführt: Berlin. Kampf um Freiheit und Selbstverwaltung 1945—1946. Herausgegeben im Auftrage des Senats von Berlin. Bearbeitet vom Landesarchiv Berlin, Abteilung Zeitgeschichte. Gesamtleitung A. LAMPE, 21961 = A. LAMPE, a. a. O. — G. KOTOWSKI: Der Kampf um die Selbstverwaltung in Berlin. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Spaltung der Stadt, in: Jahrbuch für die Geschichte des deutschen Ostens, I., 1952 (Festgabe Meinecke), S. 171 ff. — Berlin. Behauptung von Freiheit und Selbstverwaltung 1946—1948. Herausgegeben im Auftrage des Senats von Berlin. Bearbeitet vom Landesarchiv Berlin, Abteilung Zeitgeschichte. Gesamtleitung A. LAMPE, 1959. [Beide Senatsveröffentlichungen mit Darstellung von H. HERZFELD eingeleitet.] — A. LAMPE: Berlin — Hauptstadt im geteilten Deutschland [in: Heimatchronik Berlin, 1962, S. 473 ff.] — K. P. SCHULZ: Berlin zwischen Freiheit und Diktatur (1962). Neuerdings: PH. WINDSOR: City on Leave. A History of Berlin 1945—1962, London 1963.

⁷⁵⁾ D. D. EISENHOWER: a. a. O., S. 401.

⁷⁶⁾ Die Berliner Bevölkerung erfuhr sogar erst kurze Zeit vor der Verlegung von Truppen der Westmächte nach Berlin, daß die Stadt nicht zur Sowjetischen Zone gehöre, sondern eine Vier-Mächte-Verwaltung erhalten werde.

⁷⁷⁾ Vgl. dazu: D. D. EISENHOWER, a. a. O., S. 438 ff. — L. D. CLAY: Decision in Germany, Garden City (N. Y.), 1950, S. 30 ff. — F. HOWLEY: Berlin Command, New York (1950), S. 16 ff. — (B. L.) VISCOUNT MONTGOMERY OF ALAMEIN: The Memoirs, London/Glasgow (1958), S. 384 ff. — H. S. TRUMAN, a. a. O., I., S. 287 ff.

⁷⁸⁾ H. S. TRUMAN, ebd., S. 284.

⁷⁹⁾ Vgl. Dokumente zur Berlin-Frage, a. a. O., vor allem Kapitel IV, S. 38 ff.

⁸⁰⁾ Vgl. A. LAMPE, a. a. O., mehrfach, Stichwort „Versorgung Berlins durch die Besatzungsmächte“, Register, R. 508.

spätere kommunistische Politik höchst nachteilige Wirkung, denn sie leitete die immer enger werdende Verbindung der Westsektoren Berlins mit den westlichen Besatzungszonen Deutschlands, also der künftigen Bundesrepublik Deutschland, ein.

Fast gleichzeitig mit dem Befehl, der die Errichtung der sowjetischen Militäradministration für die östliche Zone Deutschlands mit dem Standort Berlin bekanntgab, erließ Marschall Shukow am 10. Juni 1945 den Befehl Nr. 2, der die Bildung politischer Parteien und freier Gewerkschaften gestattete, sofern diese demokratisch und antifaschistisch seien⁸¹⁾. Die Verbündeten wurden von diesem eigenmächtigen Schritt der Sowjetunion überrascht, konnten aber nicht umhin, ihm zu folgen, und auf der Postdamer Konferenz stimmten Briten und Amerikaner ausdrücklich zu. Immerhin dauerte es mehrere Monate, bis solche Organisationen in Westdeutschland gebildet und zugelassen waren, so daß die Sowjetunion in einer für Deutschlands künftige Entwicklung wesentlichen Frage einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen hatte. Neben dem Propagandaeffekt, den sie damit in Teilen der deutschen Öffentlichkeit erzielen mußte, konnte sie den Vorteil für sich buchen, zentrale Parteiapparate, die später vielleicht Einfluß auf ganz Deutschland ausüben konnten, ohne Überwachung durch andere Mächte entstehen zu lassen⁸²⁾. Vor allem für Berlin mußte dieses letzte Argument ausschlaggebend sein, denn es lag auf der Hand, um wieviel stärker die Sowjetunion auftreten konnte, wenn die Westmächte bei ihrem schließlichen Eintreffen in Berlin bereits einen deutschen Verwaltungs- und Parteiapparat vorfinden würden, der nach den Prinzipien oder doch mindestens unter der Aufsicht der Sowjetunion gebildet worden war.

Auf Shukows Befehl antwortete die Kommunistische Partei⁸³⁾ sofort mit einem bemerkenswert maßvollen Gründungsprogramm, in dem weder das Wort Kommunismus noch auch nur das Wort Sozialismus enthalten war und das lediglich einen Block antifaschistisch-demokratischer Parteien vorsah, der die 1848 begonnene bürgerlich-demokratische Umbildung zu Ende führen sollte⁸⁴⁾. Dieses Programm war in der Sowjetunion von einer Gruppe deutscher Emigranten unter Pieck und Ulbricht aufgestellt worden, die zum Aufbau einer sowjettreuen Macht in Berlin und der Sowjetzone nach Deutsch-

⁸¹⁾ Text in: BEFEHLE DES OBERSTEN CHEFS . . . , a. a. O., S. 9 f.

⁸²⁾ Freilich hat die Zweigleisigkeit der sowjetischen Deutschlandpolitik einen durchschlagenden Erfolg verhindert. Offenbar unerwünschte Einflüsse auf die Vertreter Mitteldeutschlands und Berlins befürchtend, hat die Sowjetische Militäradministration (SMA) frühzeitige Kontaktaufnahmen mit Vertretern Westdeutschlands verhindert.

⁸³⁾ Der Text wurde in der „Deutschen Volkszeitung“ Nr. 1 vom 13. Juni 1945 gedruckt, nachdem er schon zwei bis drei Tage früher als Anschlag erschienen war. Text mehrfach nachgedruckt, u. a. in: Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Reihe III, Band 1, 1959, S. 14 ff. — Dokumente der deutschen Politik und Geschichte von 1848 bis zur Gegenwart, herausgegeben von J. HOHLFELD, Bd. VI, 1952, S. 10 ff.

⁸⁴⁾ Man beachte, daß der Ausdruck „Revolution“ nicht einmal im Zusammenhang mit 1848 gebraucht wurde.

land eingeflogen worden war. Von Stalin als künftige deutsche Regierung vorgesehen, dachte sie nicht daran, die ihr von der Militärregierung übertragene Macht noch einmal aus der Hand zu geben⁸⁵). Mit einem kleinen, aber festgefügtten Kaderapparat ausgestattet, konnte die KPD von Anfang an zielbewußt handeln und die sich nach und nach bildenden Parteien ins Schlepptau nehmen. Von der Militärregierung unter allen Umständen gestützt, konnte diese Partei den Wählerwillen entweder ausschalten oder vollständig manipulieren, so daß ihre tatsächliche Macht im sowjetischen Herrschaftsbereich unerschütterlich war. Andererseits verlor sie damit jede Aussicht, Resonanz in den breiten Volksmassen zu gewinnen, denn das bloße Vollzugsorgan einer fremden Regierung konnte innere Zustimmung der Beherrschten nicht erwerben.

Als zweite Partei bildete sich in Berlin die Sozialdemokratie, die sich mit einem weit radikaleren Programm an die Öffentlichkeit wandte⁸⁶). Ohne feste Kader, hatte sie zunächst weit größere Mühe als die Kommunistische Partei, innere Geschlossenheit und Profil zu gewinnen. Im Gründungsprogramm hatte sie die Schaffung der „organisatorischen Einheit“ der Arbeiterklasse vorgeschlagen, was in der Sache auf ein Fusionsangebot an die KPD hinauslief. Allerdings hatte dieses Angebot vorerst keine Folgen, weil Ulbricht darauf bestand, zunächst eine ideologische Klärung in beiden Parteien erfolgen zu lassen. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wird man annehmen müssen, daß die kommunistischen Spitzenfunktionäre, den deutschen Verhältnissen vollständig entwöhnt, ihre Aussichten auf den Gewinn der Massen außerordentlich überschätzt haben und das Angebot ablehnten, um ihre Machtposition nicht ohne Not mit sozialdemokratischen Spitzenfunktionären teilen zu müssen. Als sich einige Wochen später zeigte, daß nicht die KPD, wohl aber die SPD eine Massenpartei wurde, die einen Zusammenschluß mit der KPD nicht mehr wünschte, war es zu spät, die Fusion noch unauffällig und reibungslos durchzuführen⁸⁷). Sie konnte nurmehr unter offenkundigem Zwange erfolgen, der in Berlin bei Anwesenheit der Westmächte nicht mehr zu einem vollen Erfolge führte. Der entstandene Zeitverlust konnte von den Kommunisten nicht mehr aufgeholt werden.

Wohl gelang es unter schärfstem Druck, die Masse der führenden sozialdemokratischen Funktionäre für die Verschmelzung zu gewinnen, und die Parteiorganisationen in der Sowjetzone waren nicht in der Lage, Widerstand zu leisten⁸⁸). Aber die Berliner Kreisverbände ließen sich, nun in Fühlungnahme mit der im Aufbau befindlichen

⁸⁵) Vgl. dazu: G. KOTOWSKI, a. a. O., S. 173 ff. — W. LEONHARD: Die Revolution entläßt ihre Kinder, 1955, S. 392 ff. — C. STERN: Porträt einer bolschewistischen Partei. Entwicklung, Funktion und Situation der SED, (1957).

⁸⁶) Einzelheiten bei G. KOTOWSKI und K. P. SCHULZ, a. a. O. — Text des Programms in Dokumente und Materialien . . . , a. a. O., S. 28 ff.; J. HOHLFELD, a. a. O., S. 23 ff.

⁸⁷) Vgl. dazu C. STERN, a. a. O., S. 23 ff.

⁸⁸) Da die Besatzungsmacht jeden Widerstrebenden beseitigen konnte, ohne auch nur einen Protest der übrigen Besatzungsmächte zu riskieren.

Partei in Westdeutschland unter dem Vorsitz Kurt Schumachers, nicht mehr gleichschalten⁸⁹⁾, und so entstand eine komplizierte Lage: In der sowjetischen Okkupationszone bestand nur noch die in SED umbenannte KPD, der Funktionäre und Mitglieder der SPD beizutreten hatten, während die SPD aufgelöst und ihre Neubildung verboten wurde. In den drei westlichen Zonen bestanden SPD und KPD nebeneinander⁹⁰⁾, und es war ausgeschlossen, daß beide Parteien hier fusioniert werden konnten. In Berlin, und zwar in allen vier Sektoren, bestanden SPD und SED nebeneinander; da hier die SPD nicht unterdrückt werden konnte, war eine entscheidende Voraussetzung für die schwere Niederlage der Kommunisten bei den Kommunalwahlen im Herbst 1946 erhalten worden⁹¹⁾.

Auch die Christlich-Demokratische Union Deutschlands ist in Berlin gegründet worden⁹²⁾. Ihre Entstehung bedeutete die einschneidendste Veränderung im deutschen Parteiengefüge. Dabei ist ihre spätere Zusammensetzung von einem Teil ihrer Gründer nicht vorausgesehen worden. Ihre Ansätze führen zurück in die Endphase der nationalsozialistischen Diktatur, in der sich aktive Gegner des Systems aus allen Lagern zusammengefunden hatten. Hierbei waren Pläne für eine vereinigte Arbeiterpartei entwickelt worden, die durch den Zusammenbruch des Aufstandes vom 20. Juli 1944 nicht ausreifen konnten. Die hervorragendsten Führer der Sozialdemokratie, Männer wie Julius Leber, Wilhelm Leuschner und andere, waren getötet worden, und der Wortführer der Christlichen Gewerkschaften, Jakob Kaiser, hatte sich zunächst zurückziehen müssen, um der Verhaftung zu entgehen. Nach dem Zusammenbruch wurde noch einmal ein Versuch unternommen, Mitglieder der Christlichen wie der Freien Gewerkschaften, Zentrumsangehörige und Sozialdemokraten in einer der britischen Labour Party nachzubildenden Deutschen Arbeiterpartei zusammenzufassen. Diese Ansätze aber führten nicht zum Ziel, weil der Zentralausschuß der Sozialdemokratie, der auf marxistiscklassenkämpferischer Ebene die Vereinigung mit der KPD anstrebte, an solchen Verhandlungen nicht mehr interessiert war. Unter diesen Umständen schlossen sich die Führer der Christlichen Gewerkschaften und der alten Zentrumspartei mit Vertretern der ehemaligen Liberalen in Berlin und in der Sowjetischen Okkupationszone Deutschlands zusammen, wobei sie sowohl die Schaffung einer großen nichtmarxistischen Partei wie auch die Überwindung des konfessionellen Gegensatzes in der deutschen Politik anstrebten.

Die Sowjetbehörden sind von diesen Verhandlungen und ihren Ergebnissen überrascht worden, denn sie hatten an eine Wiederbelebung des Weimarer Parteienschemas, freilich unter Ausschluß der rechts von den gemäßigten Liberalen stehenden Gruppen ge-

⁸⁹⁾ Hierzu jetzt vor allem K. P. SCHULZ, a. a. O., S. 66 ff.

⁹⁰⁾ Die KPD wurde am 17. August 1956 durch Urteil des Ersten Senats des Bundesverfassungsgerichtes als verfassungswidrig aufgelöst.

⁹¹⁾ Die SPD bestand organisatorisch bis zum Bau der Mauer auch im Berliner Ost-Sektor weiterhin, obwohl sie keine politische Arbeit mehr leisten konnte. Die SED besteht noch heute in ganz Berlin.

⁹²⁾ Vgl. dazu G. KOTOWSKI, a. a. O., S. 181 ff.

dacht⁹³⁾. Sie haben die Gründung der neuen Partei nicht untersagt, diese in gewissem Umfange sogar gefördert, wenn auch in den ersten Monaten die Kooperation zwischen Sozialdemokratie und KPD diesen beiden Parteien die eigentliche Unterstützung der sowjetischen Militäradministration einbrachte.

Die neue Partei übernahm die umfassende Sozialstruktur der alten Zentrumspartei, beschränkte sich jedoch nicht auf die katholische Bevölkerung, sondern dehnte sich auf alle christlichen Bekenntnisse aus und erfaßte zugleich weite Kreise der alten Liberalen. Die einzelnen Probleme dieser Partei können wir hier nicht untersuchen. Es muß die Feststellung genügen, daß die CDU, in geringerem Umfange auch die Liberaldemokratische Partei Deutschlands, welche bald darauf von solchen Liberalen gegründet wurde, die vor dem Anschluß an die CDU zurückscheuten, zunächst die Hauptlast des Kampfes gegen eine Zwangsbolschewisierung Mitteldeutschlands und Berlins trugen, weil die Sozialdemokratie in der Phase der Blockpolitik eng mit der KPD zusammenarbeitete. Dies änderte sich nach der Zerschlagung der SPD in der sowjetischen Besatzungszone in Berlin in gewissem Umfange, da die Berliner SPD nicht, wie CDU und LDP, zur Rücksichtnahme auf ihre Landesverbände und Parteiorganisationen in Mitteldeutschland verpflichtet war und daher eine führende Rolle im Abwehrkampf Berlins übernehmen konnte.

Gleichwohl stellte sich bald heraus, daß man mit einer zurückhaltenden Taktik allenfalls die Entscheidung um wenige Monate hinauschieben, das Schicksal der Gleichschaltung von den Parteiorganisationen in Mitteldeutschland jedoch nicht abwenden konnte. Für alle Parteien in diesem Raume gilt im übrigen, daß die Generalizenz der Besatzungsmacht als für Berlin und die Sowjetzone erteilt angesehen wurde und seitens der Militärregierung keinerlei Schwierigkeiten gemacht wurden, wenn die in Berlin gebildeten Parteileitungen die im Raume der sowjetischen Okkupationszone sich bildenden Parteiorganisationen unter ihrer Oberleitung zusammenfaßten⁹⁴⁾.

Neben den Parteien haben in Berlin und in Mitteldeutschland auch die Massenorganisationen die Entwicklung beeinflußt. Von ihnen ist die weitaus wichtigste die Gewerkschaftsorganisation gewesen, die als überparteiliche Gründung unter dem Namen Freier Deutscher Gewerkschaftsbund in Berlin entstanden ist. In ihren Spitzengremien besaßen die Kommunisten ursprünglich nur eine starke Minderheit; aber nach der Zerschlagung der Sozialdemokratie und der schrittweisen Gleichschaltung von CDU und LDP in der Sowjetzone gelang es ihnen, die Organisation faktisch zu beherrschen. Hier bedurfte es

⁹³⁾ Da keine Partei ohne Lizenz der Besatzungsmacht entstehen konnte, behielt die SMA in jedem Falle die Kontrolle über die Parteien und deren Amtsträger.

⁹⁴⁾ Für die deutschen Politiker lag diese Organisationsentwicklung um so näher, als ihnen, wenn man von den Kommunisten absieht, der für Berlin vorgesehene Sonderstatus erst allmählich bekannt wurde. Freilich hätten sie sich wohl in jedem Falle bemüht, in Berlin als der Reichshauptstadt auch die zentralen Parteileitungen zu errichten.

langwieriger Kämpfe, die in Berlin von einer von den Westmächten erst spät unterstützten Oppositionsgruppe geführt wurden, um wenigstens in den Westsektoren Berlins eine selbständige Gewerkschaftsorganisation zu erhalten, die später dem Deutschen Gewerkschaftsbund beitrug⁹⁵⁾. Von den übrigen Massenorganisationen sei wenigstens hingewiesen auf die Freie Deutsche Jugend, den Demokratischen Frauenbund Deutschlands, den Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und die Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe. So einflußreich diese allmählich von Kommunisten beherrschten Organisationen in Mitteldeutschland wurden, so unbedeutend sind sie stets in Berlin geblieben⁹⁶⁾.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß nach der Unterdrückung der Sozialdemokratischen Partei in Mitteldeutschland im Frühling 1946 eine beschleunigte Unterwerfung der Massenorganisationen und schließlich die Gleichschaltung der Parteiorganisationen von CDU und LDP in der sowjetischen Okkupationszone durchgeführt wurde, wobei die Parteien als solche erhalten blieben, jedoch in ihrer Führungsspitze, später auch in ihren mittleren Funktionärskadern entweder direkt von Kommunisten⁹⁷⁾ oder aber von gefügigen Mitläufern aus dem Kreise der Parteifunktionäre regiert wurden. Seit Ende 1947 kann man im mitteldeutschen Raum nicht mehr von Parteien oder Organisationen sprechen, die in irgend einer Hinsicht von der kommunistischen Leitung unabhängig wären; die Gleichschaltung war damit vollzogen. Dagegen ist es niemals gelungen, diesen Prozeß auch auf Berlin auszudehnen. Bis zur faktischen Spaltung im Herbst 1948 haben sich auch noch im Ostsektor Berlins freiheitliche Partei- und Gewerkschaftsorganisationen behaupten können⁹⁸⁾.

Daß die sowjetischen Pläne zunächst in bezug auf ganz Berlin, dann wenigstens in bezug auf die Westsektoren Berlins fehlschlügen, ist zunächst zurückzuführen auf den Widerstand der hier operierenden Parteien und Gewerkschaftsgruppen, dann aber auch auf die Unterstützung, welche zunächst zögernd, seit 1948 in stärkerem Umfange seitens der Regierungen der Westmächte und insbesondere seitens der Regierung der Vereinigten Staaten erfolgte. Noch für das ganze Jahr 1945 gilt, daß auch die amerikanische Regierung im Interesse einer Erhaltung und Festigung der Freundschaft mit der Sowjetunion jeden Versuch der Berliner Vertreter, gegenüber der erkennbaren Bolschewisierungspolitik Rückhalt bei einer der west-

⁹⁵⁾ Vgl. dazu: Erster Geschäftsbericht der Unabhängigen Gewerkschaftsorganisation Groß-Berlin für die Zeit vom 1. Juni 1948 bis 1. März 1949, 1949, S. 6 ff.

⁹⁶⁾ Diese „Massenorganisationen“ wurden schnell gleichgeschaltet und sind als reine Untergliederungen der Einheitspartei anzusehen. Ihre Leiter erhalten ihre Weisungen vom Politbüro der SED.

⁹⁷⁾ So ist etwa der Vorsitzende der Nationaldemokratischen Partei, die als Sammelorganisation für ehemalige Nationalsozialisten und Berufssoldaten gegründet wurde, der Altkommunist Dr. Bolz.

⁹⁸⁾ Vgl. dazu Anm. 91.

lichen Mächte zu finden, zurückgewiesen oder doch wenigstens nicht ermuntert hat.

Immerhin zeigte sich verhältnismäßig früh, daß die am Orte residierenden Befehlshaber, welche in der Alliierten Kommandantur für Berlin oder im Alliierten Kontrollrat für Deutschland ständigen Kontakt mit den Vertretern der Sowjetunion hatten, in zunächst weniger bedeutenden, schließlich aber auch in entscheidenden Fragen in Konflikte mit ihren weisunggebenden Regierungen gerieten, deren Entscheidungen sie allmählich in einem die Sowjetunion nicht mehr begünstigenden Sinne zu beeinflussen vermochten⁹⁹⁾. Gleichwohl wäre es ein Irrtum anzunehmen, daß diese in Deutschland diensttuenden Offiziere und Beamten mit einem Gefühl der Sympathie für die Deutschen und ihre Vertreter an die Arbeit gegangen wären. Nicht nur Eisenhower und Montgomery, sondern auch Clay und Robertson, selbst der später in Berlin so populäre amerikanische General Howley kamen voller Verachtung für die Deutschen und mit tiefster Verehrung für die Sowjetunion in die Reichshauptstadt¹⁰⁰⁾. Lediglich die praktische Erfahrung in ihrer täglichen Arbeit zeigte ihnen, daß die von der interalliierten Propaganda geschaffenen Klischees höchst gefährlich waren.

Allerdings hatten sie in den ersten Wochen und Monaten so viele Positionen stillschweigend aufgegeben, daß der zögernde und durchaus nicht konsequente Widerstand gegen unzumutbare sowjetische Forderungen¹⁰¹⁾ keine durchgreifenden Ergebnisse mehr zeitigte. Die Vertreter der Sowjetunion hatten den unschätzbaren Vorteil ausgenutzt, der ihnen aus dem verzögerten Eintreffen von Truppen der Westmächte in Berlin erwuchs¹⁰²⁾. Sie hatten nicht nur einen Magistrat für Berlin eingesetzt, der zwar in seiner Mehrheit aus Nichtkommunisten bestand, dessen Schlüsselpositionen jedoch Spitzenfunktionären der Kommunistischen Partei übertragen worden waren. Sie hatten darüber hinaus durch die Entfernung aller Beamten und Angestellten des öffentlichen Dienstes Zehntausende von Ämtern freigemacht, die sie nach Ermessen besetzen konnten, wobei auch in diesen Positionen eine große Anzahl von Nichtkommunisten geduldet wurde, unter der Voraussetzung selbstverständlich, daß diese den Weisungen der Besatzungsmacht und den Vorschlägen der innerhalb des Blocks der Parteien führenden Kommunistischen Partei folgten. Auch in den zwanzig Bezirksämtern der Stadt, in den für Berlin so wichtigen Versorgungsbetrieben, vor allem aber in der Polizei der Reichshauptstadt hatte die Besatzungsmacht ähnliche

⁹⁹⁾ Vgl. hierzu vor allem die Erinnerungen von L. D. CLAY und F. HOWLEY, a. a. O., mehrfach.

¹⁰⁰⁾ F. HOWLEY, a. a. O., S. 11, 87.

¹⁰¹⁾ Noch am 27. Juni 1947 wurde der der SMA und der SED höchst unbecome Stadtrat Dr. Nestriepke (SPD) aus dem Amt entfernt, nachdem sich der amerikanische Kommandant mit Leidenschaft auf den Standpunkt der SMA gestellt hatte, wodurch das Berliner Schul- und Bildungswesen für eine bestimmte Zeit kommunistischer Leitung unterstellt wurde. Vgl. F. HOWLEY, a. a. O., S. 142.

¹⁰²⁾ Über Stalins Taktik vgl. H. S. TRUMAN, a. a. O., I., S. 288 ff.

Verhältnisse geschaffen. Ein schrittweiser Abbau der kommunistischen Machtpositionen ist erst nach den Oktoberwahlen von 1946 erfolgt, hat aber die Bezirke des Ostsektors niemals durchgreifend erfaßt. Bis zu diesem Zeitpunkt ergibt ein Blick auf die politische Struktur der Spitzengremien der Verwaltung, daß die SED fast überall an 50% oder mehr der ausschlaggebenden Positionen in der Hand hatte; bei der Polizei besetzten ihre Angehörigen rund 75% der Führungsstellen¹⁰³⁾.

An diesen Verhältnissen änderte sich auch nichts, als nach mehrwöchiger Verspätung die Kontingente der westlichen Verbündeten in Berlin eintrafen. Wohl waren ihre Befehlshaber über gewisse Machenschaften des sowjetischen Verbündeten bereits verärgert¹⁰⁴⁾; sie sahen jedoch keinen Anlaß, den politischen Zielen der siegreichen Verbündeten zu mißtrauen. Eine ihrer ersten Maßnahmen war ein Befehl der Interalliierten Militärkommandantur der Stadt Berlin vom 11. Juli 1945, welcher lautete¹⁰⁵⁾: „Die Interalliierte Kommandantur hat heute die Kontrolle über die Stadt Berlin übernommen. Alle vorhandenen Vorschriften und Anordnungen, die von dem Befehlshaber der Garnison der Sowjetarmee und Militärkommandanten der Stadt Berlin und von der deutschen Verwaltung unter alliierter Kontrolle ausgegeben sind und Ordnung und Verhalten der Bevölkerung von Berlin und ebenso die Verantwortlichkeit der Bevölkerung bei Verletzung dieser Vorschriften und Anordnungen oder bei rechtswidrigen Handlungen gegen alliierte Besatzungstruppen regeln¹⁰⁶⁾, bleiben bis zu einer besonderen Bekanntmachung in Kraft.“

Die alliierten Abmachungen über die Verwaltung Berlins hatten nicht vorgesehen, daß das für den Kontrollrat für Deutschland gültige Vetorecht einer Besatzungsmacht auch in Berlin Anwendung finden würde. Indessen gelang es den Sowjetvertretern sofort, dieses für sie so günstige Prinzip auch innerhalb der Alliierten Kommandantur für Berlin durchzusetzen¹⁰⁷⁾. Da die übrigen Militärkommandanten einem Kommandanturbefehl beigetreten waren, der sowjetische Anordnungen in Berlin ausdrücklich für gültig erklärte, bis neue Bekanntmachungen erlassen werden würden, bedeutete das, daß jede durchgreifende Änderung der Verhältnisse in Berlin in Zukunft nur mit Zustimmung der Sowjetunion erfolgen konnte.

¹⁰³⁾ Genauere Angaben bei G. KOTOWSKI, a. a. O., S. 191 f.

¹⁰⁴⁾ Vgl. F. HOWLEY, S. 29 ff. — L. D. CLAY, S. 107 ff.

¹⁰⁵⁾ Vgl. Dokumente zur Berlin-Frage, a. a. O., S. 43.

¹⁰⁶⁾ Damit deckten die Kommandanten der Westmächte (Parks/USA, Lyne/UK) ausdrücklich u. a. die Anordnung des Oberbürgermeisters Dr. Werner vom 21. Mai 1945, nach welcher Attentate gegen Angehörige der Besatzungstruppen und Träger öffentlicher Funktionen sowie Brandstiftungen einschließlich der bloßen Kenntnis der Absicht (auch bei Kindern) mit dem Tode bestraft und zugleich die Tötung von 50 „Nazis“ in jedem Einzelfalle angedroht wurde. Text in: Der erste Monat, Berlin im Mai 1945, herausgegeben von der FORSCHUNGSGRUPPE FÜR BERLINER NACHKRIEGSGESCHICHTE, Privatdruck 1954, nach S. 66. Auch in A. LAMPE, a. a. O., S. 616.

¹⁰⁷⁾ Agreement vom 7. Juli 1945. Text in: Dokumente zur Berlin-Frage, a. a. O., S. 41.

Diese Konzession hatte die weitestreichenden Folgen für das verfassungsmäßige Leben Berlins. Im Jahre 1946 setzten die Generäle Keating, Nares, Lançon und Kotikow eine vorläufige Verfassung für Groß-Berlin in Kraft, die der Sowjetunion fortgesetzte Interventionen ermöglichte¹⁰⁸⁾.

Diese Verfassung bestimmte zwar in ihrem Artikel 11: „Die Verordnungen und Anweisungen des Magistrats müssen auf dem gesamten Gebiete Groß-Berlins durchgeführt werden“, enthielt aber zugleich den Artikel 36, in welchem es hieß: „Die Bezirksverwaltung untersteht in ihrer Tätigkeit der Genehmigung der Militärregierung des betreffenden Sektors.“ Es ist verständlich, daß unter diesen Umständen die Weisungsbefugnis des der Kommandantur für Berlin unterstellten Magistrats von Berlin nicht nur überhaupt durch Besatzungsrecht eingeschränkt, sondern auch in jedem Besatzungssektor verschieden ausgelegt werden konnte.

Die Rechtslage in Berlin entsprach also nunmehr im kleinen fast der Deutschlands im großen. Freilich hatte Berlin, anders als Deutschland, eine gemeinsame Selbstverwaltung; aber diese war durch die vorläufige Verfassung, die in Kraft bleiben mußte, bis die vier Besatzungsmächte eine endgültige Verfassung genehmigten oder beschlossen, außerordentlich reduziert. In dem schon angezogenen Artikel 36 heißt es: „Soweit nicht seitens der alliierten Kontrollbehörden anderweitig besonders bestimmt wird, untersteht die Selbstverwaltung Groß-Berlins der Alliierten Kommandatura und in den Sektoren der Militärregierung des betreffenden Sektors. Alle gesetzlichen Bestimmungen, welche von der Stadtverordnetenversammlung, sowie Verordnungen und Anweisungen, welche vom Magistrat angenommen bzw. erlassen werden, müssen im Einklang mit den Gesetzen und Anordnungen der alliierten Mächte in Deutschland und der Alliierten Kommandatura Berlins stehen und von der letzteren genehmigt werden. Verfassungsänderungen, Rücktritt des Magistrats oder eines seiner Mitglieder, sowie Ernennung und Entlassung leitender Personen der Stadtverwaltung können nur mit Genehmigung der Alliierten Kommandatura Berlins vorgenommen werden.“ Die Sowjetunion hat nicht gezögert, die enormen Vorteile, welche ihr diese Bestimmungen boten, bis zum äußersten auszuschöpfen. So hat sie sich nach den Kommunalwahlen von 1946 unter Verweis auf diesen Artikel der vorläufigen Verfassung eine Zeitlang geweigert, den abgewählten, unter kommunistischer Vorherrschaft stehenden Magistrat zu entlassen. Sie hat sich zwar schließlich einer Neubildung des Magistrats auf Grund des Wahlergebnisses nicht mehr in den Weg gestellt¹⁰⁹⁾, jedoch nicht zugelassen, daß die öffentlichen Ämter im Ostsektor der Stadt durchgreifend neu besetzt werden konnten. Nach der Spaltung der Stadt haben dann auch die Behörden der Westmächte von diesem Artikel energisch Gebrauch gemacht und eine Anzahl kommunistischer Funktionäre aus leitenden Positionen entfernt, die diese in den Westsektoren der Stadt

¹⁰⁸⁾ Verordnungsblatt der Stadt Berlin, 1946, S. 294 ff.

¹⁰⁹⁾ Vgl. dazu K. P. SCHULZ, a. a. O., S. 120 ff., 127 ff., 141 ff.

unter voller Billigung aller Besatzungsmächte bis dahin eingenommen hatten¹¹⁰⁾.

Seit 1946 ist die Freundschaft zwischen den Partnern der Kriegskoalition allmählich zerfallen, und das wirkte sich auch auf Berlin aus. Die eigentlichen Ursachen liegen freilich schwerlich in der Deutschlandpolitik der Mächte oder gar in Differenzen über Berlin; man wird sie vielmehr in Ostasien, im Nahost und auf dem Balkan suchen müssen. Es versteht sich aber von selbst, daß ihre Folgen an jedem Punkte der Erde deutlich werden mußten, wo die Interessen der großen Mächte aufeinanderstießen, und es ist klar, daß auch die Deutschland- und Berlin-Frage von ihnen bestimmt wurden. Schon im September 1946 deutete der amerikanische Außenminister Byrnes in einer vielbeachteten Rede in Stuttgart eine Schwenkung der amerikanischen Deutschlandpolitik an, die sich freilich erst in den Jahren 1947 und 1948 durchzusetzen begann¹¹¹⁾. Die Auseinandersetzungen in Berlin mußten davon erheblich beeinflußt werden.

Zweifellos hatten lokale Residenten der Vereinigten Staaten, in gewissem Umfange auch des Vereinigten Königreichs, die widerstandleistenden Kreisverbände der Berliner Sozialdemokratie zunächst moralisch, dann auch politisch unterstützt¹¹²⁾. Eine anti-sowjetische Politik war damit jedoch keineswegs verbunden gewesen. Auch in den folgenden Monaten ist die Politik der angelsächsischen Mächte durchaus auf eine Verständigung mit der Sowjetunion ausgerichtet gewesen, und noch im Jahre 1948 hat der amerikanische Militärgouverneur, General Clay, einen letzten großangelegten Versuch einer Verständigung mit seinem sowjetischen Partner unternommen¹¹³⁾. Aber weder die Mitglieder des Alliierten Kontrollrates noch die ihnen vorgeordneten Regierungen kamen zu einer Einigung.

Inzwischen hatten eine Anzahl von Sitzungen der auf der Potsdamer Konferenz eingesetzten Außenministerkonferenz stattgefunden. Die erste Sitzung hatte schon im September 1945 in London getagt; ihr war eine mehrmonatige Sitzung in Paris im Frühling und Sommer 1946 gefolgt, eine dritte Sitzung hatte im Herbst 1946 in New York stattgefunden, und schließlich war man im Jahre 1947 in Moskau zusammgetreten, um Lösungen nicht nur in der Deutschlandfrage, sondern auch in anderen Angelegenheiten der Weltpolitik vorzubereiten. Schließlich hatte die fünfte Sitzung in London, im Herbst 1947, wie die vorangegangenen, wiederum zu keinen Ergebnissen geführt; sie war sogar abgebrochen worden, weil sich das Verhältnis der großen Mächte zueinander fortgesetzt verschlechtert hatte¹¹⁴⁾. Die Sowjetunion, die, wie wir uns erinnern,

¹¹⁰⁾ Dabei ist daran zu erinnern, daß alle Stellungen im öffentlichen Dienst auch in den Berliner Westsektoren ursprünglich von der SMA allein besetzt worden waren.

¹¹¹⁾ Dazu J. F. BYRNES, a. a. O., S. 187 ff.

¹¹²⁾ Vornehmlich ist hierbei jedoch an Vertreter britischer und amerikanischer Zeitungen zu denken.

¹¹³⁾ Vgl. dazu L. D. CLAY, S. 350. Es handelte sich um eine gemeinsame Währungsreform.

¹¹⁴⁾ Inzwischen hatten die Vereinigten Staaten mit den Vorbereitungen zum Marshall-Plan begonnen.

schon seit dem Sommer 1945 nicht nur ihre Okkupationszone in Deutschland schrittweise bolschewisiert, sondern auch bereits die Grundlagen einer künftigen Regierung für Mitteldeutschland durch die Schaffung der deutschen Zentralverwaltungen gelegt hatte, schritt nun zur Gründung einer Deutschen Wirtschaftskommission, welche trotz dem farblosen Namen in Wirklichkeit bereits eine separate Regierung für die Sowjetzone darstellte¹¹⁵⁾.

Zweifellos ist es heute noch nicht möglich, die sowjetische Deutschlandpolitik in ihren einzelnen Phasen vollständig zu erhellen; soviel aber kann man sagen, daß offensichtlich seit 1947 bei Stalin eine Entscheidung heranreifte, die er sich ersparen konnte, solange er sicher war, die angelsächsischen Mächte in der Deutschlandfrage maßgebend zu beeinflussen. Als die Vertreter der Vereinigten Staaten und des Vereinigten Königreiches im Alliierten Kontrollrat für Deutschland und in der Alliierten Kommandantur den Wünschen der sowjetischen Vertreter noch im wesentlichen nachkamen, hatte er keine Veranlassung gehabt, eine Spaltung Deutschlands voranzutreiben, denn es war für ihn von größtem Vorteil, ein Kontrollrecht über ganz Deutschland, insbesondere ein Mitausbeuterecht auch in Westdeutschland zu behalten, für das er den Westmächten in dem von ihm beherrschten Teile Deutschlands keine Gegenleistung bieten mußte. Offensichtlich ist sich Stalin im Jahre 1947 darüber klar geworden, daß sich diese für ihn so günstige und bequeme Situation verändert hatte und er in Zukunft mit einem Partner rechnen mußte, der eigene Interessen zu wahren beabsichtigte. Unter diesen Umständen konnte er sich keine Vorteile mehr davon versprechen, die Unterwerfung Mitteldeutschlands in der bis dahin gebotenen getarnten Form fortzusetzen; wenn er ohnehin zu einem Bruche mit den Westmächten entschlossen war, konnte er von nun an auch auf das demokratische Mäntelchen für seine Politik verzichten. Das Risiko, das er dabei einging, bestand einmal in dem Verluste seines Einflusses auf Westdeutschland, zum anderen in einer freilich nur entfernt möglichen gewaltsamen Auseinandersetzung mit seinen Kriegspartnern in der Berliner Frage. Hier hat er den Hebel angesetzt, um sich die Stadt zu unterwerfen und damit in bezug auf Deutschland vollendete Tatsachen zu schaffen, die jedenfalls nie mehr zu Ungunsten der Sowjetunion abgeändert werden könnten.

Für die Beurteilung der weiteren Entwicklung muß man berücksichtigen, daß die Okkupationsmächte in Deutschland unter grundverschiedenen Voraussetzungen operierten. Auch in den westdeutschen Besatzungszonen bestand ein Militärregime, das sich mit der allmählich wieder entstehenden deutsche Demokratie ebensowenig vertrug wie das der Sowjetunion in Mitteldeutschland. Alle drei Westmächte waren Demokratien. Sie konnten zwar in einer bestimmten

¹¹⁵⁾ Begründet durch Befehl Nr. 138 der SMA vom 27. Juni 1947. Ihre Vollmachten wurden ständig erweitert, vor allem durch eine Reihe von Befehlen seit dem 12. Februar 1948. Die entscheidenden Dokumente in: Dokumente zur Staatsordnung der Deutschen Demokratischen Republik, 2. Band. Ausgewählt und herausgegeben von G. ALBRECHT, 1959, S. 121 f., 127, 131, 134 f.

Phase der Nachkriegspolitik im besiegten Lande eine reine Militärdiktatur errichten; sie mußten aber auf der anderen Seite berücksichtigen, daß sie in unüberwindliche Schwierigkeiten geraten würden, wenn sie der sich bildenden deutschen Staatlichkeit allzu schwere Hypotheken aufluden; vornehmlich mußte es jedenfalls auf die Dauer ausgeschlossen sein, den niedrigen Lebensstandard, wie er unmittelbar nach dem Kriege in allen Besatzungszonen Deutschlands bestand, beizubehalten. Besatzungsmächte, die sich das Ziel setzten, Deutschland selbst in einer modifizierten Form der Politik des Morgenthau-Planes zu beherrschen, hätten totalitäre Diktaturen sein müssen, um die verzweifelte Bevölkerung in ihrem Herrschaftsgebiet unter allen Umständen niederhalten zu können. Da hiervon keine Rede war, mußten Briten wie Amerikaner befürchten, daß eine Weiterführung ihrer Politik auf die Dauer entweder zu blutigen Unruhen führen oder aber die westdeutsche Bevölkerung auf die Seite der Sowjetunion treiben würde¹¹⁶⁾. Eine durchgreifende Besserung der Lebensverhältnisse war damit unausweichlich geworden, und diese setzte die Schaffung einer gesunden Wirtschaft voraus, was nur möglich sein konnte, wenn die völlig ruinierte Währung saniert wurde¹¹⁷⁾.

Damit wurde die Frage einer gesamtdeutschen Währungsreform zur Schlüsselfrage einer künftigen Deutschlandpolitik jeder der beteiligten Mächte. Die Verhandlungen auf diesem Gebiet haben lange Zeit in Anspruch genommen und blieben doch ergebnislos¹¹⁸⁾. Im Zusammenhang damit war auf amerikanische Initiative das Besatzungsgebiet der Vereinigten Staaten mit dem der Briten vereinigt worden, und es gelang schließlich, Frankreich zu bewegen, seine Zone mit dieser Bizone zu einer Trizone zu vereinigen. Immer noch bestimmt von dem Wunsche, keine politischen Entscheidungen zu treffen, die eine endgültige Lösung des gesamtdeutschen Problems erschweren könnten, beschränkten sich die Westmächte darauf, in ihren Besatzungszonen reine Wirtschaftsadministrationen mit höchst beschränkten Befugnissen zu schaffen. Um deutlich zu machen, daß diese nicht zu einer Regierung ausgebaut werden sollten, wurden die Amtssitze der verschiedenen Behörden über das westdeutsche Gebiet verstreut.

Die Sowjetunion andererseits hatte schon im Jahre 1945 in der Berliner Innenstadt, die zu ihrem Okkupationssektor gehörte, Zentralverwaltungen errichtet, über welchen sich nun die Institutionen der Deutschen Wirtschaftskommission etablierten. Nach dem geltenden alliierten Recht war dies eine außergewöhnlich riskante Konstruktion, denn die Sowjetunion konnte damals noch nicht hoffen, Ostberlin oder gar ganz Berlin zu einem Teil der Sowjetischen Okku-

¹¹⁶⁾ SMA und SED begannen seit 1946, eine dahinzielende Propaganda gegen die Westmächte zu organisieren. Vgl. z. B. L. D. CLAY, S. 157 f.

¹¹⁷⁾ Die Währung wurde durch die praktisch unkontrollierbare Ausgabe von Papiergeld in Deutschland, zu dessen Druck jede einzelne Macht befugt war, derart devastiert, daß jeder Ansatz zur Wirtschaftsbelebung alsbald ergebnislos blieb.

¹¹⁸⁾ Vgl. die knappe Zusammenfassung bei E. DEUERLEIN, a. a. O., S. 170 ff.

pationszone Deutschlands zu machen; wenn sie die Separatregierung des von ihr okkupierten Teiles Deutschlands in der von den vier Mächten verwalteten Stadt Berlin errichtete, so hat sie damit zweifellos auf lange Sicht Annexionswünsche angemeldet; aber man geht wohl fehl in der Annahme, daß Stalin bereits in dieser frühen Zeit mit einer unmittelbaren Eroberung ganz Berlins gerechnet hat. Ihm dürfte es vornehmlich darauf angekommen sein, das Prestige, welches Berlin im In- und Auslande als alte deutsche Hauptstadt in Anspruch nehmen konnte, den Zwecken der sowjetischen Politik nutzbar zu machen. Es ist nicht zu bestreiten, daß ihm das in einem bestimmten Umfange gelungen ist.

Nach dem Ausbau seiner Stellung in Mitteldeutschland und Ostberlin, im Dezember 1947 und im Januar 1948¹¹⁹⁾, konnte er sich weitergehende Ziele setzen. Unzweifelhaft hat er damals Berlin sowohl als ein Druckmittel zur Verhinderung einer Zusammenfassung der westlichen Besatzungszonen zu einem provisorischen Staate benutzt, wie er auch auf der anderen Seite dazu überging, die Vorbereitungen zu einer Annexion ganz Berlins zu treffen. In der kommunistischen Propaganda ist behauptet worden, erst die separate Währungsreform der Westmächte habe die Sowjetunion gezwungen, ihrerseits das von ihr okkupierte Gebiet zu sichern und zugleich ihre eigenen Interessen in Berlin zu wahren¹²⁰⁾; mit der chronologischen Folge der Ereignisse ist diese Behauptung nicht in Einklang zu bringen. Schon seit dem Januar 1948 haben sowjetische Behörden die alliierten Transporte nach Berlin belästigt; sie haben sich nicht gescheut, Abkommen, die sie aus freien Stücken mit ihren Partnern geschlossen hatten, einseitig zu ändern oder gar aufzukündigen¹²¹⁾. Die Vorbereitung einer Blockade Berlins läßt sich deutlich Monate vor ihrer Verhängung erkennen.

Zur Beurteilung der Ereignisse in Berlin wird man gut tun, sich daran zu erinnern, daß fast zur selben Zeit in der Tschechoslowakei ein kommunistischer Staatsstreich mit Erfolg durchgeführt wurde und daß der sowjetische Vertreter bereits im März 1948 den Alliierten Kontrollrat für Deutschland verlassen hat. Der Alliierte Kontrollrat ist bis heute nicht aufgelöst worden; er hat jedoch durch die Abwesenheit des sowjetischen Vertreters seit dem Frühjahr 1948 keine gesamtdeutschen Funktionen mehr ausgeübt; und wenn wir uns der Stellung, welche Berlin in den internationalen Abmachungen ein-

¹¹⁹⁾ Vgl. die aufschlußreiche Darstellung dieser Entwicklung bei ST. DOERNBERG, a. a. O., S. 108 ff.

¹²⁰⁾ Diese alte Propagandathese ist neuerdings fast ganz aufgegeben worden. Vgl. etwa ST. DOERNBERG, a. a. O., der sie nicht mehr vertritt. Über diese wichtige Neubewertung der ersten Nachkriegsphase durch die SED und die Anerkennung der Thesen, die noch vor wenigen Jahren als verlogene Behauptungen unverbesserlicher kalter Krieger bezeichnet wurden, habe ich in der Rezension einer wichtigen Schrift von W. HORN nähere Ausführungen gemacht. Vgl. Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, Band 11, 1962, S. 403 f.

¹²¹⁾ Diese Entwicklung gipfelte in den Noten der Sowjetunion an die Westmächte vom 27. November 1958, in denen die Sowjetunion unverhohlen die entscheidenden Abkommen mit ihren Kriegsverbündeten „als nicht mehr in Kraft befindlich“ erklärte. Text in: Dokumente zur Berlin-Politik, a. a. O., S. 321.

nahm, erinnern, wird sofort deutlich, welche eigentümliche Problematik damit für die Reichshauptstadt heraufbeschworen wurde.

Die Alliierte Kommandantur für Berlin hatte als das dem Magistrat vorgeordnete Gremium bei aller Abhängigkeit der einzelnen Stadtkommandanten von ihren Regierungen doch diesen Alliierten Kontrollrat für Deutschland als weisungsbefugte Oberbehörde gehabt. Indem dieser außer Funktion trat, hatte die Kommandantur für Berlin, deren Arbeit unter dem Druck der Verhältnisse immer problematischer geworden war, kaum noch Wirkungsmöglichkeiten. Nachdem die Sowjetunion die Durchführung der Währungsreform in den drei westlichen Besatzungszonen zum Vorwand der Einführung der Vollblockade genommen hatte¹²²⁾, waren die Westmächte vor die Entscheidung gestellt, ob sie der offenkundigen Erpressung der Sowjetunion nachgeben sollten — was ihre moralische und politische Kapitulation in ganz Europa bedeutete hätte — oder ob sie auf die Gefahr einer bewaffneten Auseinandersetzung hin ihre Position in Berlin behaupten wollten. Wir wissen, daß damals maßgebende Kräfte bei den westlichen Mächten, auch in den Vereinigten Staaten, für die Aufgabe Berlins eingetreten sind¹²³⁾. Andererseits hat sich gerade auf der Seite der Vereinigten Staaten eine harte Entschlossenheit kundgetan, die fortgesetzten Übergriffe der sowjetischen Macht notfalls auch mit Gewalt abzuwehren.

Hier ist es insbesondere der amerikanische Militärgouverneur, General Clay, gewesen, der versuchte, seine Regierung zu entschlossenen Maßnahmen zu bewegen. Auf ihn geht der Vorschlag zurück, die von den sowjetischen Behörden gesperrten Zugangswege nach Berlin durch Waffengewalt zu öffnen. Clay rechnete mit der Möglichkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung, war jedoch davon überzeugt, daß ein Krieg noch am ehesten vermieden werden könnte, wenn die amerikanische Regierung ihr gutes Recht kraftvoll wahrnehmen würde. Hierfür ließ sich Präsident Truman jedoch nicht gewinnen, wobei möglicherweise britische Einflüsse eine Rolle gespielt haben. Er stimmte jedoch dem von den Generälen Clay und Lemay entwickelten Projekt einer Luftversorgung der blockierten Stadt zu und war hier willens und entschlossen, den ungestörten Lufttransport notfalls durch Einsatz von Jagdflugzeugen zu sichern¹²⁴⁾.

So konnte man die dringend benötigten Versorgungsgüter für die Garnison der westlichen Besatzungsmächte in Berlin, darüber hinaus aber auch für die Bevölkerung der Stadt, beschaffen. Von einem bestimmten Augenblicke an war die Luftbrücke zu so großen Transportleistungen fähig, daß sie die Aushungerung oder Abwürgung Berlins unmöglich erscheinen ließ.

¹²²⁾ Zu diesem Problem: W. PH. DAVISON: Die Blockade von Berlin. Modellfall des Kalten Krieges, 1959. Dazu H. S. TRUMAN, II., S. 133.

¹²³⁾ Andeutungen über die Auseinandersetzungen bei H. S. TRUMAN, II., S. 135 ff. Dazu: W. PH. DAVISON, a. a. O., S. 139 ff. Vgl. auch: The Forrestal Diaries. Ed. by W. MILLIS, London 1952.

¹²⁴⁾ H. S. TRUMAN, II., S. 139.

In unserem Zusammenhange können wir diese Problematik nicht mehr verfolgen¹²⁵⁾. Immerhin hat Stalin offenbar bereits im Herbst 1948 erkannt, daß er mit einer Annexion der ganzen Stadt nicht mehr rechnen könne; so leitete er den Staatsstreich im Ostsektor der Stadt ein, nachdem er den russischen Vertreter auch aus der Alliierten Kommandantur Berlin unter einem nichtigen Vorwand zurückgezogen hatte. Das Ergebnis dieser Auseinandersetzung ist die faktische Spaltung der Berliner Stadtverwaltung gewesen, die freilich den persönlichen Kontakt zwischen der Bevölkerung der drei Westsektoren und der des sowjetischen Sektors nicht ernsthaft beeinträchtigt hat. Bis in unser Jahrzehnt hinein haben Arbeitnehmer aus beiden Teilen der Stadt im anderen Besatzungssektor arbeiten können, wenn auch seit den fünfziger Jahren die Bevölkerung des Ostsektors in verstärktem Umfange unter Kontrolle genommen wurde. Im Jahre 1948 war davon jedoch keine Rede. Stalin begnügte sich mit der Spaltung der Stadtverwaltung, nachdem er durch seinen Militärgouverneur, Marschall Sokolowski, grundsätzlich den Anspruch erhoben hatte, die Oberhoheit über ganz Berlin auszuüben¹²⁶⁾. Eine praktische Wirkung hatte diese Forderung jedoch nicht, da ihr die Vereinigten Staaten scharf widersprachen und keine der beteiligten Mächte eine Zuspitzung der Krise anstrebte.

So erfreulich die Behauptung Berlins in der Auseinandersetzung der Blockade ist, so ist doch klar, daß die Westmächte hierbei in der Defensive waren und blieben. Der erfolgreiche Widerstand der Berliner Bevölkerung, die technisch hervorragende Leistung vornehmlich der Vereinigten Staaten, aber auch die des Vereinigten Königreiches stellen positive Faktoren in der Nachkriegsentwicklung dar; sie haben zweifellos erheblich dazu beigetragen, daß die jetzt unvermeidlich gewordene Anlehnung der drei westlichen Besatzungszonen an die stärkste Macht des Westens, die Vereinigten Staaten, reibungslos und unter gegenseitiger wachsender Respektierung erfolgen konnte.

Für die Stadt Berlin selbst aber, die von nun an kräftig von den westlichen Zonen Deutschlands, die sich 1949 zur Bundesrepublik Deutschland zusammenschlossen, aber auch von den Vereinigten Staaten von Amerika unterstützt wurde, blieben zahlreiche Probleme offen. Unzweifelhaft hat Berlin zur Entwicklung und zur Stabilisierung der Bundesrepublik einen entscheidenden moralischen und politischen Beitrag geleistet; Berlin ist auch, wenngleich mit einem gewissen Abstände, Partner des Wohlstandes der Bundesrepublik geworden, zu der es nach dem Willen des deutschen Verfassungsgebers als Land gehört. Auf der anderen Seite haben gerade die westlichen Besatzungsmächte den Rechtsstandpunkt der Vier-Mächte-Verwaltung in Berlin stets aufrechterhalten, was dazu führte, daß die entsprechenden Artikel des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland ebenso wie die einschlägigen Teile der endgültigen Ver-

¹²⁵⁾ Ausführlich bei W. PH. DAVISON, a. a. O.

¹²⁶⁾ So etwa in dem Befehl der SMA an den amtierenden Oberbürgermeister von Groß-Berlin vom 22. Juni 1948. Vgl. Dokumente zur Berlin-Frage, S. 78.

fassung von Berlin suspendiert wurden¹²⁷). Und Berlin war der Möglichkeit beraubt worden, seine Hauptstadtfunction weiter auszuüben, die es als Sitz des Alliierten Kontrollrates für Deutschland noch behalten hatte.

Sehr schnell verlor Berlin die Schlüsselposition in den innerdeutschen Angelegenheiten, so sehr sein moralisches Prestige auch gewachsen war. Die Gründung der Bundesrepublik Deutschland, die von dem Berliner Stadtoberhaupt Ernst Reuter energisch befürwortet wurde¹²⁸), konnte überhaupt erst die Voraussetzungen einer Wiedervereinigung der vier Zonen Deutschlands unter freiheitlichen Bedingungen schaffen; sie bedeutete aber andererseits ein Zurücktreten Berlins aus dem eigentlichen politischen Kräftefeld.

Der Kampf um Berlin hatte zugleich gezeigt, daß die beiden Weltmächte in der Deutschlandfrage wenigstens vorübergehend ein Patt in Kauf zu nehmen bereit waren. Es versteht sich von selbst, daß der Zustand, wie er auf Grund der Londoner Abmachungen von 1944 durch die Schaffung von Besatzungszonen geschaffen wurde, politische Entscheidungen in der Deutschlandfrage nicht ersetzen konnte und kann.

Es ist in diesem Zusammenhange nicht mehr unsere Aufgabe, auf die weitere Entwicklung einzugehen. Nur das eine läßt sich zum Abschluß sagen: Die sowjetische Politik, von spektakulären technischen Erfolgen der späten fünfziger Jahre begünstigt, hat zahlreiche und schließlich energischste Versuche unternommen, den seit 1948 deutlicher werdenden Zustand der Einfrierung der Spaltung Deutschlands staats- und völkerrechtlich zu sichern. Motive und Ziele dieser sowjetischen Politik sollen hier nicht im einzelnen analysiert werden. Soviel aber ist klar, daß die Durchsetzung dieser sowjetischen Forderungen zweifellos auf die Dauer zur Eingliederung Berlins in das Sowjetimperium führen müßte. Damit wäre ein Zustand geschaffen, der für die kommunistische Expansionsideologie nur eine Atempause vor neuem Ausgreifen wäre, der jedoch die Moral der Deutschen entscheidend beeinträchtigen würde und von dem noch nicht feststeht, wie er sich auf den Zusammenhalt des westlichen Lagers auswirken könnte¹²⁹).

Wie eingangs bemerkt, hat Berlin im Laufe der Entwicklung eine Bedeutung gewonnen, welche die westlichen Siegermächte ursprünglich nicht vorausgesehen hatten, während die Sowjetunion ihre Deutschlandpolitik von vornherein auf die Gewinnung Berlins an-

¹²⁷) Alle einschlägigen Bestimmungen jetzt zusammengefaßt in: Handbuch des Abgeordnetenhauses von Berlin, IV. Wahlperiode, Teil I (Berlin 1963).

¹²⁸) Vgl. dazu: W. BRANDT/R. LOWENTHAL: Ernst Reuter. Ein Leben für die Freiheit. Eine politische Biographie, 1957, S. 477 f.

¹²⁹) Schon allein deshalb, weil die Herausschlagung der Berliner Westsektoren aus dem Gefüge der Bundesrepublik nicht ohne Änderung des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland und der Berliner Verfassung möglich wäre und zugleich gültige internationale Verträge, so etwa der Vertrag über die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den drei Mächten vom 26. Mai 1952 in der durch das Protokoll vom 23. Oktober 1954 abgeänderten Fassung, verletzt werden würden.

gelegt hatte. Berlin ist ebenso wie ganz Deutschland eine längere Zeit passives Objekt der Politik der Siegermächte gewesen, hat aber unter bestimmten Bedingungen auf die Politik dieser Mächte Einfluß nehmen können. Weltpolitische Verschiebungen können die bestehenden Verhältnisse verändern. Eine solche Entwicklung wäre zu begrüßen, wenn angenommen werden könnte, daß allen Beteiligten die Identität der Deutschland- und der Berlin-Frage klar sei. Eine Lösung des Problems ohne Gewährung des Rechtes der Selbstbestimmung könnte dem deutschen Volk nur aufgezwungen werden. Sie würde auf die Dauer schwerste Gefahren auch für diejenigen heraufbeschwören, die in ihr heute eine Forderung realistischer Politik sehen. An einer Lösung der deutschen Frage hingegen, welche die vitalen Bedürfnisse aller beteiligten Völker, also auch die des deutschen Volkes, berücksichtigt, sollten wir gemeinsam geduldig arbeiten.



Rudolf Buchheim

1820 - 1879

Hundert Jahre wissenschaftliche Pharmakologie

Aus dem Vorspruch bei Einweihung des
neuerbauten Pharmakologischen Instituts
in Gießen am 30. November 1962

Sie dürfen es mir glauben, daß ich heute hier mit bewegtem und dankerfühltem Herzen stehe, um einige Worte zur Einweihung dieses Hauses zu sagen; denn es ist eine wirkliche Freude, ein Institut aus der Hand des Baukünstlers zu übernehmen, das von Grund auf für die Bedürfnisse des Faches geplant und gebaut wurde.

Das heute eingeweihte Haus ist das 8. Gebäude, in dem das Gießener Pharmakologische Institut in den 118 Jahren seines Bestehens untergebracht war. Die ersten 4 Gebäude, die immer für andere Zwecke erbaut worden waren, dienten dem Institut während 91 Jahren; erst in den letzten 27 Jahren mußte das Institut viermal umziehen. Wir alle hoffen, daß dieses neue Haus dem Institut ungestört wieder länger dienen wird.

„Übermütig sieht's nicht aus, unser kleines weißes Haus . . .“ könnte man den Goetheschen Vers variierend sagen. Im Vergleich zu den Pharmakologischen Instituten anderer Universitäten in Deutschland und Europa, ja sogar in Amerika, kann es sich aber durchaus sehen lassen. Nicht nur bei lebendigen Organismen, sondern auch bei wissenschaftlichen Institutionen gibt es ja eine optimale Größe; die gigantischen Formen haben, wie aus der Erdgeschichte ja bekannt ist, sich nie auf die Dauer halten können.

In unserem heutigen Neubau sind wir mit dem Institut für Hygiene im gleichen Bauwerk untergebracht, benutzen Hörsaal und Kurssaal gemeinsam und pflegen fachliche und nachbarliche Freundschaft, und das schon von alters her:

Asklepios, der Gott der Heilkunde, hatte zwei sicherlich schöne Töchter: Hygieia und Panakeia. Diese beiden Damen der griechischen Sagenwelt, immerhin Halbgöttinnen, personifizieren die vorbeugende und heilende Medizin. Als Geschwister stellen sie die beiden Säulen dar, über die sich der Bogen der gesamten Heilkunde wölbt. Die heilende Medizin gründet sich ja in der Antike wie heute auf die Panazee, das heilende Kraut, das bei allen ärztlichen Verrichtungen mitwirken muß.

Für die schmückende Rückwand des Treppenhauses in unserem gemeinsamen Hörsaaltrakt hatte ich einen Sinnspruch vorgesehen, der dann aus verschiedenen Erwägungen schließlich nicht zur Ausführung kommen konnte:

*Florae ac Faunae pia turba favente Hygieia
Mortem audeat jam vincere et omne malum.*

Frei übersetzt würde das etwa lauten:

„Möge, was wohltätig in Flora und Fauna sich regt
Mit göttlicher Gnade wagen,
den Tod zu bezwingen und jegliches Übel.“

Dieser Spruch sollte daran erinnern, daß wir seit den ältesten Zeiten bis in unsere Tage die wirksamsten ärztlichen Mittel der belebten Welt verdanken. Penicillin und Impfstoffe, Hormone und Testsera, Digitalis und Reserpin sind heutige Heilmittel, die die erforschte Natur uns bietet, alle verdanken wir sie dem „heilsam Lebendigen in Flora und Fauna“, das in Hygiene und Pharmakologie uns jeden Tag erneute Rätsel aufgibt und immer wieder auch neue Wunder enthüllt.

Es wäre hübsch gewesen, wenn sich für diesen Sinnspruch eine künstlerisch gültige Gestaltung hätte finden lassen. Er hätte Studenten und Lehrer gemahnt, sich mit Leidenschaft für die Forschung und Wissenschaft einzusetzen und Mittel auch gegen „jegliches Übel“ zu finden.

Alle, die am Neubau unseres Instituts beteiligt waren, haben sich große Mühe gegeben, die aber der schönen Aufgabe auch angemessen war; denn das Gießener Pharmakologische Institut ist das älteste seiner Art in Deutschland. Seine Tradition reicht lückenlos zurück bis 1844, als auf Betreiben von JUSTUS LIEBIG Professor Dr. PHILIPP PHOEBUS nach Gießen berufen wurde, um die angehenden Ärzte Pharmakologie zu lehren.

Aus seiner Amtszeit sind im Institut noch Akten erhalten geblieben. Er hatte in einigen Räumen im Kollegienhaus auf dem Brandplatz eine Sammlung von arzneilich verwendeten Drogen und Mineralien, und er lehrte die theoretischen Grundlagen der Arzneitherapie, wie wir das heute noch tun. PHOEBUS war bis 1832 an der Universität Berlin Dozent für Anatomie, Physiologie und Pathologie gewesen und hatte sich dann auf mehrjährigen Weltreisen besondere Erfahrungen in der Arzneitherapie in exotischen und europäischen Ländern erworben.

PHOEBUS beschäftigte sich mit verschiedenen Fragen: am bekanntesten wurde seine 1862 erschienene Monographie über das sog. Heufieber, mit dem er der Allergieforschung einen neuen Impuls gab. Erst nachdem er die Ergebnisse einer schriftlichen Umfrage in Deutschland, England, Frankreich, der Schweiz und Italien ausgewertet hatte, hat er die Symptomatik, Pathogenese und Therapie des Heufiebers in seiner Monographie beschrieben. Diese Fragebogenaktion war für die damalige Zeit eine Pioniertat. Durch diese umfassende und gründliche Studie¹⁾ hat sich PHOEBUS einen Ehrenplatz in der Allergieforschung gesichert.

Nach seiner Emeritierung arbeitete der Großherzoglich Hessische Geheimrat PHOEBUS noch an einem wichtigen Problem der praktischen Arzneitherapie: Er regte die Schaffung einer Internationalen Pharmakopoe an. Im September 1871 übersandte er der Kaiserlichen

¹⁾ Persönliche Mitteilung von Herrn Prof. Dr. H. SCHADEWALDT, Düsseldorf.

Arzneibuch-Kommission seine Gedanken und Überlegungen, mit denen er diese seine Anregung begründete ^{1a)}).

Als PHOEBUS 1865 emeritiert wurde, berief man 1866 als seinen Nachfolger den würdigsten und berühmtesten Pharmakologen der damaligen Zeit, RUDOLF BUCHHEIM, ordentlichen Professor für Pharmakologie in Dorpat.

BUCHHEIM erhielt bei der Berufung nach Gießen die Zusage, daß ihm ein eigenes Institut zur Verfügung stehen würde, und zwar im Neubau des Hörsaalgebäudes; BUCHHEIM hat Entwürfe und Pläne dafür entwickelt. Da aber dieser Neubau nicht so rasch zustande kam, hat die großherzogliche Regierung erhebliche Mittel bereitgestellt, um in der Wohnung von BUCHHEIM im Hause Ludwigstr. 12 vier Zimmer zu einem eigenen Institut auszubauen. In diesem Haus setzte BUCHHEIM seine experimentellen Untersuchungen von Dorpat fort.

BUCHHEIM hatte in Dorpat schon 1847 das erste „Pharmakologische Institut“ der Welt gegründet, das in seiner Privatwohnung eingerichtet war. An anderen Universitäten, auch in Gießen, gab es zu dieser Zeit nur Sammlungen von getrockneten Drogen, aber keine eigentlichen Institute für experimentelle pharmakologische Untersuchungen.

SCHMIEDEBERG als der bedeutendste Schüler BUCHHEIMS würdigt dessen Leistung in seiner Biographie: *Rudolf Buchheim, sein Leben und seine Bedeutung für die Begründung der wissenschaftlichen Arzneimittellehre und Pharmakologie*. Darin schreibt SCHMIEDEBERG ²⁾:

„Buchheim hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Wirkungen der Arzneimittel nicht nur zu beschreiben, sondern vor allen Dingen sie zu erklären, und zwar aus den chemischen Eigenschaften der Substanzen. Das Experimentieren mit Arzneimitteln hatte schon vor Buchheim begonnen, aber man begnügte sich damit, die unmittelbar beobachteten Erscheinungen möglichst ausführlich zu beschreiben, ohne auf das Wesen der Vorgänge einzugehen, die sich dabei im Organismus zwischen diesem und den Arzneimitteln abspielen. Gerade auf diese Seite der experimentellen Forschung legte Buchheim das Hauptgewicht.“

BUCHHEIM wurde damit zum Begründer der auf naturwissenschaftlicher Grundlage sich aufbauenden experimentellen Pharmakologie. Im Mai 1922 ist unter Mitwirkung der Deutschen Pharmakologischen Gesellschaft eine Marmortafel ³⁾ an seinem Gießener Haus Ludwigstr. 12 angebracht worden:

^{1a)} Vgl. S. 209 Philipp Phoebus und die internationale Pharmakopoe.

²⁾ OSWALD SCHMIEDEBERG, *Arch. f. exp. Path. u. Pharm.* **67**, 1 (1912) mit Porträtbild Buchheims.

³⁾ Herrn Dr. E. MEYER möchte ich für seine vielfachen Bemühungen bei der Aufklärung der historischen Zusammenhänge verbindlichst danken.

Hier wohnte und starb
Professor Dr. Rudolf Buchheim
Begründer der experimentellen
Pharmakologie
geb. 1. März 1820, gest. 25. Dezember 1879

„Zu dem Bedeutendsten, was Buchheim geschaffen hat, gehört die Begründung eines natürlichen Systems der Arzneimittel und damit die Pharmakologie im allgemeinen.“ . . . „Ohne diese Buchheimsche Systematik ist eine wissenschaftliche Pharmakologie und Arzneimittellehre nicht mehr denkbar und in der Begründung derselben liegt deshalb die Hauptbedeutung seines Wirkens und Schaffens“⁴⁾.

BUCHHEIM faßte in dieser Systematik die verschiedenen Mittel mit gleicher oder ähnlicher Wirkung zu pharmakologischen Gruppen zusammen. BUCHHEIMS *Lehrbuch der Arzneimittellehre* von 1854 ist schon nach diesem System aufgebaut. Das Buch fand 1856 eine ausgezeichnete Beurteilung durch den Physiologen K. VIERORDT in Tübingen und dem Pharmakologen C. P. FALCK in Marburg.

BUCHHEIMS Leistungen wurden in aller Welt anerkannt. Er war schon 1847 auf das Dorpater Extraordinariat für Pharmakologie berufen worden und 1849 zum Ordinarius ernannt worden. Ehrenvolle Rufe nach Breslau 1863 und Bonn 1866 lehnte er ab, da an diesen preußischen Universitäten die Errichtung eines Pharmakologischen Instituts nicht möglich war, da Arzneimittellehre in Preußen kein besonderes Prüfungsfach mehr war. In Gießen dagegen, der Hessischen Landes-Universität, genoß die Arzneimittellehre höheres Ansehen und die Errichtung eines eigens für experimentelle Forschung eingerichteten Instituts wurde bei den Berufungsverhandlungen sofort bewilligt; BUCHHEIM folgte daher im September 1867 dem ehrenvollen Ruf nach Gießen.

In Gießen hatte BUCHHEIM nur drei Doktoranden; er publizierte die Ergebnisse von 16 experimentellen Untersuchungen und widmete sich dann hauptsächlich der Ausgestaltung seines Lehrbuchs, dessen 3. Auflage 1878 erschien.

BUCHHEIM selbst veröffentlichte nicht viele experimentelle Arbeiten; er hat seine Untersuchungen im Labor immer selbst durchgeführt, gemeinsam mit seinen zahlreichen Adepten, überließ aber dann die Publikationen meist seinen Schülern⁵⁾.

BUCHHEIM fühlte sich auch als der berufene Anwalt seines Faches in Deutschland, und er war daher wie kein anderer befugt, die Bedeutung der Pharmakologie in der Medizin darzulegen. In seinem Aufsatz⁶⁾: *Über die Aufgaben und die Stellung der Pharmakologie an den deutschen Hochschulen* wendet er sich gegen die Darstellung

⁴⁾ O. SCHMIEDEBERG: *Arch. exper. Path. u. Pharm.* **67**, 1, 10 ff. (1912).

⁵⁾ Eine vollständige Liste der 118 Publikationen von BUCHHEIM und seinen Schülern mit kurzen Referaten dieser Arbeiten finden sich in *Arch. exper. Path. u. Pharm.* **67**, 18—54 (1912).

⁶⁾ BUCHHEIM: *Arch. exper. Path. u. Pharm.* **5**, 261 (1876).

von BILLROTH⁷⁾ und verteidigt die Besonderheit des Faches, des Lehrstoffs und der Lehrmethode der Pharmakologie. Er weist darauf hin, daß die Beobachtung am Krankenbett nicht ausreicht, um die Wirkung der Arzneimitteln richtig beurteilen zu können und jene Kenntnisse zu gewinnen, die für die Anwendung dieser Mittel bei anderen Kranken notwendig sind. Er erkannte schon damals, daß die Aufstellung eines Heilplans notwendig ist, und er fordert, daß die Fundamentalwirkung jedes Mittels und auch seine Toxizität erforscht werden müsse.

Seine schon 1876 erhobene Forderung bei der Besetzung der Pharmakologischen Lehrstühle gilt auch heute noch: Der akademische Lehrer der Pharmakologie muß Chemie und Physiologie beherrschen, er muß die Pharmakotherapie lehren und schließlich auch prüfen. Diese Forderung muß auch heute wieder mit Nachdruck erhoben werden.

Seit 1878 war das neue Kollegiengebäude in der Ludwigstraße 19 im Bau, in dem das Pharmakologische Institut untergebracht werden sollte; gerade als BUCHHEIM dabei war, die Inneneinrichtung dieser Räume zu entwerfen, erlitt er einen Schlaganfall, dem er am Weihnachtstage 1879 erlag.

Als Nachfolger für BUCHHEIM wurde Professor GAETHGENS berufen, der seine Ausbildung noch unter SCHMIEDEBERG in Dorpat erhalten hatte, dann Kliniker und ord. Professor für Pharmakologie in Rostock war und von 1880 bis 1898 in Gießen wirkte.

Nach BUCHHEIMS Tod waren die Laboratoriumsräume in seiner Wohnung nicht mehr verfügbar; auch die im neuerbauten Kollegiengebäude vorgesehenen Räume mußten nach langen Verhandlungen anderweitig verwendet werden, so daß also dem neu berufenen Pharmakologen keine eigenen Institutsräume zur Verfügung standen. Aus diesem Grund widmete sich GAETHGENS neben seinem Unterricht für die Medizinstudenten auch der Ausbildung von Apothekern.

Erst als JULIUS GEPPERT, der in Bonn außerordentlicher Professor war, nach Gießen berufen wurde, wurden Institutsräume im ehemaligen Schwesternhaus in der Lonystraße für GEPPERTS experimentelle Arbeiten hergerichtet. Sie dienten dem Institut von 1900 an, wurden aber bald zu klein. Von 1907 an waren dann die Institutsräume im früheren Veterinär-Anatomischen Institut in der Frankfurter Straße 85 für das Pharmakologische Institut eingerichtet worden. Hier widmete sich GEPPERT weiterhin den Methoden der Gasanalyse und entwickelte neue sinnreiche Apparaturen; durch seine geistvollen Untersuchungen erkannte er auch den Mechanismus der Cyanidvergiftung. Als 72jähriger wurde GEPPERT 1928 emeritiert.

Als dann 1928 der Düsseldorfer Ordinarius Professor Dr. FRITZ HILDEBRANDT nach Gießen berufen wurde, war ihm die Errichtung eines neuen Instituts zugesichert worden, da das bisherige Institut für die moderne Pharmakologie nicht mehr genügte. Ein in der

⁷⁾ BILLROTH: *Über das Lehren und Lernen der medizinischen Wissenschaften an den Universitäten deutscher Nation*. Wien 1876.

Gaffkystraße leerstehendes Isolierhaus wurde ausgebaut, und HILDEBRANDT konnte sich seit 1935 seines schönen und vollwertigen Instituts als eines „Schmuckkästchens“ rühmen. Es hat ihn schwer getroffen, als dieses ganze Institut im Dezember 1944 dem Bombenkrieg zum Opfer fiel.

HILDEBRANDT hatte auch die erste Schule für technische Assistentinnen ins Leben gerufen, da er erkannt hatte, welche wesentliche Hilfe die Forschung durch diese geschickten und unermüdlichen Helferinnen gewinnen kann.

Nach seiner Zerstörung fand das Pharmakologische Institut im W. C. Kerckhoff-Institut in Bad Nauheim eine bescheidene aber würdige Unterkunft, so daß die wissenschaftlichen Arbeiten während der Jahre 1945—1958 fortgesetzt werden konnten.

Erst im April 1958 konnte ich als Nachfolger HILDEBRANDTS das Institut wieder von Bad Nauheim nach Gießen zurückverlegen, da eine provisorische Unterkunft in der Villa Rinn in Gießen ermöglicht worden war. Aber dieses schöne Haus mußte vom Herbst 1959 an umgebaut werden, und es gab einige harte Monate, als dem Institut nur unser neugebauter Tierstall und zwei Räume in Bad Nauheim noch zur Verfügung standen. Trotzdem konnten auch zur damaligen Zeit, dank der Einsatzbereitschaft aller Institutsmitglieder, experimentelle Arbeiten fortgeführt werden. Im November 1960 konnten wir dann in diesen Neubau einziehen, obwohl er zu dieser Zeit noch nicht ganz fertig war.

Wenn die Einweihung des Instituts erst heute, also zwei Jahre nach dem Einzug in dieses Haus erfolgen kann, so beruht das darauf, daß die Inneneinrichtung eines Pharmakologischen Instituts heute keine ganz einfache Aufgabe mehr ist. Die Pharmakologen bedienen sich heute der Arbeitsmethoden der Biochemie und Mikrochemie, der Physikalischen Chemie und der Isotopentechnik, der Physiologie und Pathophysiologie. Gewiß wird ein Einzelner sich auch heute nicht auf allen diesen Gebieten betätigen wollen, aber ein modernes Institut sollte in der Lage sein, wenigstens einige dieser Arbeitsrichtungen nebeneinander aufzunehmen. Dies ist in unserem neuen Institut möglich, da unsere Arbeitsräume immer auf mehrfache Verwendbarkeit eingerichtet sind. Aber selbst bei bester Planung und Vorbereitung kann die Fertigstellung von Laboratorien nicht beschleunigt werden, da die Lieferfristen mancher Apparaturen länger als ein halbes Jahr betragen und manche Geräte nur an einer einzigen Stelle dieser Welt hergestellt werden.

Die wissenschaftliche Pharmakologie hat sich seit den Zeiten von BUCHHEIM bis heute, also in den letzten 100 Jahren, außerordentlich breit und mächtig entwickelt. Vor etwa 100 Jahren begann man in der experimentellen Pharmakologie die beobachteten Wirkungen nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu messen nach Stärke der Reaktion, ihrem zeitlichen Ablauf und nach dem Grad der Wirkung, abhängig von Dosis und Darreichung. Ein Versuchsergebnis wird seit dieser Zeit erst dann gültig, wenn es mit Sicherheit reproduziert werden kann und sich die Befunde in Zahlen angeben lassen.

Die Aufgabe der Pharmakologie besteht ja darin, die Wirkung von allen chemischen Stoffen auf alle Lebensvorgänge zu beobachten, zu messen, zu registrieren und die Gesetze dieser Wirksamkeit zu erforschen. Man wird sofort erkennen, daß dies eine biologische und medizinische Aufgabe ist, die immer umfassender und vielgestaltiger wird, je mehr Stoffe uns zugänglich werden und je tiefer wir in das Geheimnis des Lebens eindringen.

Um biologische Wirkungen festzustellen, muß der Pharmakologe immer mit lebenden Objekten arbeiten; er muß die Wirkungen in Versuchen an mehreren Tierarten erforschen, am gesunden und kranken Menschen untersuchen und an überlebenden Organen und Zellorganellen prüfen. In besonderen Fällen kann eine Einzelwirkung eines Stoffes auch an isolierten Fermenten studiert werden, nämlich an der Beeinflussung der enzymatischen Reaktionskinetik.

Mit Beginn der experimentellen Arbeitsweise in der Pharmakologie haben sich unsere Kenntnisse in den letzten 100 Jahren wesentlich erweitert und vertieft, im besonderen in den letzten 30 Jahren. Das Fach hat sich in verschiedene Arbeitsbereiche aufgegliedert, die ich kurz charakterisieren möchte, damit man erkennt, wie vielseitig die Aufgaben des Pharmakologen heute geworden sind.

Liegt ein chemisch neuer Stoff vor, so muß eine pharmakologische Analyse seiner Wirkung durchgeführt werden, die sich ergibt aus der Synopsis aller Einzelwirkungen. Stoffe mit ähnlicher Wirkung faßt man seit BUCHHEIM in pharmakologische Gruppen zusammen. Man gelangt auf diese Weise zu einer systematischen Pharmakodynamik. Die Verteilung von Pharmaka und ihr Schicksal im Organismus wird in der Pharmakokinetik untersucht.

Damit aus einem wirksamen Pharmakon ein praktisch brauchbares Arzneimittel wird, sind noch viele Untersuchungen notwendig, die man unter der Bezeichnung „angewandte Pharmakologie“ zusammenfassen könnte. Diese Arbeitsrichtung liefert bei geeigneten Stoffen die theoretische Grundlage für die rationale Pharmakotherapie. Dazu gehört z. B. auch die Posologie, also die Aufgabe, jene Dosen zu ermitteln, die für die praktische Therapie beim Patienten anzuwenden sind. Es gilt auch, die beste Arzneiform zu finden und die zweckmäßigste Art der Darreichung, da auch diese beiden Faktoren Einfluß haben auf die schließlich wirksam werdende Dosis. Die Anwendung von Arzneien ist ja mit dem ärztlichen Beruf unmittelbar verknüpft, die Worte „Arzt“ und „Arznei“ haben die gleiche sprachliche Wurzel.

Die grundlegenden Gesetzmäßigkeiten, die das Zustandekommen pharmakologischer Wirkungen beherrschen, werden in der allgemeinen Pharmakologie dargelegt, die wir in Gießen in den ersten klinischen Semestern als eine Art „pharmakologische Propädeutik“ vortragen. In einer solchen Vorlesung werden die endogenen und exogenen Faktoren besprochen, die die Wirkung eines Stoffes beeinflussen können. Die Probleme bei Gewöhnung oder Resistenz, bei Überempfindlichkeit oder bei Allergien werden hier behandelt, die Fragen bei Synergismus und Antagonismus

zweier Stoffe, bei Summation von Stoffen, bei der Sensibilisierung und vielem anderen. Die klinische Pharmakologie endlich bietet zahlreiche Fragen, die nicht am Krankenbett bearbeitet werden können, sondern nur im pharmakologischen Laboratorium.

Neue Forschungsrichtungen unseres Faches sind die biochemische und biophysikalische Pharmakologie, die Einblick geben in die der Wirkung zugrunde liegenden Elementarvorgänge. Diese Forschungsrichtung versucht eine Forderung zu erfüllen, die JOHANNES KEPLER schon 1609 ausgesprochen hatte: Es gilt vom Sein der Dinge zur Ursache dieses Seins vorzudringen.

Ein junger kräftig sprossender Zweig unseres Faches ist endlich die Psychopharmakologie. Die Liste der Psychopharmaka gibt eine Vorstellung von den hier gegebenen Aufgaben; ich zähle diese Psychopharmaka einfach auf: Euphorika, Eidetika und Phantastika, die Wohlgefühle und Unterhaltung bieten; dazu kommen die Dynamika, die erhöhte Leistungsfähigkeit vortäuschen, die Noëtika und Aphrodisiaka, die schlafverseuchenden und endlich die eine Leistung wirklich steigernden Stoffe.

Als letzte Aufgabe sei erwähnt die Chemotherapie der Virusinfektionen und der Krebserkrankungen, wobei der Pharmakologie die Aufgabe zukommt, jene Mittel zur Blockierung biochemischer Reaktionen zu finden, durch deren Ausfall die kranke Zelle getötet wird, ohne daß die gesunde Nachbarzelle tödlichen Schaden erleidet.

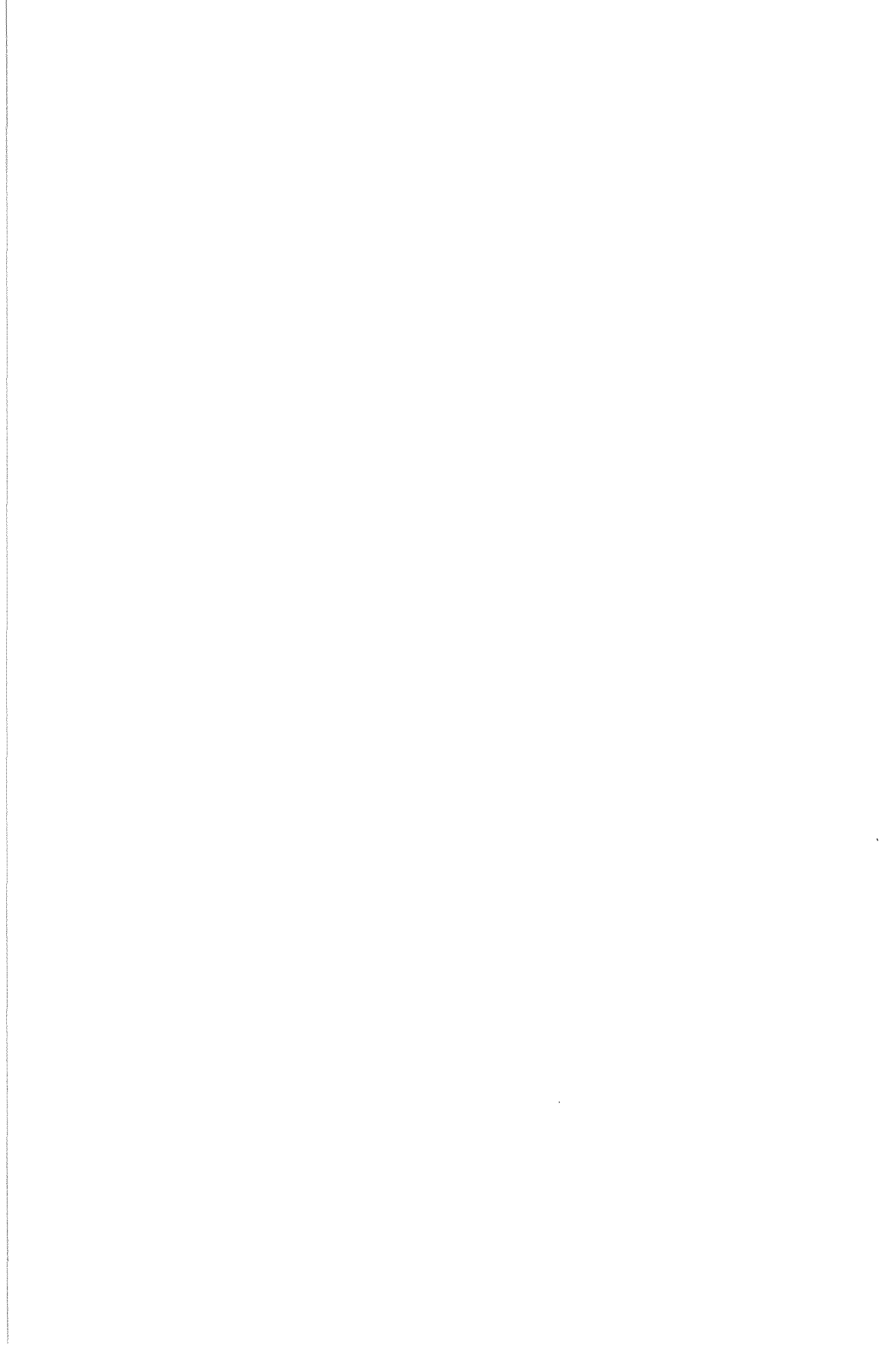
Pharmakologie ist auch grundsätzlich und immer wesentlich beteiligt an der Aufgabe, neue Wirkstoffe zu finden. Auf Grund der bekannten Wirkungen eines Stoffes kann man analoge Stoffe synthetisieren, die erwünschte Partialwirkungen bekannter Substanzen haben oder als kompetitive Antagonisten wirksam werden. Die Konstitution neuer Wirkstoffe kann also in manchen Fällen heute schon „konstruiert“ werden.

Die Toxikologie endlich ist nicht ein moderner Zweig der Pharmakologie, etwa weil in unserer technisierten Umwelt Gifte immer häufiger werden wie Gewerbegifte, Alltagsgifte, Genußgifte usw. Die Toxikologie könnte man eher als die Urmutter der Pharmakologie bezeichnen, denn meist sind es die toxischen Wirkungen einer Substanz, die den ersten Hinweis auf ihre Einzelwirkungen geben.

Wenn nach den Empfehlungen des Wissenschaftsrates neue Lehrstühle für Toxikologie vorgeschlagen sind, z. B. auch für Gießen, so ergänzen sich die Arbeitsgebiete in zweckmäßiger Weise; denn Pharmakologie und Toxikologie sind ihrem Wesen nach nicht voneinander zu trennen; beide Fächer benutzen aber natürlich verschiedene Untersuchungsmethoden, und daher ist eine räumliche Trennung der Institute möglich und auch sinnvoll. Sie werden einwenden, daß solche Institute doch ziemlich teuer und auch im Betrieb recht kostspielig sind. Das ist richtig. Aber bedenken Sie, daß die Baukosten unseres Instituts von etwas über einer Million nur ebenso hoch sind

wie der Geldbetrag, der 1960 in Westdeutschland in einer einzigen Stunde an Zigaretten verbraucht wurde.

Daß toxikologische Forschung notwendig ist, wird man heute kaum mehr bezweifeln. Auch harmlose Medikamente können ja toxische Wirkungen entfalten, wenn sie mißbraucht werden. Der Mißbrauch an Medikamenten, also die überflüssige Medikation, hat ja ihre Wurzel in dem modernen Aberglauben an den Perfektionismus unserer heutigen Welt; man meint, daß eine Droge ebenso simpel „funktionieren“ müsse wie ein technisches Gerät. Man glaubt, man könne mit der Tablette auch die Gesundheit in den Apotheken kaufen und bedenkt dabei nicht, daß die Reaktion des lebendigen Organismus von geheimnisvollen Gesetzen beherrscht wird, die zu erforschen zu den großartigen Aufgaben der Pharmakologie gehört.



Philipp Phoebus und die internationale Pharmakopoe

Unter den Akten des Pharmakologischen Instituts in Gießen, die ich von meinem Vorgänger übernommen habe, befindet sich auch ein Schriftsatz von PHILIPP PHOEBUS, in dem er auf 14 eng beschriebenen Folioseiten darlegt, daß „eine internationale Pharmakopoe anstelle der bisherigen Landespharmakopoen dringend wünschenswerth und vielfach erwünscht sei“.

PHOEBUS, der seit 1844 Ordinarius für Pharmakologie in Gießen war, hatte auf seinen großen Reisen den Mangel einer solchen internationalen Pharmakopoe schmerzlich empfunden. Die praktische Notwendigkeit einer internationalen Pharmakopoe ergibt sich schon daraus, daß gleiche Drogen in verschiedenen Ländern verschiedene Bezeichnungen führen, die in einem gewöhnlichen Wörterbuch nicht zu finden sind. Dazu kommt, daß in den einzelnen Ländern doch recht verschiedene Heilmittel verwendet werden, die in den Pharmakopoen anderer Länder nicht verzeichnet sind.

Pharmakopoen haben zur Zeit von PHOEBUS eine ungleich größere Bedeutung als heute, wo viele Arzneimittel von der Pharmazeutischen Industrie geliefert werden. In den Pharmakopoen sind alle Anweisungen und technischen Vorschriften gesammelt, nach denen der Apotheker seine Arzneimittel selbst herstellen mußte. Zur damaligen Zeit, als alle Arzneistoffe nur vom Apotheker zubereitet wurden, waren daher sorgfältig abgefaßte Pharmakopoen die Voraussetzung für eine gute Arzneiversorgung eines ganzen Landes.

Aus diesem Grunde hatte man schon im 17., 18. und 19. Jahrhundert den Versuch gemacht, allgemeingültige Pharmakopoen zu entwickeln, z. B.:

Pharmacopée Universelle von LEMERY 1697

Pharmacopoea Generalis von SPIELMANN 1783

Farmacopea Generale von BRUGNATELLI 1807

Codex Medicamentarius Hamburgensis 1835

Pharmacopoea Universalis von GEIGER-MOHR 1835—1845.

Aber alle diese Versuche zu einer internationalen Verständigung über Arzneimittel haben sich in der Praxis nicht durchgesetzt, so daß PHOEBUS 1865 sich erneut dafür einsetzt, eine für alle Länder gültige Pharmakopoe auszuarbeiten. Das Werk von GEIGER-MOHR war nach Meinung von PHOEBUS das einzig brauchbare Vorbild für eine internationale Pharmakopoe.

Nach dem internationalen Pharmazeutischen Kongreß in Braunschweig 1865 faßte PHOEBUS den Plan „einen Verein von Apothekern und Ärzten zur Herstellung eines solchen Werkes“ zu bilden. Seit 1867 hat er sich

„dazu durch specielle Studien vorbereiten, erst 1868 einen Verein zur Bearbeitung einer „Europäischen Pharmakopoe“ bilden können; erst 1869 konnte die gemeinschaftliche Arbeit beginnen. Die Namen der Herren CANTANI

(Neapel), FLÜCKIGER (Bern), PLANCHON (Paris), F. C. SCHNEIDER (Wien), THUDICHUM (London) und TRAPP (St. Petersburg), zu denen sich bald noch einige andere gesellen werden, bürgen gewiß genügend für eine sehr ernste Arbeit, sowie dafür, daß wir alles Gute der bisherigen Pharmakopoen getreulichst bewahren, zahlreiche Mängel vermeiden werden. Auch steht, um sich näher hiervon zu überzeugen, jedem der Herren Mitglieder und Mitglied-Stellvertreter der deutschen Pharmakopoe-Commission die Einsicht in unsere bereits sehr umfänglich gewordenen Acten — welche außer der Pharmakopoe selbst auch auf einen Commentar zu derselben für Apotheker und einen anderen für Ärzte sich beziehen — bei mir jederzeit zu Dienst, so weit die Acten nicht gerade im Umlauf befindlich sind“¹⁾.

Aus diesen Sätzen erkennt man, daß PHOEBUS schon zwei Jahre lang mit führenden Ärzten und Pharmazeuten in Österreich, England, Frankreich, der Schweiz, Italien und in Rußland zusammengearbeitet hatte. Er selbst war der einzige deutsche Vertreter in diesem Gremium, da man im damaligen Deutschland für Fragen des Arzneimittelwesens wenig Verständnis hatte.

Da nach der Gründung des Deutschen Reiches eine einheitliche Pharmakopoe ausgearbeitet werden mußte, macht PHOEBUS²⁾ mit seinem Schriftsatz die damit beauftragte Kaiserliche Kommission auf die bereits vorliegenden umfangreichen Akten seiner internationalen Mitarbeiter aufmerksam.

„Ich erachte es als Pflicht, von der Existenz dieser Arbeiten, wie von den Ansichten, welche zu denselben geführt haben und ihre Richtung bestimmen, der verehrlichen Pharmakopoe-Commission mittelst der folgenden Seiten Kenntniß zu geben, in der Hoffnung, daß dieselbe es nicht ungeeignet befinden werde, zu erwägen, ob die begonnenen Arbeiten und die ihnen zu Grunde liegenden Ansichten bei den Berathungen über die Neugestaltung des deutschen Pharmakopoe-Wesens mit zu berücksichtigen seien, und wie weit etwa. Sollte auch nur ein kleiner Theil jener Ansichten Billigung finden, so hätte ich dadurch vielleicht ein Scherflein zu jener Neugestaltung beigetragen. Jedenfalls hoffe ich, durch die vorliegende Mittheilung mich — für den, wenn auch nicht wahrscheinlichen Fall, daß ich als Stellvertreter in die Commission berufen würde — vor dem ‚Zu spät!‘ gewahrt zu haben.“

In der Einleitung zu dem nun folgenden Schriftsatz begründet PHOEBUS ausführlich die Notwendigkeit einer internationalen Pharmakopoe. Interessant ist es nun, daß in den Abschnitten 1 bis 6 die aufgeführten Begründungen vor fast 100 Jahren schon die gleichen waren, die auch heute noch gelten. Ich lasse daher im Nachstehenden diesen ersten Teil des Schriftsatzes von PHOEBUS im Wortlaut folgen.

Die Landes-Pharmakopöen
und
die „Europäische Pharmakopöe“.
Der Verehrlichen
Kaiserlichen Commission für die
deutsche Pharmakopöe
gehorsamst überreicht von
Dr. Philipp Phoebus,
Gr. Heß. Geh. Med. Rath zu Gießen,
im September 1871

¹⁾ Zitiert aus dem Vorwort zu dem Schriftsatz von PHOEBUS 1871.

²⁾ PHOEBUS war 1871 zum Stellvertreter eines der 12 Mitglieder dieser Kaiserlichen Kommission ernannt worden.

„Die Verschiedenheit der europäischen Pharmakopöen wird bekanntlich sehr oft und in hohem Grade nachtheilig durch folgende Momente:

1. Die Benutzung der pharmaceutischen und medicinischen Litteratur und die genauere Bekanntschaft mit den einzelnen Arzneimitteln werden dem Apotheker und dem Arzte in hohem Grade erschwert und mancher Fortschritt dadurch gehemmt oder selbst verhindert.
2. Die Ausführung von Recepten, welche aus einem Lande in das andere gebracht werden, macht dem Apotheker, auch dem kundigsten, oft Schwierigkeiten und Zeitverlust und belastet ihn bisweilen mit einer Verantwortlichkeit, für deren Tragung er nicht genügend vorbereitet ist.
3. Der Arzt, dem von Patienten ausländische Verordnungen vorgelegt werden, kann diese oft nicht treffend genug würdigen und demnach nicht geschickt genug auf Grund der bisherigen Behandlung die fernere Behandlung anordnen.
4. Die Übelstände 1. bis 3. veranlassen nicht selten Mißverständnisse und Mißgriffe zum directesten Schaden des Kranken, indem der Arzt, nach dem vermeintlichen Vorgange ausländischer Ärzte, ein zu schwaches oder zu starkes oder der Art nach unrichtiges Mittel verordnet, durch welches der Kranke Zeit verliert oder welches wohl gar den Ausschlag zu einem ungünstigen Ausgange der Behandlung giebt.
5. Die Mittel, welche in die Pharmakopöe irgend eines der bedeutenderen europäischen Länder aufgenommen sind, gelangen, besonders durch die therapeutische Litteratur, mehr oder weniger zur Kenntniß der aufmerksameren Ärzte in allen europäischen Ländern. So wird für alle diese Ärzte der Kreis der Auswahl übermäßig groß, und dies schadet der Medicin im Allgemeinen, dem einzelnen Arzte und vor Allem den Kranken.

Denn

die bei einem so großen Kreise unvermeidliche starke Divergenz in der Auswahl belastete die Apotheker ungebührlich, was indirect wieder sehr zum Nachtheil des Publicums gereicht;

sie beschränkt den mündlichen Austausch von Erfahrungen zwischen den Ärzten und ist Schuld, daß viele Mittheilungen auf unfruchtbaren Boden fallen — ein Verlust, der besonders in Epidemien oft hoch anzuschlagen ist; sie erschwert bei Consultationen die Verständigung und veranlaßt nicht selten entweder ein unpassendes Combiniren von zweierlei Mitteln, wodurch der Kranke überladen wird, oder ein eben so unpassendes Alterniren, wodurch er gleichsam im Zickzack, heute nach links, morgen nach rechts gezerret wird. (sehr verschieden von dem weisen Alterniren in der Hand Eines aufmerksam beobachtenden Arztes);

sie erschwert die Vertretung eines Arztes durch einen anderen in Behinderungsfällen;

sie giebt Anlaß, daß häufiger als sonst ein Arzt, unvorsichtig und uncollegialisch, das Handeln eines anderen tadelt, was beiden schadet;

sie bewirkt beim Publikum, welches die Unterschiede in den Ansichten der Ärzte oft für noch bedeutender hält als sie sind, ein, freilich unbegründetes, Mißtrauen gegen die Positivität und Zuverlässigkeit der ganzen Medicin, und wird nicht selten die Ursache, daß Kranke sich irgend einer crassen Charlatanerie in die Arme werfen.

6. Die Verschiedenheit der Mittel in den verschiedenen Ländern — nur zum kleinsten Theil durch ein wahres Bedürfniß gerechtfertigt, zum größten dagegen aus Zufälligkeiten, aus für den Heilzweck bedeutungslosen Motiven, hervorgegangen — belastet den Arzneischatz und durch ihn die Medicin und Pharmacien, die Ärzte, die Apotheker und die Kranken mit zahlreichen werthlosen, oft selbst positiv nachtheilig werdenden, Mitteln und Mittel-Varianten.

Alle diese Übelstände, von denen 2. bis 4. mehr nur im Einzelnen und in verhältnißmäßig geringem Umfange, dagegen 1., 5. u. 6. mehr im Ganzen und im größten Maaß und Umfang wirken, sind allgemein anerkannt. Die

Klagen über dieselben sind bereits Jahrhunderte alt, haben aber begreiflich in neuerer Zeit sehr zunehmen müssen, weil der Verkehr, der Arzneimittelschatz und die Ansprüche der Therapie auf eine zweckmäßige Auswahl der Mittel sehr wuchsen. Es ist deshalb schon seit Jahrhunderten ein bekannter Wunsch der umsichtigeren Ärzte und Apotheker, daß eine Universal-Pharmakopöe geschaffen werde, welche alle gebräuchlichen Arzneimittel der verschiedenen Länder aufführen, dieselben, soweit es zu ihrer sicheren Kenntniß und Beschaffung nöthig, charakterisire, zugleich aber durch Hervorhebung des Wichtigeren zur allmählichen Beschränkung des Gesamtkreises der Mittel beitrage, mithin auch zur möglichsten Verringerung jener oben unter 5. bezeichneten Divergenz in der Auswahl, welche Divergenz freilich in gewissem Maaße ewig bestehen wird.

Jener Wunsch hat bereits vielfache Versuche von Einzelnen, auch von Vereinen und von Behörden, hervorgerufen: siehe 1.—13.“

Heute, im Zeitalter der europäischen Einigungsbestrebungen und der Errichtung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, gewinnen diese Bemühungen des Gießener Pharmakologen vor 100 Jahren wieder historisches Interesse. Eine *Pharmakopoe Internationalis*, die von der Welt-Gesundheitsorganisation in Genf herausgegeben wird, gibt es in deutscher Sprache erst seit 1957, also 90 Jahre nach den Vorarbeiten von PHOEBUS.

PHOEBUS hofft, in etwa 2—3 Jahren seine internationale Pharmakopoe mit je einem Kommentar für Apotheker und Ärzte soweit fertig zu haben, daß er sie den europäischen Staatsregierungen vorlegen könne. Sie wird einen Umfang von 40—50 Druckbogen Lexikonoctav nicht überschreiten. Der Druckbogen wird 3 Silbergroschen kosten und das gesamte Werk etwa 4 bis 5 Gulden, gemäß „einem Contract, der mit einer Verlagsbuchhandlung bereits abgeschlossen“ war. Die an dem Werk beteiligten Mitarbeiter „begnügen sich als Entschädigung für ihre jahrelangen Arbeiten mit den von der Verlagshandlung zu zahlenden Honoraren“.

Zum Schluß weist PHOEBUS noch darauf hin:

„Es könnte uns nur sehr angenehm seyn, wenn . . . die Verehrliche Pharmakopoe-Commission einen oder mehr als einen Deputierten aus ihrer Mitte beauftragen wollte, ab und zu von dem Fortschreiten unserer Arbeit durch Einsicht der schriftlichen Verhandlungen und etwa noch durch mündliche Besprechung mit dem unterzeichneten Geschäftsführer Kenntniß zu nehmen.

Gießen, im September 1871

Dr. P. Phoebus“

Diese Ausführungen von PHOEBUS sind ein historisch wertvolles Dokument dafür, daß die Lehrer für Pharmakologie an deutschen Universitäten schon vor 100 Jahren die Bedürfnisse einer internationalen ärztlichen Praxis erkannt hatten und bestrebt waren, die Schwierigkeiten zu beseitigen und die Arzneitherapie in allen Kulturländern zu standardisieren. Ein Beispiel von bemerkenswertem Weitblick!

Die Frühzeit des Gießener Pharmakologischen Institutes

Durch ein günstiges Geschick ist über alle Kriegszerstörungen hinweg eine Reihe von Schriftstücken im Besitz des Pharmakologischen Instituts erhalten geblieben, die bisher nicht veröffentlicht wurden. Heute, nach dem fast völligen Verlust der Akten, die das Institut betreffen, ist dieser Fund besonders erfreulich; denn er erlaubt uns, namentlich die ersten Jahre und Jahrzehnte seiner Entwicklung zu verfolgen und manchen Einblick in sein inneres Gefüge zu tun. PHILIPP PHOEBUS als Schöpfer und Leiter dieses ersten Institutes wird uns ebenso lebendig wie seine Gönner, seine Lieferanten, die Behörden und nicht zuletzt die Studenten, die in den bescheidenen Räumen arbeiteten.

Nur wenige Dokumente sind aus der Zeit erhalten, in der RUDOLF BUCHHEIM Pharmakologie lehrte, darunter allerdings eines von besonderer Bedeutung. Auf die folgenden Jahrzehnte bis zur Zerstörung des Institutes im Jahre 1944 lassen sich nur ein paar Streiflichter werfen mit Hilfe der geringfügigen Reste von Akten, die im Medizinischen Dekanat der Vernichtung entgingen.

Das Pharmakologische Institut unter der Leitung von Philipp Phoebus

Nach wechselvollen Schicksalen war 1843 der 39jährige PHILIPP PHOEBUS, der zuvor einmal Prosektor an der Charité und Privatdozent in Berlin gewesen war, als ordentlicher Professor für Pharmakologie nach Gießen berufen worden. Bereits im Oktober 1843 hatte er einen Antrag auf Schaffung eines Pharmakologischen Institutes gestellt, am 20. Mai 1844 wurde seine Errichtung genehmigt.

Räume standen nicht zur Verfügung, als Etat wurden 100 Gulden bewilligt, der Minimalbetrag, den PHOEBUS auf Grund unrichtiger Informationen ohnehin zu gering angesetzt hatte. Die ersten Käufe machte PHOEBUS schon, ehe das Institut genehmigt war: zwei Alkoholometer, zwei „Stativchen zur Lehre von der Krystallographie“ (!), Pappschachteln, Glasflaschen, Siegellack, Post- und Schreibpapier wurden bereits Anfang Mai angeschafft. Die Beträge dafür legte PHOEBUS allerdings aus eigener Tasche bis zum November des Jahres vor. Aus seinem Privatbesitz brachte er, der von seiner Kindheit an naturkundliche Objekte gesammelt hatte, sicher so manches Stück mit. Das lag nahe; denn das neue Institut fand Unterschlupf in Phoebus' Privatwohnung. Bereits Ende Juni war es ihm gelungen, eine Sammlung von 400 Drogen von seinem Fakultätskollegen JULIUS WILBRAND zu erwerben aus dem Besitz von dessen Vater, dem Gießener Anatomen, Zoologen und Botaniker JOHANN BERNHARD WILBRAND. Von allen Seiten fand PHOEBUS hilfreiche Unterstützung,

durch LIEBIG, den Kliniker FRANZ v. RITGEN, den Universitätsapotheker ebenso wie durch auswärtige Freunde und Gönner bis aus Erfurt, Dresden und Königsberg, die offizinelle Algen oder chemische Präparate stifteten. Auch Studenten bereicherten die Sammlung durch getrocknete Heilpflanzen.

Die erste und wertvollste Gabe aber spendete der Darmstädter Medizinalrat HEINRICH EMANUEL MERCK, der Begründer der „Merck-schen Fabrik“. In dem Heft „Correspondenz des Pharmakologischen Instituts (1)“, das, von PHOEBUS' Hand mit vielen Kürzungen eilig geschrieben, die Abschriften der ausgehenden Briefe enthält, steht als erstes ein Schreiben von PHOEBUS an H. E. MERCK vom 16. Juni 1844. Es zeigt, wie großzügig die Firma E. MERCK dem Institut Starthilfe leistete:

„Ihr sehr geehrtes Schreiben vom 12. d. hat mich ungemein erfreut. Ich hatte zwar schon vor Empfang desselben gehofft, daß Sie mehr oder weniger einen Act der Großmuth üben würden, daß Sie diese Großmuth aber soweit ausdehnen, von Ihren sämtlichen chemischen Präparaten Muster ganz ohne Entschädigung übersenden zu wollen, kann ich nur mit dem lebhaftesten Danke im Namen des mir anvertrauten Instituts, wie in meinem eigenen, anerkennen. Die pharmakologische Sammlung der Universität ist mir, als mein jüngstes Kind, bereits so ans Herz gewachsen, daß ein für sie bestimmtes Geschenk mir fast mehr Freude macht als ein meiner Person zu Gute kommendes. Auch Herr Professor Liebig wird sich, da er lebhaften Antheil an dem Gedeihen der pharmakologischen Sammlung nimmt, über Ihre höchst werthvolle Gabe gewiß sehr freuen; ich habe ihn aber dieser Zeit noch nicht sprechen und ihm die Nachricht mittheilen können¹⁾.

Auch Ihr so gütiges Anerbieten, mir Smyrn[isches], Constantin[opolitanisches] und Ägypt[isches] Opium in charakteristischen Broden zum Ankaufspreis abtreten zu wollen, nehme ich — das Opfer, welches Sie auch in dieser Beziehung für die Wissenschaft bringen, nicht verkennd, — mit großem Danke an, und erlaube mir nur noch die Bitte, die Brode, so weit es möglich ist, ohne daß die charakteristische Beschaffenheit darunter leidet, gefälligst klein aussuchen zu wollen, damit die Casse des Instituts nicht zu stark angegriffen werde. Ich darf wohl kaum die Bitte hinzufügen, die charakteristischen Umhüllungen (Blätter, Stengel, Samen p. p.) möglichst daran lassen zu wollen.

Dagegen muß ich Ihr überaus gütiges Anerbieten, mir Ihre eigene Opium Sammlung für meine Vorträge anvertrauen zu wollen, für jetzt und für die nächste Zukunft noch mit dem verbindlichsten Danke ablehnen. Ich lese in diesem Sommer die Pharmakognosie nur für Mediciner, und die müssen sich mit dem begnügen, was hier ist. Pharmakognosie für Pharmaceuten kann ich fürs erste noch nicht vortragen, da für diesen Zweck die Sammlung noch viel zu lückenhaft ist. Erst im Sommer 1845 hoffe ich, den studierenden Pharmaceuten in einem ganz gesonderten Collegium [da die Bedürfnisse der Pharmaceuten und der Mediciner so sehr verschieden sind] die bis dahin hoffentlich zahlreich gewordenen wichtigeren und schwierigeren Objekte der Sammlung demonstrieren zu können.“

¹⁾ Die Vermutung LÖWS, daß die MERCK'schen Präparate ursprünglich dem LIEBIG'schen Laboratorium gehörten und von dort an das Pharmakologische Institut gekommen seien, trifft nicht zu (LÖW, S. 126 f.). Der PHOEBUS'sche Brief zeigt, daß MERCK und PHOEBUS in direktem Kontakt standen und daß LIEBIG erst nachträglich von der Spende erfuhr. Im Jahre 1936 wurde das vorzüglich erhaltene, mit schwarzem Samt und weißer Seide ausgeschlagene Kästchen mit 48 Präparaten von FRITZ HILDEBRANDT, dem damaligen Direktor des Pharmakologischen Instituts, der Fa. MERCK zurückgegeben, im Jahre 1944 ist es, laut Auskunft von Herrn Dr. EBNER (Fa. MERCK), durch Luftangriffe zerstört worden.

Im selben Brief dankt PHOEBUS auch für einen Wink, den H. E. MERCK ihm gegeben hatte, daß der Darmstädter Medizinalrat RUBE eine pharmakologische Sammlung verkaufen wolle²⁾. Noch am gleichen Tage schrieb PHOEBUS deswegen an RUBE, der Kauf kam zustande, und bereits im November 1844 wird die RUBESche Sammlung mit 178 Gulden und 9 Kreuzern bezahlt, nachdem sie, bestehend aus „750 Drogen, Drogenstoffen und chemischen Präparaten“ samt dem dazugehörigen Schrank, von einem Sattler verpackt und von einem Tischler mit einem Verschlag versehen, wohlbehalten in Gießen angekommen war.

Anfang Oktober 1844 lieferte der Gießener Schreinermeister Philipp Leib einen Schrank aus Tannenholz nach genauen Angaben und Zeichnungen von PHOEBUS: im Oberteil war er als Glasschrank mit zwei Türen gearbeitet, ausgestattet mit je vier Fächern rechts und links von einer senkrechten Scheidewand, zwei davon mit terrassenförmig abgestuften Querböden, im unteren Teile des Schrankes waren hinter zwei Holztüren sieben Schubladen angebracht. Diese größeren Käufe konnte PHOEBUS nicht aus seinem schmalen Jahresbudget bestreiten, als einmaliger Ausstattungsetat standen ihm außerdem noch 1 120 Gulden zur Verfügung. Quittierte Rechnungen und Abschriften von dem „Register über die Ausgaben bei dem pharmakologischen Institute“ lassen uns alle Anschaffungen genau verfolgen, die PHOEBUS im Rechnungsjahr 1844 bis Mai 1845 gemacht hat. Im April 1845 wurde ein weiterer Schrank gekauft, nachdem die früheren mit Vorhängen aus grüner Leinwand versehen worden waren. Manche Rechnungen Gießener Handwerker zeigen Schwierigkeiten mit der Orthographie, da werden z. B. Glaswaren „zu Properate“, 2 „Retode Geställ“ und 2 „Cylinder“ geliefert sowie ein „Statief“ repariert.

Ein Siegel mit dem Universitätswappen und der Umschrift *Gr. Hess. Acad. Pharmacol. Institut* war schon im August 1844 angeschafft worden.

Weitere Käufe von Drogen, Chemikalien, Instrumenten und Mobiliar folgten. Von den neun vorgesehenen Rubriken, unter die die Ausgaben eingeordnet wurden, wurden im Jahr 1844 nur „Materialien“, „Geräthschaften“, „Instrumente“, „Mobilien“, „Porto und Transportkosten“, „Unterhaltungskosten“ in Anspruch genommen, während für „Gehalte und Remunerationen“, Brennmaterial und Beleuchtung und Schreibmaterialien keine Beträge aufgewendet wurden. Was unter einigen Rubriken erspart worden war, übertrug PHOEBUS mit Genehmigung der Administrationskommission auf andere. Auch in den folgenden Jahren bis 1853 waren, nach Aussage des PHOEBUSSchen Brieftagebuches, zumeist die Ausgaben für Möbel höher als vorgesehen, manchmal auch die für Materialien und In-

²⁾ ERNST LUDWIG RUBE, Inhaber der Hirschapotheke in Darmstadt, hatte an der Gründung einer Zuckerfabrik in Pfungstadt mitgewirkt, die dann 1837 von einer Aktiengesellschaft übernommen worden war. MERCK war einer der Aktionäre und fuhr mehrmals in der Woche mit RUBE nach Pfungstadt um dieser Zuckerfabrik willen, vgl. Löw, S. 146 f.

strumente. Im Oktober 1854 bat PHOEBUS, einen Vorgriff auf den Etat des nächsten Jahres tun zu dürfen, weil er eine größere Anzahl Gläser von einer besonderen Form bei einer Glashütte bei Ilmenau bestellt hätte.

Der Jahresetat des Institutes, der im Jahre 1846 wahrscheinlich 200 Gulden betrug, wurde im folgenden Jahre auf 300 Gulden erhöht, im Jahre 1853 erreichte er durch eine außerordentliche Zuwendung 500 Gulden. Darin war nun allerdings die Summe von 200 Gulden für Miete enthalten. Im ersten Jahre hatte PHOEBUS das Institut in seiner Wohnung beherbergt, ohne daß er für Miete, Heizung, Beleuchtung und Reinhaltung eine Vergütung bekommen hätte. In einem Brief an die Administrationskommission vom 2. August 1844 ist von einem Bau, offenbar einem Aus- oder Anbau die Rede, den PHOEBUS' Hauswirt machen läßt. Pläne, für das Institut ein anderes Lokal zu mieten, scheinen sich zunächst zerschlagen zu haben, obwohl das Institut rasch wuchs und bereits im November 1846 mit seinen acht Schränken, zwei Tischen und vielerlei Gerät „zwei sehr große Stuben“ und einen Raum für die Vorlesungen brauchte. Endlich, im Januar 1847, fand PHOEBUS im Postgebäude eine neue Wohnung, die drei große, sehr passend gelegene Stuben bot.

Die Räume des Institutes stellte PHOEBUS großzügig den Studenten zum Arbeiten zur Verfügung. Kleine, von ihm geschriebene Zettel, die teilweise noch die Spuren der Befestigung tragen, sprechen Bitten um pflegliche Behandlung der Sammlungsobjekte aus oder ermahnen stets freundlich die Kommilitonen, das eine zu tun und das andere zu unterlassen. Während die ersten drei der im Wortlaut angeführten Texte undatiert sind, bilden die drei nächsten eine zeitliche Abfolge, bis schließlich im Jahre 1858 diese einzelnen Hinweise zusammengefaßt werden und die Studenten durch ihre Unterschrift bekunden, daß sie das Ganze gelesen haben. Immerhin geht aus dieser Institutsordnung hervor, daß ein Mikroskop — vielleicht PHOEBUS' eigenes — zur Verfügung stand, und daß es jetzt, im Jahre 1858, auch einen Assistenten gab.

„Ich bitte, den Inhalt dieser Schublade gefälligst

oculis, non manibus

zu untersuchen, weil leicht Krystalle abbrechen, auch ein Theil der Stufen schwarz abfärbt.

Bitte, die Schublade nicht etwa so weit herauszuziehen, daß sie hinstürzen könnte.

Ich bitte die Herren, welche die getrockneten Pflanzen besehen wollen, sie gefälligst, der Schonung wegen, mit der Mappe hier heraus zu nehmen und sie, um der Nachfolgenden willen, in derselben Ordnung zu lassen, wie sie jetzt liegen, also beim Besehen der Reihe nach sie umzuklappen, nicht aber sie so abzuheben, daß sie in die umgekehrte Ordnung kommen.

Die geehrten Herren Commilitonen, welche im Nebenzimmer repetiren, werden es mir, hoffe ich, nicht übel nehmen, wenn ich die Bitte um möglichste Schonung der Gegenstände erneue.

Ich habe wiederholt bemerkt, daß Sachen aus der Ordnung an andere Stellen gebracht worden sind; dies erschwert den später kommenden Herren die Benutzung.

Ich habe auch wiederholt die in der Schublade 14. ausgelegten Pflanzen so übereinander verschoben gefunden — wahrscheinlich durch zu rasches Zuschie-
ben der Lade —, daß dadurch erhebliche Beschädigungen vorgekommen. Es
dürfte am zweckmäßigsten seyn, immer einen ganzen Stoß Pflanzen mit Einem
Male aus der Lade zu nehmen und sie dann auf dem Tische (nicht in der Lade
selbst, wo es an Platz dazu fehlt) auseinander, später aber den ganzen Stoß mit
Einem Male wieder in die Lade zu legen . . .

Gießen, 10. Juli 1850.

Ich habe in diesem Sommer wiederholt, und namentlich auch in den letzten
Tagen, bemerken müssen, daß einige der hier repetirenden Herren manche der
exponirten Gegenstände in einem Maaße benutzt haben, welches über den Zweck
der Belehrung hinauszugehen scheint, und daß sie meine Bitte, die durch Bind-
faden verschlossenen Gläser nicht zu öffnen, zum Theil nicht berücksichtigt
haben. Ich muß bitten, dergleichen für die Folge zu vermeiden, damit ich mich
nicht im Interesse der mir anvertrauten Sammlung zu einer Beschränkung der
Expositionen genöthigt sehe, welche den hier repetirenden Herren allen — und
zu meinem Bedauern auch denjenigen, welche sie nicht hervorgerufen hätten —
unangenehm seyn würde. Ich muß überhaupt bei dieser Gelegenheit den Inhalt
des Anschlages an der zum Nebenzimmer führenden Thür in Erinnerung bringen.
d. 29. Juli 1854.

Ich habe leider wiederholt in diesem Sommer bemerken müssen, daß einzelne
der Herren Studirenden mit den Gegenständen der Sammlung nicht so schonend
umgegangen sind, wie ich es erwarten durfte, ja sich sogar erlaubt haben, Sachen
mitzunehmen! Ich muß sehr bitten, daß dies nicht wieder geschehe, da ich sonst
durch meine Verantwortlichkeit für die Sammlung genöthigt seyn würde, das
Ausstellen der Sachen zur Repetition ganz zu unterlassen, was die Unschuldigen
mit den wenigen Schuldigen gleichmäßig benachtheiligen würde.

d. 2. Juli 1855.

Die geehrten Herren Commilitonen, welche hier repetiren oder auch nur das
Ausgestellte besehen, ersuche ich — im Interesse der Sammlung, der Sache und
Ihrer Nachfolger — ergebenst:

1. Die durch Bindfaden oder durch Siegelack verschlossenen Gläser nicht
eröffnen zu wollen.
2. Wenn die Papiertafeln, auf welchen getrocknete Pflanzen aufgeheftet sind,
von einander abgehoben oder wieder auf einander gelegt werden, hierbei
gefälligst das Verschieben der Tafeln über einander, auch das Werfen,
zu vermeiden, indem sonst die Pflanzen oft zerbrechen würden.
3. Alle Gegenstände gefälligst ungefähr in der Ordnung (Reihenfolge) zu
lassen — oder doch beim Weggehen wieder in die Ordnung zu bringen
— wie Sie dieselben vorfinden. Es wird dies immer die Ordnung des Vor-
trages seyn. Die später kommanden Herren würden sonst Mühe finden,
sich zu orientieren. Die Mineralien, Pflanzen-Abbildungen und getrock-
neten Pflanzen liegen in der Regel in den Laden des großen Tisches,
welche ich zu öffnen bitte.
4. Wollen die Herren hier Taback rauchen, so habe ich nichts dagegen, und
Feuerhölzer und ein Spucknapf zum Ausklopfen der Pfeifen werden immer
vorhanden seyn. Nur Cigarren muß ich, da durch diese eine Beschmutzung
mancher Gegenstände zu befürchten wäre, zu vermeiden bitten. — Ich
lasse das zur Repetition Ausgestellte jedesmal eine halbe Woche hier, also
vom Montag früh bis zum Donnerstag früh,

— Dienstag — Freitag —,
— Donnerstag — Montag —,
— Freitag — Dienstag —.

Die Wechselung geschieht jedesmal nach der pharmakognostischen Stunde,
zwischen 7 und 8 Uhr, so, daß die Sachen von der so eben verflossenen Stunde
ausgestellt, dagegen die von der drittletzten Stunde weggethan werden. Hiernach
wird jeder der geehrten Herren es leicht so einrichten können, daß ihm nichts
für die Repetition entgeht.

Wünscht einer von den Herren ein Mikroskop, so bitte ich, es dem Herrn Assistenten oder mir gefälligst zu sagen.

Sollten die Jalousien einmal ausnahmsweise geschlossen seyn, so bitte ich, sie gefälligst öffnen zu wollen.

Jedesmal am Mittwoch Abend von 5 $\frac{1}{2}$ Uhr an werde ich das Zimmer scheuern lassen.

Ich habe wohl kaum nöthig, die pharmakologische Sammlung als ein akademisches Gemeingut Ihrer rücksichtsvollen Behandlung zu empfehlen. Gießen ist vermuthlich bis jetzt die einzige Universität, wo eine öffentliche pharmakologische Sammlung so zur Benutzung gestellt wird. Ich weiß, daß hierbei einige Abnutzung unvermeidlich ist, und unterziehe mich gern der, oft recht zeitraubenden, Mühe, für das Exponiren und stete Erneuern der Gegenstände zu sorgen; ich hoffe jedoch auch, daß die Herren Commilitonen durch möglichste Schonung der Gegenstände mir diese Mühe möglichst erleichtern werden.

Ich bitte die geehrten Herren, durch Unterzeichnung Ihres werthen Namens, ein für alle Mal, mich zu versichern, daß Sie das Obige gelesen haben.

Im April 1858

Phoebus.“

Die Zahl von 75 Unterschriften, von denen 6 den Zusatz stud. med. und 4 die Beischrift stud. med. vet. tragen, zeigt, daß sehr viele Studenten das Institut benutzten und sich offenbar auch in dessen freundlicher Atmosphäre wohlfühlten, wo sie Pfeife rauchen konnten und alles dazu Nötige vorfanden. Aber PHOEBUS wußte sie auch für die Mitarbeit an der Ausgestaltung der Sammlung zu gewinnen, wie ein weiterer undatierter Anschlag erkennen läßt:

„Nachdem ich schon früher einen Anfang gemacht, durch stark vergrößerte Abbildungen den Vortrag des botanischen Theils der Pharmakognosie zu unterstützen, beabsichtige ich, die Zahl solcher Abbildungen in diesem Sommer möglichst zu vergrößern. Da mir jedoch nicht Hülfe genug zu Gebote steht, so muß ich befürchten, nur eine geringe Anzahl von Zeichnungen noch rechtzeitig für diesen Sommer zu Stande zu bringen. Ich erlaube mir deshalb anzufragen, ob nicht vielleicht von meinen geehrten Herren Zuhörern jemand, im Zeichnen geübt, sich entschließen möchte, pro communi bono eine oder die andere solche Zeichnung anzufertigen und der akademischen pharmakologischen Sammlung (nicht mir) zum Geschenk zu machen. Jeder einzelne Beitrag der Art würde mit dem größten Danke angenommen werden.“

PHILIPP PHOEBUS war ein begeisterter und berufener akademischer Lehrer. Schon als Schüler hatte er vielfach den Lehrer für die Jüngerer vertreten, als junger Arzt in Berlin hatte er gemeinsam mit einem Pharmazeuten ein Privatissimum über Arzneiverordnungslehre abgehalten, das, wie sein Freund und Biograph HEINRICH SCHWEITZER schrieb, „zu der Zeit kein Candidat der Medicin versäumen mochte“³⁾. Wie groß seine Lehrerfolge gleich im Anfang in Gießen waren, zeigt ein Bericht an seine vorgesetzte Behörde, mit dem er die Bitte um eine Erhöhung des Etats motivierte:

„Auch glaubte ich anfangs“, schreibt PHOEBUS am 20. Januar 1845, „daß es genügen würde, die pharmaceutische Chemie als einen Theil der Pharmakognosie kurz und mit Beziehung auf das in den allgemeinen chemischen Vorlesungen Vorkommende vorzutragen, während ich jetzt, nun ich die Studirenden mehr kennen gelernt habe, einsehe, daß, wenn sie mir nicht, wie bisher leider so gewöhnlich, bei den Prüfungen die ärgste Blöße geben sollen, ich ihnen besonders einen ziemlich ausführlichen Unterricht in der

3) SCHWEITZER, S. 347.

pharmaceutischen Chemie ertheilen müsse. Wie sehr dies Noth thut, davon hat mich besonders zu Anfang dieses Semesters eine Anzahl Studirender überzeugt, welche mich förmlich zwang, ihnen in diesem Winter pharmaceutische Chemie vorzutragen, die ich gar nicht angekündigt hatte. Ungeachtet ich im letzten Semester die Pharmakognosie mit Einschluß der pharmaceutischen Chemie vor 13 Zuhörern gelesen hatte, so fanden sich doch jetzt wieder 19, von denen 2 schon im vorigen Sommer Pharmakognosie gehört hatten; und für den nächsten Sommer habe ich wieder pharmaceutische Chemie angekündigt, weil die 19 des jetzigen Winters fast sämmtlich ältere Studirende sind, und auch für eine jüngere wenngleich weniger zahlreiche Generation dasselbe Bedürfniß, pharmaceutische Chemie von einem Arzte, mit steter und strenger Berücksichtigung des ärztlichen Bedürfnisses vorgetragen zu haben, abzuwalten scheint. — Die pharmaceutische Chemie ist aber unter allen meinen Vorlesungen diejenige, welche durch die fortlaufende Reihe von Experimenten den meisten Aufwand fordert.

Aus den obigen Gründen glaube ich um eine Zulage von 100 fl. jährlich, also auf Verdoppelung des bisherigen Etats für das pharmakologische Institut — dessen gnädige Gewährung ich mit gebührendem Danke anerkenne — gehorsamst bitten zu müssen. Ich glaube, daß Ew. Hohwohlgeboren dennoch meine Bitte noch immer als eine bescheidene erkennen werden, wenn Sie gewogentlichst berücksichtigen, daß ich mit diesen 200 fl. nicht bloß die Unterhaltung und jeweilige Vergrößerung der pharmakologischen Sammlung (deren Objekte bekanntlich größtentheils dem Verderben unvergleichlich mehr als die Objekte aller übrigen akademischen Sammlungen ausgesetzt sind), so auch, was noch viel mehr sagen will, den Aufwand zu 6 Vorlesungen zu bestreiten habe, von welchen 2, die pharmaceutische Chemie (4 Stunden), die Pharmakognosie (4 Stunden) ohne Unterbrechung, drei, die Arzneiverordnungslehre (3 Stunden), die Toxikologie (4 Stunden) und die Diätetik (4 Stunden) mehr als zur Hälfte, und nur eine, die Pharmakodynamik (6 Stunden) bloß zu einem kleinen Theile, mit Demonstrationen und Experimenten begleitet werden müssen . . .

Ich darf sagen, daß ich der pharmakologischen Sammlung und meinen Vorlesungen bisher — mit gänzlicher Verzichtleistung auf litterarische Thätigkeit — alle meine Zeit und meist nicht geringe Anstrengung gewidmet habe. Ich bin überzeugt, daß die meisten akademischen Lehrer an meiner Stelle erklären würden, sie könnten ohne einen Assistenten und einen Diener nicht durchkommen; aber ich thue dies nicht, obwohl ich zwei solche Leute recht gut würde beschäftigen können, sondern begnüge mich mit der Hülfe, welche meine Hausleute mir gewähren, und bilde mir ein, dadurch dem Staate ein Ansehnliches zu ersparen. — Obwohl ich für meine Person noch bei dem provisorischen Gehalte von 800 fl. darbe, so unterdrücke ich doch für jetzt meine Wünsche in dieser Beziehung, denn ich will lieber selbst entbehren, als das mir anvertraute Institut verkümmern sehen . . .“

„Dieses Institut“, so schreibt PHOEBUS 1847 im *Ersten Bericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde*, muß bestehen „aus dem Lehrer, dem es an Assistenz und Bedienung nicht fehlen darf, einer Sammlung, einem auch zu den Vorlesungen geeigneten Local, und den nöthigen Geldmitteln, um die Sammlung zu unterhalten und die Kosten der Demonstrationen in den Vorlesungen zu bestreiten. Diese Geldmittel dürfen — da der Instrumentenapparat für alle . . . Vorlesungen zugleich benutzt werden und sehr oft eine und dieselbe Substanz als Arzneimittel, als Gift und als Reagens zugleich figuriren kann, verhältnismäßig gering seyn: das Institut wird immer eines der wohlfeileren unter den akademischen Instituten seyn, an Nützlichkeit aber vielleicht keinem anderen nachstehen“ 4).

Die Nützlichkeit des Institutes hatte PHOEBUS noch dadurch zu erweitern versucht, daß er danach strebte, die Sammlung zu einer öffentlichen zu machen, zur Belehrung jedes Arztes, Apothekers

4) S. 34.

und Technikers über Arzneikörper, Gifte und Nahrungsmittel, wie er es in seinem Schreiben vom Januar 1845 formuliert hatte.

In seinem *Abriß der Geschichte des Gießener Pharmakologischen Institutes* in der Festschrift vom Jahre 1957⁵⁾ sowie auch in seiner Studie über *Buchheim in Gießen* vom Jahre 1936⁶⁾ hat schon FRITZ HILDEBRANDT mit Recht darauf hingewiesen, daß das PHOEBUSSCHE Institut nicht das gewesen ist, was man sich heute unter einem Pharmakologischen Institut vorstellt. Bei der PHOEBUSSCHEN Gründung stand die Sammlung im Mittelpunkt. Sie wurde in steigendem Maße in den Dienst des Unterrichts gestellt. Demonstrationen begleiteten die Vorlesungen, und in großzügiger Weise konnten die Studenten an den Objekten arbeiten. Zunächst zwei, dann drei Räume, einschließlich eines Hörsaales, waren das Raumprogramm, das PHOEBUS entwickelte, entsprechend der wachsenden Zahl der Objekte und der Studenten.

Das spätere Schicksal des Pharmakologischen Institutes

Ganz anders war die Konzeption von RUDOLF BUCHHEIM, der im Jahre 1867 als Nachfolger des wegen Krankheit ausscheidenden PHOEBUS berufen wurde. Daß der berühmte BUCHHEIM, der in Dorpat aus privaten Anfängen heraus das erste Institut für experimentelle Pharmakologie geschaffen hatte, nach Gießen kommen würde, war zunächst nicht zu erwarten gewesen. Einen Ruf nach Bonn hatte er kurz zuvor abgelehnt, weil dort die Wirkungsmöglichkeiten für ihn ungünstiger — die in Bonn geltende Prüfungsordnung sah Pharmakologie nicht als eigenes Prüfungsfach vor — und die Aussichten, ein wirkliches Pharmakologisches Institut zu schaffen, gering waren.

Die Hoffnungen, die BUCHHEIM demgegenüber auf Gießen gesetzt hatte, wurden enttäuscht. Im Jahre 1871 wurde dieselbe Prüfungsordnung, die in Preußen galt, für alle Universitäten des Deutschen Reiches eingeführt. Die Folgen schilderte BUCHHEIM selbst im Jahre 1876:

„Zwar ist die Pharmakologie unter den im mündlichen Schlußexamen vorkommenden Gegenständen genannt, aber da kein besonderer Examinator dafür bestimmt . . . ist, . . . so ist es ganz natürlich, daß über Pharmakologie entweder gar nicht oder nur ganz oberflächlich im Anschluß an ein anderes Fach geprüft wird. Da ein Studirender der Medicin gegenwärtig vollauf beschäftigt ist, wenn er . . . sich einigermaßen mit den Fächern vertraut machen will, über welche im Examen geprüft wird, so kann man es ihm nicht verdenken, wenn er die Vorlesungen über Pharmakologie gar nicht hört, zumal da er sieht, welch geringer Werth im Examen auf dieses Fach gelegt wird. So ist es denn gekommen, daß selbst an den großen deutschen Universitäten die angekündigten Vorlesungen über Pharmakologie entweder gar nicht zu Stande kommen oder wenigstens nur sehr spärlich besucht sind.“ BUCHHEIM schließt mit den bitteren Worten:

„Welches Ziel kann im glücklichsten Falle ein Mann erreichen, der seine ganze Kraft der pharmakologischen Forschung gewidmet hat? Eine Professur mit Minimalgehalt und ein leeres Auditorium“⁷⁾.

5) S. 45.

6) S. 46.

7) *Arch. exp. Path.* 5 (1876), S. 277 f.

Diese für BUCHHEIM ungewöhnliche Schärfe der Formulierung war sicherlich dadurch bedingt, daß er gegen die Auffassung polemisierte, die soeben der Wiener Chirurg THEODOR BILLROTH in seiner Schrift *Über das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften an den Universitäten der deutschen Nation* veröffentlicht hatte. BILLROTH schildert die Pharmakologie als ein Fach, dessen Inhalt so sehr zusammengeschrumpft sei, daß man den Ordinarius schwerlich ausreichend als Lehrer beschäftigen könne, zumal die Medizinstudenten die Anwendung des Stoffes der Vorlesungen erst wirklich in der Klinik lernten. Mit mehr als einem drei- bis vierstündigen Kolleg über diesen Gegenstand solle man daher die Studierenden nicht belasten.

Dieser veralteten Ansicht setzt BUCHHEIM seine Auffassung von den Aufgaben und der Stellung der Pharmakologie an den deutschen Hochschulen entgegen: nicht erst am Krankenbett könne der angehende Arzt eine eingehende Kenntnis über die Wirkung der Arzneimittel erlangen. Die Pharmakologie ist „nicht mehr das Resultat der einfachen Beobachtung am Krankenbette. Sie ist vielmehr eine theoretische, d. h. erklärende Wissenschaft und der Physiologie so nahe verwandt, daß man sie mit vollem Rechte als einen Theil der Physiologie bezeichnen kann . . . ihr Vortrag hat für den Studierenden der Medicin dieselbe Bedeutung wie der der Physiologie“⁸⁾. Der Pharmakologe muß zunächst Chemiker und außerdem Physiologe sein. Auch die praktischen Fächer der Medizin muß er so weit kennen, daß er die Forderungen, die von dieser Seite an das Fach gestellt werden, beurteilen kann. Bei der Fülle der Aufgaben werde es nötig werden, daß ein Teil der Pharmakologen sich mehr dem chemischen, ein anderer mehr dem physiologischen Bereich widmet. Weder als Lehrer noch als Forscher werde es dem Pharmakologen an Arbeitsmaterial fehlen. „Wie kann aber Jemand ein guter Lehrer der Pharmakologie sein, der nicht pharmakologischer Forscher ist?“⁹⁾.

Diese neue Zielsetzung der Pharmakologie, die in BUCHHEIMS grundlegendem Aufsatz ihre klassische Formulierung fand, zeigt zugleich den Unterschied zu PHOEBUS' Auffassung, daß die Pharmakologie von einem Arzte gelesen werden solle. PHOEBUS selbst stellte das Ärztliche immer in den Vordergrund, und noch dem 73jährigen gegenüber betonte die Berliner Medizinische Gesellschaft im Jahre 1877 in ihrer Glückwunschadresse¹⁰⁾ zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum, daß er vor allem Arzt geblieben sei, der seinen Beruf mit voller Strenge auffasse.

Jene Arbeitsstätte aber, die BUCHHEIM für seine Forschung und Lehre brauchte und die er in Dorpat gehabt hatte, erhielt er in den 12 Jahren seines Wirkens in Gießen leider nicht. Er arbeitete wieder, wie 20 Jahre zuvor in Dorpat, in seiner Privatwohnung. BUCHHEIM scheute keine Mühe, ein Institut zu schaffen. Wir wissen von einer

⁸⁾ Ebda. S. 274 f.

⁹⁾ Ebda. S. 277.

¹⁰⁾ *Berliner Klin. Wschr.* 14 (1877), S. 364.

Skizze für den Raumbedarf aus dem Jahre 1869; 1873 legte er noch einmal einen ausführlichen und erweiterten Plan für die Einrichtung des Pharmakologischen Institutes in dem neu zu erbauenden Collegengebäude vor. Mit der alten PHOEBUSSchen Raumanforderung stimmt BUCHHEIMS Plan, der, von seiner Hand geschrieben, im Pharmakologischen Institut erhalten geblieben ist, nur im Hinblick auf den Sammlungsraum und den Hörsaal überein. Allerdings soll jetzt der Hörsaal dem Pharmakologischen Institut allein zur Verfügung stehen, weil die Tierversuche für die Vorlesungen größere Vorbereitungen erfordern. Neben den Laboratorien mit der nötigen Einrichtung, mit Ventilation und Abflüssen, sind ein Apparate- und Abstellraum, Ställe für die Versuchstiere und eine Dienerwohnung vorgesehen. Aus diesem Entwurf BUCHHEIMS, der im Wortlaut wiedergegeben wird, erhellt die Wandlung der Pharmakologie zu einem experimentellen Fach:

„Gießen, den 13. Juli 1873

Betr.: Einrichtung des pharmakolog[ischen] Institutes in dem neu zu erbauenden Universitäts-Gebäude.

Für das pharmakologische Institut sind folgende Räumlichkeiten nöthig:

1. Ein Zimmer für die pharmakognostische Sammlung, welches eine Wandfläche für etwa 10 Schränke, jeden zu 1,5 Meter Breite darbietet. Für diesen Zweck würde das in der Skizze von 1869 angegebene Zimmer von 8,6 M Front und 6,49 M Tiefe genügen.
2. Ein Laboratorium mit möglichst gutem Lichte. Zu diesem Zwecke würde das in der Skizze von 1869 angegebene Zimmer von 6,98 M Front und 7,48 M Tiefe genügen. In diesem Zimmer würde nur der Heizofen stehen. Dagegen müßte in der einen Wand des Zimmers sich noch ein bis auf das Dach führendes Ventilationsrohr befinden.
3. Ein Raum für gröbere chemische Arbeiten. In demselben muß Raum sein für wenigstens 4 Öfen, nämlich 1. einer Destillierblase, 2. einer Sandcapelle, 3. einem Wasserbad u. 4. einem Glühofen. Es müssen daher in den Wänden dieses Zimmers mindestens 4 Zugröhren verlaufen. Ein 5. zur Ventilation dienendes Zugrohr ist sehr wünschenswerth. Es würde unter den obigen Voraussetzungen das in der Skizze von 1869 angegebene Zimmer von 3,5 M Front und 4,47 M Tiefe genügen. Dasselbe Zimmer würde auch als Beobachtungsraum für die Versuchsthiere dienen.
4. Ein Auditorium. In den bisherigen Plan ist ein solches nicht aufgenommen worden, weil ich von der Voraussetzung ausging, daß die Vorlesungen würden in dem Sammlungszimmer gehalten werden können. Seit jener Zeit haben sich die Verhältnisse in sofern geändert, als jetzt auch die Pharmaceuten auf die Benutzung des pharmakologischen Institutes angewiesen sind. Die Zahl der hier studirenden Pharmaceuten beträgt gegenwärtig etwa 30 und ist noch in raschem Zunehmen begriffen. Da sämmtliche Pharmaceuten gleichzeitig bei mir zu hören pflegen, so müßte das Auditorium bis etwa 40 Zuhörer fassen können. Dies ist, wenn das Sammlungszimmer zugleich als Auditorium dienen soll, nicht möglich. Es muß daher zu den bisherigen Räumlichkeiten noch ein Auditorium kommen. Da in den Vorlesungen auch mit Thieren experimentiert werden muß und die Experimente einerseits besondere Vorbereitungen erfordern, andererseits gelegentliche Verunreinigungen des Zimmers u. s. w. nicht zu vermeiden sind, so ist es nicht möglich, ein auch von anderen Docenten benutztes Auditorium zu verwenden.
5. Ein Zimmer zur Aufbewahrung der physikalischen Apparate, welche von den in den übrigen Räumlichkeiten nicht ganz zu vermeidenden Säuredämpfen sorgfältig geschützt sein müssen, etwa von 20—25 □M Fläche ist dringend wünschenswerth. In dem bisherigen Plane wurde von diesem Zimmer ab-

strahirt, weil es damals darauf ankam, die Räumlichkeiten so viel als möglich zu beschränken.

Da in dem Laboratorium viel Wasser verbraucht wird, so ist es nöthig, daß in der Nähe des pharmakologischen Institutes ein Ausgußrohr für schmutziges Wasser sich befinde. Ueberhaupt erscheint es nicht zweckmäßig, ein chemisches Laboratorium in den dritten Stock zu verlegen.

Im Souterrain würden für das pharmakologische Institut erforderlich sein:

1. Ein Raum, der als Stallung für die Versuchsthiere, Hunde, Kaninchen u. s. w. dienen kann, so wie zur Aufbewahrung von Chemikalien.

2. Ein nach Norden gelegener, heller und möglichst gleichmäßig temperirter Raum von etwa 20 □ Meter Flächeninhalt zur Anstellung von Gasanalysen.

3. Ein Raum zur Aufbewahrung von Kisten und solchen Gegenständen, welche in den oberen Räumen für gewöhnlich keinen Platz finden.

4. Eine Dienerwohnung, bestehend aus einem geräumigen Wohnzimmer, Schlafzimmer und Küche. Da eine Hauptaufgabe des Dieners in der Ueberwachung der Versuchsthiere besteht, so ist es unbedingt nöthig, daß der Diener auch in dem Gebäude selbst wohne, und da ein öfterer Wechsel des Dieners mit großen Nachtheilen verknüpft ist, so muß die Wohnung der Art sein, daß auch ein verheiratheter Mann darin Platz hat.

Für den Fall, daß das pharmakologische Institut selbst für Brennmaterial zu sorgen hat, würde noch ein weiterer Raum zur Aufbewahrung desselben erforderlich sein.

Prof. Dr. Buchheim.“

Dieses großzügige Institut konnte BUCHHEIM nur planen. Am 9. Februar 1878 wurde er von der Administrations-Kommission ermächtigt, einen Mietvertrag für eine vorläufige Unterbringung des Institutes bis zur Vollendung des Kollegienhaus-Neubaues abzuschließen. Ob sie noch geschehen ist, ist aus den erhaltenen Akten nicht zu ersehen. BUCHHEIM starb am 25. Dezember 1879. Sein Nachfolger KARL GAEHTGENS mußte sich weiterhin ohne Institut behelfen. Ihm war bei seiner Berufung aus Rostock, wo er „ein neuerbautes und allen Anforderungen der Neuzeit entsprechendes Laboratorium“ zur Verfügung hatte, der linke Flügel des dritten Stockes in der neuen Aula, und zwar sechs Zimmer mit Laboratorium, zugesagt worden¹¹⁾. Erst JULIUS GEPPERT, der nach GAEHTGENS' Emeritierung berufen wurde, erhielt 1899 Räume im Hause Lonystraße 2, dem ehemaligen Schwesternhaus, später im Veterinär-anatomischen Institut in der Frankfurter Straße 85. GEPPERTS Nachfolger FRITZ HILDEBRANDT hatte man einen Neubau des Pharmakologischen Institutes oder einen einem solchen gleichkommenden Umbau innerhalb von fünf bis sechs Jahren versprochen. Nach fünf Jahren stellt HILDEBRANDT 1933 fest, daß nun endlich dieses „Stiefkind der Fakultät“ auch zu seinem Rechte kommen müsse¹²⁾. Es allein sei in jeder Beziehung auf dem Stande von vor 50 Jahren zurückgehalten worden. Endlich, 1935, wurde das Institut in der Gaffkystraße 9 eingeweiht, neun Jahre später im Kriege zerstört. Wechselnde Behausungen folgten, bis mit der Einweihung des Neubaues unter WERNER GRABS Leitung am 30. November 1962 eine neue Epoche begann.

¹¹⁾ Acten Großherzogl. Med. Fac. Gießen 1890. Anlage zu einem Schreiben von GAEHTGENS v. 22. 5. 1890.

¹²⁾ HILDEBRANDT an den Dekan der Med. Fak. 16. 1. 1933.

Literaturverzeichnis

- BUCHHEIM, R.: *Über die Aufgaben und die Stellung der Pharmakologie an den deutschen Hochschulen*. *Arch. exper. Path. Pharmac.* **5** (1876), S. 261—278.
- EULNER, HANS-HEINZ: *Die Entwicklung der medizinischen Spezialfächer*. Med. Habilitationsschr. Frankfurt/M. 1963 (Maschinenschr.).
- HEISCHKEL, EDITH: *Rudolf Richard Buchheim*. In: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 2, Berlin 1955, S. 701 (vgl. auch die dort genannte Literatur über BUCHHEIM).
- HILDEBRANDT, FRITZ: *Buchheim in Gießen*. *Nachr. d. Gießener Hochschulges.*, **11** (1936), S. 46—53.
- HILDEBRANDT, FRITZ: *Das Pharmakologische Institut*. In: *Ludwigs-Universität — Justus Liebig-Hochschule 1607—1957*. Gießen 1957, S. 45 f.
- HOFFMEISTER, ANNA MARIE: *Justus von Liebig und die Mitglieder der Gießener Medizinischen Fakultät*. Med. Diss. Gießen 1956 (Maschinenschr.).
- LINDNER, JÜRGEN: *Zeittafeln zur Geschichte der pharmakologischen Institute des deutschen Sprachgebietes*. Aulendorf 1957.
- LÖW, CARL: *Heinrich Emanuel Merck*. Darmstadt 1951.
- PHOEBUS, PH.: *Das Pharmakologische Institut der Universität Gießen*. *Erster Ber. d. Oberhess. Ges. f. Natur- u. Heilk.*, Gießen 1847, S. 27—38.
- Zu Phoebus' Jubiläum am 15. Juni 1877. *Berliner klin. Wschr.* **14** (1877), S. 364.
- ROSSBACH: *Philipp Phoebus f.* *Berliner klin. Wschr.* **17** (1880), S. 606 f.
- SCHWEITZER, HEINRICH: *Philipp Phoebus*. *Berliner klin. Wschr.* **14** (1877), S. 346—348.

Gießen, Rußland und die Universität Dorpat

Über die Beziehungen einzelner deutscher Universitäten zu Osteuropa *) und besonders zu Rußland ist schon manches veröffentlicht worden, so für Halle, Jena, Leipzig, Greifswald, Marburg, Göttingen und Berlin. Von Gießen hat man bisher nichts vernommen. Die Ludoviciana, die ja lange Zeit eine im wesentlichen lokale Bedeutung besessen hat, übte im 18. Jahrhundert keine größere Anziehung auf Studenten aus dem östlichen Ausland aus. Nur einen einzigen Russen weist die Matrikel nach, und auch dieser war in Westeuropa aufgewachsen: der spätere Diplomat Graf JURIJ GOLOVKIN besuchte 1779 die Universität auf seiner Kavaliertour. Auch die zehn Deutschen aus Livland und Kurland bilden nur ein kleines Häuflein gemessen an den Zahlen, die hier etwa Jena und Göttingen aufweisen. Für den einen oder andern dieser Studenten ließe sich wohl das spätere Schicksal ermitteln. Schwieriger ist es, unter den einheimischen Gießener Studenten diejenigen aufzuspüren, die später nach Rußland gezogen sind. Sie müßten dort schon zu einiger Bedeutung gelangt sein, wollte man ihre Spuren auffinden, oder familienkundliches Material müßte uns Hinweise in dieser Richtung liefern. Theologen sind es, die man zunächst ermitteln kann, von jenem PHILIPP LUDWIG ENGEL oder ANGELUS (1645—1714) an, dem Sohn eines Darmstädter Schultheißen, der 1662 in Gießen inskribiert wurde und wohl bald nach Beendigung des Studiums eine Lehrerstelle an der lutherischen Gemeindeschule in Moskau antrat; 1691 ist er in Schweden zum geistlichen Amt ordiniert worden, worauf er in Belgorod in der Ukraine die Protestanten der russischen Garnison bediente. Als Peter I. am Don bei Voronež mit dem Flottenbau begann und sich zahlreiche ausländische Meister und Seeleute dort versammelten, übernahm Pastor ENGEL die Betreuung dieser Gemeinde. Mit der Don-Admiralität siedelte er 1713 nach Kronstadt über, nachdem der Friede mit den Türken am Pruth (1711) Rußland das Azovsche Meer wieder verschlossen hatte¹⁾.

Kurz nachdem ENGEL Moskau verlassen hatte, um sein Pfarramt anzutreten, übernahm Pastor FRANZ LORENZ SCHRADER (1661 bis 1699) 1695 die dortige sogenannte Neue lutherische Gemeinde. Er war Westfale, in Soest geboren, hatte in Gießen studiert und war 1686 von seiten der Hamburgischen Kirche der Gemeinde im nordischen Archangel'sk empfohlen worden²⁾. In Moskau vertrat SCHRA-

*) Ein Teil des hier verarbeiteten Stoffs hat bereits für einen Vortrag des Verf. in der Ortsgruppe Gießen der Hessischen familiengeschichtlichen Vereinigung Verwendung gefunden.

¹⁾ Diese und alle folgenden Nachrichten sind den personenkundlichen Sammlungen des Verf. entnommen, in denen namhafte Nichtrussen in Rußland erfaßt sind. Die Zitierung aller Einzelquellen würde hier zu viel Raum beanspruchen.

²⁾ Über SCHRADER neuerdings G. RICHTER in *Soester Zeitschrift*, 76, 1962, S. 83.

DER bis zu seinem frühen Tode das strenge Luthertum gegen den eindringenden Halleschen Pietismus.

Sind diese zwei Gießener Studenten eng mit dem Zeitalter Peters des Großen verbunden, so ist der Name zweier anderer mit Maßnahmen der Regierungszeit Katharinas II. verknüpft. Die Brüder WERNBORNER, Söhne des Pfarrers in Nieder-Rosbach und Merlau, studierten seit 1754 bzw. 1758 in Gießen Theologie. Der ältere, PHILIPP CHRISTIAN (1738—1769), ging 1759 noch an die Universität Halle und von dort als Lehrer an die Schule der lutherischen Annenkirche in St. Petersburg. Als die Regierung für die großen Friedensverbände des Heeres lutherische Divisionsprediger berief, übernahm WERNBORNER 1768 die Stelle in Orenburg im äußersten Südosten des russischen Reichs; dort ist er schon im folgenden Jahr gestorben. Sein Bruder LUDWIG BALTHASAR (1741—1778) ließ sich 1766 in Friedberg zusammen mit zahlreichen Siedlern für die Wolga von russischen Agenten anwerben und in der Stadtkirche zum Prediger ordinieren³⁾. Er begleitete die Auswanderer auf ihrer langen, mühevollen Reise zu Lande, über die Ostsee und durch ganz Rußland und übernahm 1768 das Pfarramt in der neuen Siedlung Katharinenstadt auf dem linken Wolgaufer gegenüber von Saratov. Er betreute die Gemeinde in den zehn schweren Anfangsjahren der Siedlung und wurde dann ein Opfer der gefahrvollen Lage dieser Dörfer am Rande der Steppe. Als er an der Spitze der Männer seiner Gemeinde eine Kirgisenbande verfolgte, die das Dorf überfallen hatte, wurde er von den Nomaden ergriffen und zu Tode gemartert⁴⁾.

Friedberg und Büdingen waren die hessischen Sammelplätze der für Rußland angeworbenen Auswanderer der Jahre 1764—1767, die durch den Aufruf der Kaiserin Katharina II. dazu verleitet wurden, ihr Glück in einer unbekanntenen Ferne zu suchen. Trotz der Gegenmaßnahmen der Darmstädter Regierung ist auch aus Oberhessen damals mancher mitgezogen, während im Isenburgischen ganze Dörfer verödeten. Über diese Vorgänge ist schon vieles in hessischen Heimatblättern veröffentlicht worden. Dagegen fehlen noch Untersuchungen über die schwer faßbare Einzelwanderung aus dem Raum rings um Gießen nach Rußland, die es wohl immer gegeben hat, seit ein Leutnant GEORG VON MUDERSBACH⁵⁾ 1631 auszog, mit seinem Obersten ALEXANDER LESLIE Regimenten für den Moskauer Zaren in Westeuropa zu werben. Bekannt gewordene Fälle von Auswanderung mehren sich erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Im Jahre 1770 wandten sich zwei Söhne des fürstlich Solmsischen Kammerrats AMBURGER in Braunfels nach St. Petersburg, wo sie ein Handelshaus gründeten, während ihr älterer Bruder JOHANN ANDREAS in Gießen studierte und promovierte; er war später Apotheker und

³⁾ Die Eintragung im Kirchenbuch hat W. DIEHL im *Gemeindeblatt für Friedberg* 1918 veröffentlicht.

⁴⁾ J. STENZEL, *Pastor L. B. Wernborner (Volkserzählungen aus den Arbeitsfeldern des Gustav-Adolf-Vereins, Leipzig o. O.)*. STENZEL macht jedoch aus den Brüdern eine Person.

⁵⁾ Das Geschlecht stammt aus Mudersbach bei Hohensolms.

Medizinalrat in Offenbach. Zugleich mit ihm studierte in Gießen FRIEDRICH (ERNST LUDWIG) GERLAND (geb. 1755 in Hohensolms als Sohn des dortigen Amtmanns), der 1781 als Hauslehrer nach Kurland ging, dann in den Landesdienst Livlands eintrat, der Gesetzeskommission in Petersburg angehörte und dort schließlich 1823 Assessor am Reichsjustizkollegium wurde.

Der folgenden Generation gehören zwei weitere Auswanderer an. In Ober-Ohmen am Vogelsberg geboren ist CHRISTIAN (THEODOR JAKOB) RÖMHELD (1783—1858), den wir später als Erzieher an der adeligen Universitätspension und als Bibliothekar des Technologischen Instituts in Petersburg antreffen⁶⁾; in Gießen selbst der gleichaltrige LUDWIG (PHILIPP FRIEDRICH) MÜLLER (1783—1857), der 1804 als Vertreter eines Hamburger Handelshauses nach Petersburg ging. Hier wurde MÜLLER schon 1806 Teilhaber der bedeutenden deutschen Firma Mollwo & Sohn, 1826 deren Chef und Direktor der Zuckerfabrik dieses Hauses. Die Kaufmannschaft delegierte ihn 1826 in das Direktorium der Reichskommerzbank, 1829 in den Manufakturrat, Württemberg übertrug ihm das Generalkonsulat, das MÜLLER auch behielt, als er 1834 die Zahlungen einstellen und liquidieren mußte. Er ist der Stammvater eines ausgebreiteten Geschlechts, dem u. a. General EUGEN v. MÜLLER (MILLER) angehört, Chef der unter britischem Schutz gebildeten weißen Gegenregierung in Archangel'sk (1918/20); dieser war nach der Entführung General KUTEPOVS aus Paris Haupt der russischen Emigranten daselbst, bis er in den dreißiger Jahren das Schicksal seines Vorgängers erlitt.

Ein Zeitgenosse L. MÜLLERS in St. Petersburg war der aus Friedberg gebürtige Kaufmann JOHANN KONRAD PLITT (1787—1849), der ein eigenes Geschäft in der russischen Hauptstadt gründete, die Zitzmanufaktur des Schweizers M. WEBER übernahm und alsbald eine der markantesten Gründergestalten im Unternehmertum Rußlands wurde. Er beteiligte sich an der Gründung zweier Versicherungsgesellschaften — in der einen wurde er Direktor —, eines Emaillierwerkes, einer Dampfschiffahrtsgesellschaft und einer Seidenmanufaktur. Die Stadt Frankfurt a. M. ernannte ihn 1833 zu ihrem Konsul. Völlig verschuldet mußte PLITT 1847 die Zahlungsunfähigkeit eingestehen und sogar Untersuchungshaft und Gefängnisstrafe auf sich nehmen⁷⁾.

Doch genug dieser Einzelfälle. Wir gingen von der Universität Gießen aus und kehren zu ihr zurück. Im 18. Jahrhundert besaß Rußland an akademischen Einrichtungen nur die Akademie der Wissenschaften (gegr. 1725) und die Universität Moskau (gegr. 1755). Erst unter Alexander I. ging man energisch an den Ausbau des Hochschulwesens in Rußland: 1802 wurde die Universität Dorpat eröffnet, mit deutscher Lehrsprache und einer lutherischen theologischen Fakultät, 1804 folgten Universitäten in Kazań, Chařkov und Wilna, wo die alte Akademie erneuert wurde. Die Kuratoren der einzelnen Universitäten erhielten die Aufgabe, sich um Lehrkräfte zu bemü-

⁶⁾ *Römheldsches Familienblatt*, Nr. 34, 1954.

⁷⁾ Quelle ist u. a. *Stadtarchiv Frankfurt/M.*, M 30 Nr. 11.

hen, und beriefen hauptsächlich deutsche Professoren. Für die Dorpater Theologische Fakultät wurde u. a. JOHANN WILHELM FRIEDRICH HEZEL (1754—1824) gewonnen, Professor der orientalischen und biblischen Literatur und Bibliothekar der Ludoviciana, zugleich hessischer Geh. Regierungsrat und kaiserliche Comes Palatinus. Bis 1813 hat er den Lehrstuhl der Exegese, bis 1820 auch den der orientalischen Sprachen in Dorpat innegehabt, sechsmal war er Dekan der Fakultät. Er wurde zwangsweise pensioniert, als der Kurator GRAF LIEVEN 1820 auf Wunsch des Kaisers den alten rationalistischen Geist aus der Fakultät auszutreiben begann⁸⁾. Seine noch in Gießen geborenen Söhne blieben in Rußland, KARL (1786—1832) wurde Jurist, war Universitäts-Syndikus und Advokat in Dorpat, ERNST (1791—1855) war schließlich Generalmajor im Generalstab und Abteilungschef der militärtopographischen Verwaltung.

Nach Wilna ging 1804 als Professor der Mechanik der in Nauheim geborene Mathematiker und Salinenspezialist KARL CHRISTIAN LANGSDORFF (1757—1834), der in Göttingen und Gießen studiert hatte. Er kam von einem Erlanger Lehrstuhl und verließ Wilna schon nach zwei Jahren, um nach Heidelberg zu gehen; von dort aus hat er die Salinen in Wimpfen und Dürrheim gegründet. Sein Sohn GUSTAV, ebenfalls Salinenfachmann und gelehrter Bergmann, ist 1826 als Lehrer nach Petersburg gekommen, wo er fünfzehn Jahre lang tätig war. Der Naturforscher GEORG HEINRICH LANGSDORFF (1774—1852), der seit 1803 im Dienst der Petersburger Akademie Kapitän v. KRUSENSTJERN auf seiner Weltumsegelung begleitete und seit 1812 als russischer Generalkonsul für die Akademie in Brasilien forschend tätig war, gehört einer anderen Linie dieses verzweigten hessischen Geschlechts an, doch wurde er in seiner zweiten Ehe der Schwiegersohn KARL CHRISTIAN LANGSDORFFS⁹⁾.

Nach Charkow wurde 1805 der Veterinärarzt für Oberhessen in Gießen, MARTIN HEINRICH FRIEDRICH PILGER (geb. 1760 in Wetzlar) berufen. Er hatte seit 1777 in Gießen und Erlangen studiert, in Berlin, Mainz, Wetzlar und Marburg als Arzt praktiziert. In Charkow erhielt er den Lehrstuhl der Veterinärwissenschaft, bemühte sich jedoch daneben ständig um Zulassung zur Praxis als Arzt, zumal nachdem ihm die Universität Dorpat ehrenhalber den „Dr. med. et chir.“ verliehen hatte. Nachdem er 1820 sein Amt in Charkow aufgegeben hatte, verschwindet er aus unserem Gesichtskreis. Sein juristischer Kollege FERDINAND KARL SCHWEIKART (1780—1859) aus Erbach im Odenwald hat nur eine nominelle Bindung an Gießen aufzuweisen. Als er 1811 den Ruf nach Charkow annahm, war er schon fast zwei Jahre a. o. Professor der Rechte in Gießen, doch hat er dieses Amt nicht angetreten. Nachdem er in Charkow Dekan, Mitglied der Universitätsverwaltung und Zensor gewesen war, folgte er 1816 einem Ruf nach Marburg, von wo er später nach Königsberg gegangen ist.

⁸⁾ *Lebensläufe aus Franken*, Bd. III, S. 225 ff.

⁹⁾ L. LANGSDORFF, *Geschichte der Familie Langsdorff*, 2 Bde., 1928—31.

Die Verbindung Gießens mit Dorpat ist im ganzen 19. Jahrhundert durch Studenten und Dozenten aufrechterhalten worden¹⁰⁾. Im Jahre 1819 ging der bekannte, freiheitlich gesinnte Jurist WILHELM SNELL (1789—1851), der in Gießen studiert hatte, auf den Dorpater Lehrstuhl für Strafrecht. Schon nach einem halben Jahr wurde er wegen seiner politischen Einstellung aus Rußland ausgewiesen, worauf er auch aus Deutschland fliehen mußte; er hat danach in der Schweiz gewirkt. Sein engerer Fachkollege WALTHER CLOSSIUS (1795—1838), seit 1824 SNELLS zweiter Nachfolger in Dorpat, kam 1837 von dort nach Gießen, wo er jedoch schon im folgenden Jahr starb. Auch sein Dorpater Nachfolger KARL OTTO VON MADAI (1809—1850) übernahm den Gießener Lehrstuhl für Strafrecht, aber erst 1849 nach einer Zwischenzeit, die er in Berlin, Kiel und Freiburg verbrachte. Im Jahre 1857 promovierte der Gießener LUDWIG SCHWABE (1835—1909) in Gießen, worauf er 1859 Privatdozent der klassischen Philologie in Dorpat wurde; 1863 zum o. Professor ernannt, vertrat er das Fach bis zu seiner Berufung nach Tübingen 1872 in Dorpat; 1865—1867 war er auch Direktor der Universitätsbibliothek, 1867—1871 Dekan der Hist.-Philol. Fakultät. Sein hessischer Landsmann KARL WEIHRAUCH (1841—1891) aus Mainz, schon 1860 in Gießen promoviert, ging 1861 als Lehrer nach Estland und wurde 1871 Dozent der physikalischen Geographie und Meteorologie in Dorpat, später Ordinarius, Dekan und Direktor des Meteorologischen Observatoriums. Als er nach Dorpat kam, fand er dort den Historiker HEINRICH ULMANN (1841—1931) vor, der 1867 bis 1870 Privatdozent in Gießen gewesen war. ULMANN blieb nur vier Jahre in Dorpat und nahm dann einen Ruf nach Greifswald an, wo er vierzig Jahre lang gelehrt hat. Im Jahre seiner Habilitation in Gießen (1867) übernahm dort den Lehrstuhl der Pharmakologie RUDOLF BUCHHEIM (1820—1879), der gerade zwanzig Jahre Dorpater Lehrtätigkeit abgeschlossen hatte; BUCHHEIM blieb bis zu seinem Tode in Gießen, wohin 1873 ein weiterer Kollege aus Dorpat kam, der Nationalökonom und Geograph ÉTIENNE LASPEYRES (1834 bis 1913). Dieser hatte 1866 einen Lehrstuhl am Baltischen Polytechnikum in Riga übernommen und war 1869 auf den Lehrstuhl für Geographie, Ethnographie und Statistik in Dorpat übergesiedelt. Nach Gießen kam er aus Karlsruhe, wo er jedoch nur ein halbes Jahr geblieben war. Auch LASPEYRES ist Gießener geworden und hier als Emeritus gestorben.

Von den reichsdeutschen Professoren Dorpats, die schließlich in Gießen heimisch wurden, hat nur LASPEYRES die Jahre erlebt, in denen, einer nach dem andern, deutsch-baltische Professoren auf Gießener Lehrstühle berufen wurden. Im Todesjahr BUCHHEIMS kam als erster ADOLF HARNACK an die Ludoviciana, ihm folgte 1880 der Pharmakologe GAEHTGENS, 1881 der Historiker v. D. ROPP, 1883 der Pathologe BOSTRÖM und 1884 der Indologe v. BRADKE, so daß im Jahre 1886, ehe HARNACK nach Marburg übersiedelte, gleichzeitig

¹⁰⁾ Am vollständigsten informiert über den Dorpater Lehrkörper das biogr. Lexikon der Professoren und Dozenten (russisch, 1902).

fünf baltische Professoren in Gießen wirkten. Von ihnen hatte nur BOSTRÖM in Deutschland (Erlangen und Leipzig) studiert, die anderen waren Söhne der Alma mater Dorpatensis. Sie alle entfalteten eine fruchtbare Tätigkeit an der Ludoviciana, der BOSTRÖM sein weiteres Leben hindurch treu blieb, GAEHTGENS 18 Jahre seines Lebens bis zur Emeritierung weihte.

Über ADOLF v. HARNACK viele Worte zu machen, erscheint müßig, da diese markante Gestalt aus Forschung und Wissenschaftspflege im wilhelminischen Deutschland allen Lesern dieser Zeilen wohlbekannt sein dürfte. In Gießen gehörte HARNACK, der später in Berlin als Generaldirektor der Kgl. Bibliothek und Schöpfer der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft fast völlig in Aufgaben der Kulturpolitik und Verwaltung aufging, noch ganz der Theologie. KARL GAEHTGENS (1839—1915), der den Lehrstuhl der Pharmakologie 1880—1898 innehatte, war der Sohn eines 1820 aus Holstein nach Livland eingewanderten Gutspächters. In den Jahren von 1868—1874 hatte er in Dorpat, danach in Rostock, gewirkt, wo er das Fach der physiologischen Chemie vertrat. In Gießen erschien 1890 seine Untersuchung über die Wirkung des Silbers auf die Atmung. Nach Beendigung seiner Lehrtätigkeit hat er sich in Wiesbaden zur Ruhe gesetzt. Am längsten hat EUGEN WOLDEMAR BOSTRÖM (1851—1928) in Gießen gewirkt. Die Familie B. stammte ursprünglich aus Finnland, war seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in Fellin in Livland ansässig und dort kaufmännisch tätig. Später hat sie Rußland mehrere Ärzte und Juristen geschenkt. Dem Gedenkwort, das G. HERZOG zum 100. Geburtstag BOSTRÖMS niederschrieb¹¹⁾, ist zu entnehmen, wie stark der Widerhall seiner Tätigkeit und Persönlichkeit bei den Studenten war. BOSTRÖM war Rektor im Jahr des 300jährigen Jubiläums der Universität 1907; erst 1926 ließ er sich emeritieren.

PETER VON BRADKE (1853—1998) habilitierte sich 1884 in Gießen für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft und erhielt 1886 eine a. o. Professur. Er entstammte einem hauptsächlich auf der Insel Oesel ansässigen Adelsgeschlecht und war in Petersburg als Sohn des späteren Kurators der Universität Dorpat, GEORG v. B., geboren. Er hatte in Dorpat gemeinsam mit dem späteren Dorpater und Wiener Indologen LEOPOLD v. SCHROEDER studiert und sein Studium 1882 in Jena abgeschlossen. In Gießen veröffentlichte er u. a. 1890 kritische Studien über die arische (d. h. indoeuropäische) Altertumswissenschaft. In seinen besten Jahren ist BRADKE in Gießen gestorben.

Zehn Jahre nach BRADKES Habilitation habilitierte sich der Zoologe FERDINAND SCHMIDT (1863—1895) aus Königsberg nach Gießen um. Er war in Dorpat als Sohn eines Arztes geboren, hatte nach dem Studium Dalmatien und Griechenland bereist, als Assistent in Rostock und als Konservator in Dorpat gearbeitet. Ihm war nur ein Jahr des Wirkens in Gießen vergönnt.

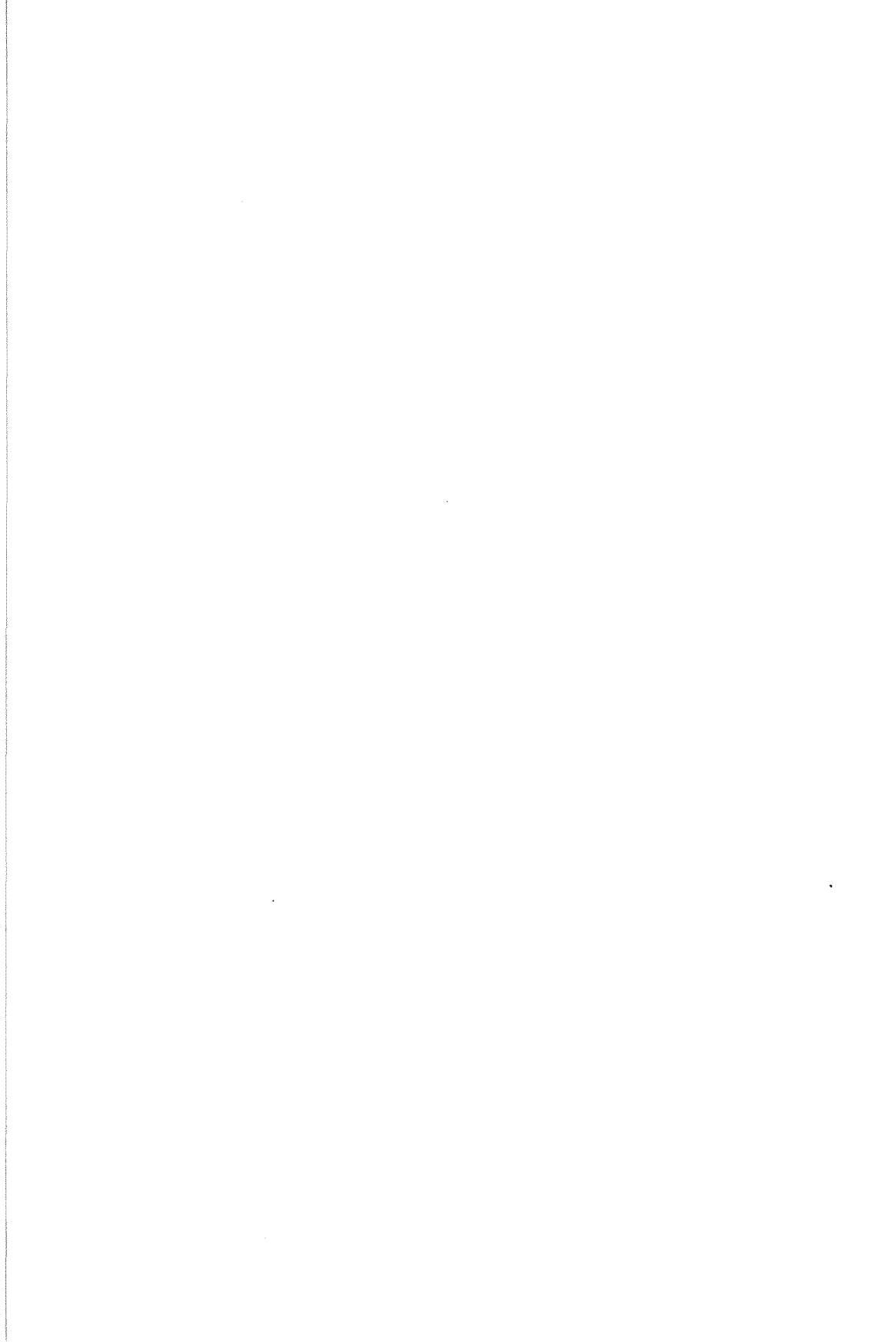
Unter den ersten deutsch-baltischen Professoren in Gießen wurde

¹¹⁾ *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft*, 20, 1951, S. 155 ff.

bereits GOSWIN FREIHERR VON DER ROPP (1850—1919) genannt. Er gehörte einem Geschlecht der Kurländischen Ritterschaft an, das schon in der Ordenszeit in Livland nachzuweisen ist. Seine akademische Laufbahn hatte er in Leipzig begonnen, und es bedeutete für ihn einen schönen Schritt vorwärts, als er schon nach einem Jahr den Lehrstuhl der Geschichte an der Technischen Hochschule Dresden gegen den Gießener eintauschen konnte. ROPP, der sich gern mit hansischer Geschichte beschäftigte — er hat einen Band Hanserezesse herausgegeben —, blieb neun Jahre in Gießen und eröffnete die Reihe der baltischen Vertreter der Geschichtswissenschaft auf dem Gießener Lehrstuhl: 1890 folgte ihm KONSTANTIN HÖHLBAUM, diesem 1904 JOHANNES HALLER.

KONSTANTIN HÖHLBAUM (1849—1904) hatte nur kurz in Dorpat studiert und verdankte seine wissenschaftliche Schulung fast völlig der Universität Göttingen. Er war zuvor Stadtarchivar in Köln gewesen und hat sich vor allem als Herausgeber des Hansischen Urkundenbuchs und von Editionen des Kölner Archivs einen Namen gemacht. JOHANNES HALLER (1865—1947), der aus Marburg kam, hat in Gießen Arbeiten weitergeführt, die auf seine langjährige Tätigkeit am Preuß. Historischen Institut in Rom zurückgingen; er gab Quellen zur Entstehung des römischen Kirchenstaates heraus und ließ einige quellenkritische Untersuchungen erscheinen. Vor allem aber waren die Gießener Jahre die Zeit des Reifens seiner bekannten Werke zur mittelalterlichen Kaiser- und Papstgeschichte, die dann in Tübingen erschienen sind. Im Jahre 1905 hat HALLER bei der Einweihung des Gießener Bismarckturms die Festrede gehalten.

Nachdem HALLER 1913 aus Gießen fortgegangen war, hatte die letzte Verbindung mit der inzwischen längst russifizierten Universität Dorpat aufgehört. Erst die heutige Justus Liebig-Universität zählt wieder deutsch-baltische Dozenten zu ihrem Lehrkörper. Zugleich ist Osteuropa, einst Ziel der Auswanderung, Gegenstand der wissenschaftlichen Erforschung an unserer Universität geworden.



Das Alte Schloß in Gießen

Zur Entwicklungsgeschichte Alt-Gießens

Wenn ich der Darstellung über das „Neue Schloß in Gießen“¹⁾ hier eine geschichtliche Betrachtung über das „Alte Schloß“ ergänzend folgen lasse, so kann ein solches Unternehmen, an das ich nur zögernd herangegangen bin, im gegenwärtigen Zeitpunkt lediglich als ein Versuch bezeichnet werden. Denn eine Darstellung der Gründungs- und Ausbaugeschichte dieses markanten Gießener Wehrbaues, der selbst noch als eine der letzten Ruinen des Zweiten Weltkrieges die Südostflanke des Brandplatzes als raumgestaltender Baukomplex entscheidend bestimmt, muß die frühesten Entstehungs- und Entwicklungsphasen unserer Gießener Altstadt in die Untersuchung einbeziehen. Doch gerade in der Deutung der strategisch-politischen sowie der wirtschaftsgeschichtlichen Position der frühmittelalterlichen Gießener Siedlungszelle innerhalb der verkehrsgeographisch bedeutungsvollen Talweitung und in der Interpretation des eigenwilligen Stadtgrundrisses als im allgemeinen aufschlußreicher Geschichtsquelle scheint mir die lokale Forschung trotz bemerkenswert früher Ansätze²⁾ zu einer modernen stadtgeschichtlichen Synthese noch nicht gelangt zu sein. So sind hier Fragen offen geblieben, die auch für die Standorts- und Altersbestimmung unseres Alten Schlosses von maßgebender Bedeutung sein können³⁾.

¹⁾ KRÜGER, HERBERT, *Das Neue Schloß in Gießen. Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft* 30, 1961, S. 165—179; auch als Sonderdruck: *Arbeiten aus dem Oberhessischen Museum und den Gail'schen Sammlungen der Universitätsstadt Gießen*, 1961.

²⁾ Grundlegend bis heute: KRAFT, F., *Geschichte von Gießen und der Umgebung*. Darmstadt 1876. Vgl. weiter: RITGEN, HUGO VON, *Die erste Anlage Gießens und seiner Befestigungen. Jahresber. d. Oberhess. Ver. f. Localforschg.* 4, 1885, S. 35—62; SCHENK ZU SCHWEINSBERG, GUSTAV, FREIH., *Alt Gießen*, in: *Beiträge z. Geschichte d. Universitätsstädte Mainz und Gießen. Arch. f. hess. Gesch. u. Altertumskde.* N. F. 5, Darmstadt 1907, S. 219—254; EBEL, KARL, *Geschichte der Stadt Gießen*, in: *Wegweiser durch die Universitätsstadt Gießen und ihre Umgebung*, hg. v. OESTERWITZ, HERMANN; EBEL, K., *Beiträge zur älteren Ortsbeschreibung der Stadt Gießen*, Gießen 1925.

³⁾ Eine Phase neuerer Forschung begann mit den auf jüngeren Ausgrabungsbeobachtungen beruhenden Mitteilungen Baudirektor GRAVERTS in: GRAVERT, WILHELM, *Die Burgmauer und die alte Stadtmauer in Gießen. Heimat im Bild*, 1937, Nr. 6. Eine treffliche Zusammenfassung des bisher Gesicherten findet sich in WALBE, HEINRICH, *Die Kunstdenkmäler in Hessen, Kreis Gießen I Nördlicher Teil, mit der Geschichtlichen Einleitung von EBEL, K., und WALBRACH, CARL, und dem Vorgeschichtlichen Anhang von KRÜGER, H.*, Darmstadt 1938. Weiter vgl. GLÖCKNER, KARL, *Siebenhundert Jahre Gießen in Wort und Bild, 1248—1948*, Gießen 1948. Abgesehen von kleineren Aufsätzen vgl. vor allem GLÖCKNER, K., *Gießen, kreisfreie Stadt*, in: KEYSER, ERICH, *Deutsches Städtebuch*, Bd. IV, 1, *Hessisches Städtebuch*, Stuttgart 1957, S. 191—199. Siehe weiter: GLÖCKNER, K., *Gießen*, in: *Handbuch der historischen Stätten Deutschlands*, Bd. IV, *Hessen*, Stuttgart 1960, S. 164 f., sowie GROSSMANN, DIETER, *Gießen*, in: *Reclams Kunstführer*, Bd. IV, Stuttgart 1960, S. 256 f.

Es würde zu weit führen, wollte ich die siedlungsgeschichtliche Situation des fruchtbareren Gießener Lahnbeckens in nachrömisch-frühgeschichtlicher Zeit eingehender besprechen. Doch möchte ich nicht versäumen, auf neuere Gesichtspunkte ihrer burgengeschichtlichen Position hinzuweisen. Denn außer dem bekannten, zumindest keltenszeitlichen Ringwallkomplex des Dünsberges⁴⁾ gesellt sich seit neueren Begehungen durch W. DEHN nun auch eine ähnlich alte, südnordstraßensperrende Ringwall-Anlage auf dem Hangelstein⁵⁾. Und schließlich sollte darauf aufmerksam gemacht werden, daß auf dem Hopfenberg, der südlich von Klein-Linden als Bergzunge bis in das Lahntal hinein vorstößt, sich ein wahrscheinlich vorgeschichtlicher Abschnittswall nachweisen ließ⁶⁾. Diese Momente neuerer Forschung verleihen gewiß auch der frühmittelalterlichen Siedlungsstruktur des Gießener Beckens größere Bedeutung als bisher.

Neben den zahlreichen ländlichen Siedlungen, die durch die frühen Schenkungen an die Reichsklöster Lorsch und Fulda schon für das achte, neunte und zehnte Jahrhundert überliefert worden sind⁷⁾, tritt uns nicht etwa gleichzeitig auch die Stadt Gießen, nicht einmal ihre Keimzelle, aus dem Grau der Frühgeschichte entgegen. Hier ist es vielmehr die Höhenburg des Gleibergs, die auf steiler Basaltkuppe die Gießener Lahntalweitung überragt⁸⁾, die zunächst urkundlich faßbar auftritt. Wie gern angenommen wird⁹⁾, gehen ihre Anfänge noch auf die im unteren Lahntal begüterten Konradiner zurück; der Stumpf eines quadratischen Turms als ältester erkennbarer Baukörper stammt, wenn nicht aus dem 10., so doch aus dem 11. Jahrhundert¹⁰⁾.

In die Reichsgeschichte hineinreichend, hat die Burg wechselvolle Entwicklungsphasen durchgemacht. Im 11. und 12. Jahrhundert war sie in der Hand eines nach ihr genannten Grafengeschlechts von Gleiberg aus dem Hause der Luxemburger. Als deren Stützpunkt wird der Gleiberg im Jahr 1103 von Heinrichs IV. Sohn, dem späteren Kaiser Heinrich V., so gründlich zerstört, daß sie ihre beherrschende Bedeutung verliert. Im 13. Jahrhundert in der Hand der Herren von Merenberg erlebt die Burg eine neue Entwicklung (Merenberger Bau),

4) Neueste Zusammenfassung: DEHN, WOLFGANG, *Der Dünsberg und seine Wallanlagen*. Bonner Jahrbücher, 158, 1958, S. 64—72.

5) *Geschichtlicher Atlas von Hessen*, hg. v. STENGEL, E. E. — UHLHORN, FR., Marburg 1960 ff., Bl. 6b.

6) Erster Hinweis: KRÜGER, H., *Heuchelheim in urgeschichtlicher Zeit*, in: *Heuchelheim in Wort und Bild*, 1961.

7) Beispielsweise: Salzböden, Ruttershausen, Mainzlar, Alten-Buseck, Wieseck, Selters, Allendorf, Großen-Linden, Leihgestern, Lang-Göns u. a.

8) 306 m über NN; Lahnspiegel bei Gießen ca. 155 m.

9) DEHIO, GEORG — GALL, ERNST, *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler*, Bd. Nördliches Hessen, München-Berlin 1950, S. 242 f.

10) KÖNIG, W. — BROCKMEIER, A., *Der Gleiberg in Natur und Geschichte*, Gießen 1929; mit dem speziellen Aufsatz: RAUCH, CHRISTIAN, *Zur Baugeschichte der Burg Gleiberg*. Zusammenfassend jetzt: UHLHORN, F., *Geschichte der Grafen von Solms im Mittelalter*, Marburg 1931; vgl. RENKHOFF, OTTO, *Gleiberg*, in: *Hdb. d. historischen Stätten*, Bd. IV, 1960, S. 166; *Reclams Kunstführer IV*, Stuttgart 1960, S. 454.

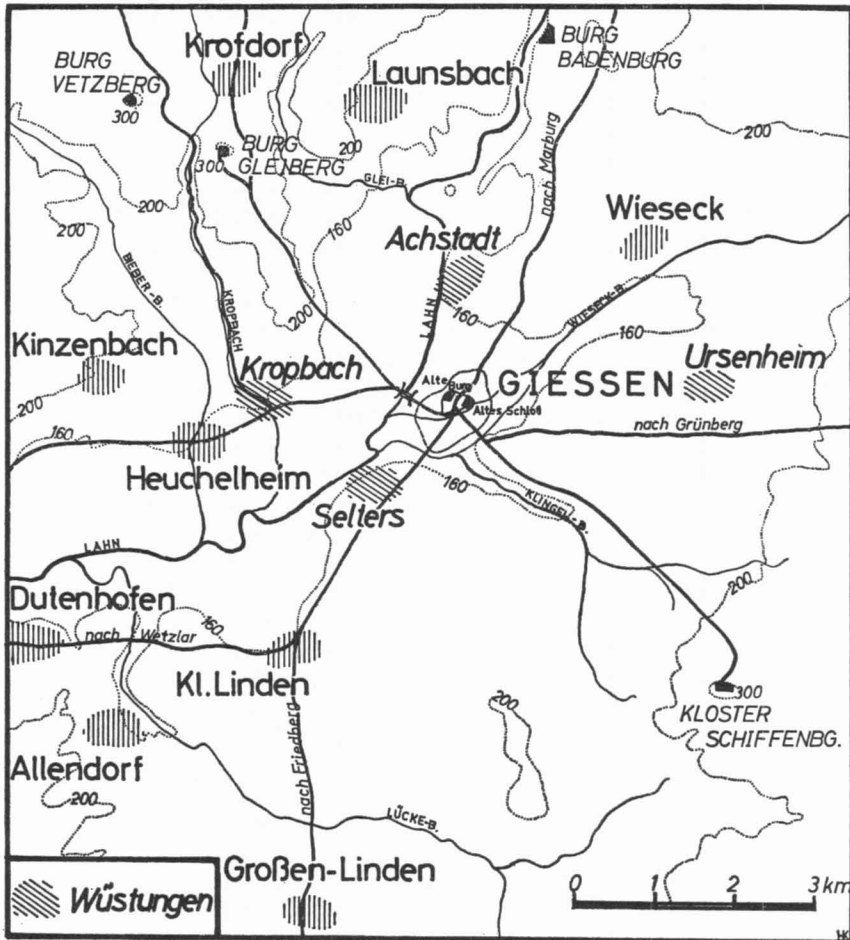


Abb. 1

Siedlungskonzentration in der Gießener Lahntalweitung. Burg Gleiberg, Kloster Schiffenberg und die beiden Burgenkomplexe in der älteren Innenstadt, dem Schnittpunkt der durch die Talaue verlegten Handelsstraßen.

die nach 1328 durch ihre Erben, die Grafen von Nassau-Weilburg, fortgesetzt wird (Nassauer Bau in der Unterburg). Während des Hessischen Erbfolgekrieges wurde im Jahre 1646 die Oberburg in Brand geschossen und blieb Ruine.

Es gibt noch einen zweiten Konzentrationspunkt im Gießener Siedlungsraum, in dessen urkundlich faßbaren Daten sich die wirtschaftliche und verkehrsstrategische Situation unserer noch immer anonymen Beckenlandschaft widerspiegelt, den Schiffenberg. Vom Basaltplateau des Gießener Stadtwaldes schiebt sich eine nach drei Seiten steil abfallende Bergzunge nordwestwärts gegen das etwa

5,5 km entfernte Lahnknie vor, auf der die frühgeschichtliche Bodenforschung eine allerdings noch durch nichts bewiesene merowingisch-karolingische Befestigungsanlage erwartet¹¹⁾. Auf diesem schutzbietenden Geländesporn läßt Gräfin Clementia, Tochter des Grafen Hermann von Gleiberg, Gemahlin Konrads I. von Luxemburg, im Jahr 1129 ein Augustinerchorherrenstift errichten, das der Flurbezeichnung dieses exponierten Platzes wegen den Namen „Schiffenberg“ erhält. Im Jahr 1323 ist es dem Deutschen Orden incorporiert worden, der es bis zu seiner Aufhebung im Jahr 1809 innehatte¹²⁾.

Im Jahr 1197 wirft dann eine Urkunde eben dieses Gleiberger Klosters, in der Salome, „Gräfin von Giezen“, als Zeugin auftritt, das erste Licht auf die Anfänge unserer Stadt. Sie gilt als Witwe des Gleiberger Grafen Wilhelm, der wohl als der Erbauer der ersten Gießener Burg angesprochen werden darf. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts hatte er am verkehrspolitisch wichtigen Lahnknie, das kaum 4 km von seinem Stammsitz entfernt lag, in dem zwar besiedlungs- und straßenschwierigen, aber fortifikatorisch gut geeigneten Sumpfbereich der Wieseckmündung eine Wasserburg angelegt. Gegen Ende des Jahrhunderts ist sie nicht mehr nur ein ausschließlich von gräflichen Burgmannen besetzter Wehrbau; die Burg dient überdies, wie wir erfahren, der Gräfin als Witwensitz.

Die ältere Forschung hat den entscheidenden Anlaß zu dieser bedeutsamen Neugründung lediglich in lokalen Notwendigkeiten gesucht. Die Burg habe dem Schutz des jungen Klosters Schiffenberg dienen sollen, der dieser Gleiberger Stiftung von Gießen aus wirksamer habe zuteil werden können als vom fernerem, evtl. durch Lahnhochwasser blockierten Gleiberg. Diese Auffassung klingt noch in H. WALBES vorzüglichem *Kunstdenkmäler-Inventar* von 1938 an¹³⁾.

Unter Berücksichtigung der verkehrsgeographischen Lage des Gießener Beckens im Schnittpunkt weitgreifender Süd- und Westoststraßen wird man für die Erbauung einer in ausgesprochen aggressiver Position angelegten Burg heute zweifellos mehr als nur lokale Gesichtspunkte ins Feld führen dürfen. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts werden die Tendenzen der Beherrschung von Straße, Burg und Stadt zur Sicherung und Verklammerung geschlossener Territorien nicht nur in der staufischen Reichspolitik erkennbar¹⁴⁾. Etwa um die gleiche Zeit, im Jahr 1151, vermacht der staufische Ministeriale Konrad II. von Hagen und Arnburg seinen im engen Wettertal gelegenen Altbesitz den Benediktinern von Siegburg; er tauscht statt dessen einen knapp 5 Kilometer entfernten, bis dahin

¹¹⁾ GÖRICH, WILLI, *Geschichtlicher Atlas*, Karte 7a; ebenso JORNS, WERNER, *Hdb. d. historischen Stätten*, Bd. IV, 1960, S. 162.

¹²⁾ EBEL, K., *Geschichtlicher Teil*, in: WALBE, H., *Die Kunstdenkmäler im Volksstaat Hessen, Kreis Gießen III, Südlicher Teil*, Darmstadt 1933, S. 358—392.

¹³⁾ Bd. I, 1938, S. 74.

¹⁴⁾ So die Einleitung von STRUCK, WOLF-HEINO, *Die Entwicklung der Städte (in Hessen)* in: E. KEYSER, *Hessisches Städtebuch*, 1957, S. 31—48; vgl. auch: *Hdb. d. historischen Stätten*, IV, verschiedenen Orts.

unbewohnten, nur mit Gestrüpp und Minze bewachsenen Basaltkegel ein, und sein Sohn Kuno errichtet darauf mit ausdrücklicher Genehmigung des Kaisers die das Straßennetz der Wetterau beherrschende Burg „Minzenberg“. Für die gleiche Zeit um 1170 erwartet man den Ausbau der Reichsburg Friedberg auf dem fortifikatorisch günstigen Geländesporn des ehemaligen Römerkastells; für die gleiche Zeit zwischen 1165 und 1180 setzt man die Entstehung der Stadt Wetzlar an. Als Reichsvögte vertreten hier die Herren von Merenberg und deren Erben, die Grafen von Nassau-Weilburg, denen wir bereits als spätere Herren des Gleibergs begegnet sind, des Kaisers Interessen. Um die gleiche Zeit schließlich stößt der Landgraf von Thüringen und Hessen von Nordosten gegen das Lahntal vor. Er gründet auf einem ebenfalls fortifikatorisch günstig gelegenen Basaltrücken gegen 1186 die Burg Grünberg, in deren unmittelbarem räumlichen Anschluß sich die Bürgersiedlung entwickelt.

Ich habe das Thema mit Absicht über den lokalen Bereich ausgeweitet, um die bei uns erkennbaren Entwicklungstendenzen im Rahmen der zeitgenössischen Territorial- und Reichsgeschichte betrachten zu können. Straßengeschichtlich befinden wir uns bereits in jener Epoche, in der die ursprünglichen, unter Königsrecht stehenden *viae publicae* aus ihrem geländeempfindlich-zügigen Verlauf nun, den Bedürfnissen des Territorialherren entsprechend, über längere oder kürzere Strecken umgelegt werden. Hier wird ein ebener Hangweg über einen steilen Berg Rücken geführt, um — wie etwa in Grünberg — die Marktstraße einer Bergstadt zu stabilisieren; dort wird ein Höhenweg in ein jahrhundertlang versumpftes Talbecken abgelenkt, damit er im Bereich einer neugegründeten Burgenstadt über einen notdürftig befestigten Straßendamm und eine Fähre oder Brücke den jenseitigen Talhang gewinnt. Dieser Fall liegt „in den giessen“, dem mehrarmigen Mündungsgebiet des Wieseckflüßchens, in doppelter Beziehung vor. In der Nähe des Lahnknies, an dem der Fluß aus seiner Nordsüdrichtung in die Ostwestrichtung einschwenkt, ist nunmehr durch den Grundherrn, zweifellos nach Durchführung gewisser Straßenverbesserungen, den das Lahntal querenden Westoststraßen der Übergang über den Fluß und die Gewinnung trockenen Geländes jenseits der Wiesecktalaue erleichtert worden. Und ebenso ist den zerfaserten Strängen der nicht minder bedeutenden Süd nordstraße ein künstlich befestigter Übergang über die hier von Natur recht breite alluviale Talaue der Wieseck zur Verfügung gestellt worden.

Dabei ist in unserm speziellen Fall die gleibergisch-tübingerische Stadtbürg, deren Lage westlich der Stadtkirche seit langem in etwa festgelegt werden konnte¹⁵⁾, weder unmittelbar am hochwassergefährdeten Lahnufer noch in der sumpfigen Wiesecktalaue selbst erbaut worden. Rund 500 Meter vom Fluß entfernt ist für ihre Anlage nach Ausweis der Höhenlinien eine leichte Geländeerhebung am Rand der Talterrasse sorgfältig ausgewählt und mit künstlichem

¹⁵⁾ RITGEN, II. v., 1885; vgl. auch GRAVERT, W., 1937.

Wassergraben umzogen worden. Erst die sich vor den Toren dieser ältesten Gleiberger Burgmannenbefestigung entwickelnde Niederlassung von Handel- und Gewerbetreibenden war gezwungen, sich in den Wiesengrund hin auszudehnen.

Der Bau dieses Gleiberger Vorwerkes auf zuvor kaum besiedeltem Eigenbesitz des Grundherrn hat offenbar keinen urkundlichen Niederschlag gefunden; das war in der Frühphase deutscher Burg- und

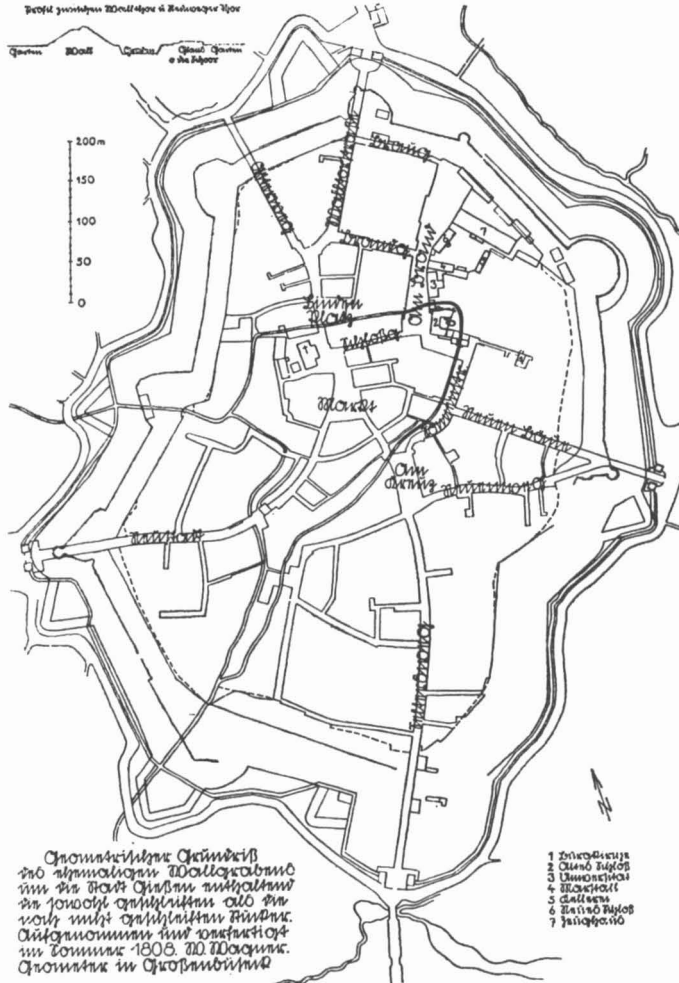


Abb. 2

(Aus H. WALBE, 1938, Abb. 80.) Der Gießener Stadtplan von 1808 läßt noch die ältere Altstadt umfließenden Bachläufe erkennen. Im nordwestlichen Gewässerwinkel lag, westlich des Stadtkirchturms, die älteste gleibergisch-tübingische Burganlage, im nordöstlichen Winkel die Burg des Landgrafen, das „Alte Schloß“.

Stadtentstehung während des 12. Jahrhunderts nichts Ungewöhnliches. Dabei werden wir berücksichtigen müssen, daß der an einer Verbesserung der Süd nordstraße um seines Amöneburger Besitzes willen unmittelbar interessierte Erzbischof von Mainz gegen diesen Burgenbau nicht nur keinen Einspruch erhoben haben wird, sondern daß er ihn möglicherweise noch gefördert hat. Denn diese Burg in der Hand Graf Wilhelms von Gleiberg, des Freundes und Parteigängers des Mainzers, bedeutete zum damaligen Zeitpunkt ja keine Straßensperre, sondern eine zusätzliche Sicherung der Straße in die entfernten nordhessischen Besitzungen.

Um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert ging das Gleiberger Erbe an die Pfalzgrafen von Tübingen über. GLÖCKNER hat erneut darauf hingewiesen, daß der so weit entfernt wohnende neue Herr der jungen Gründung nicht die gleiche Förderung hatte angedeihen lassen können, die die benachbarten Reichs- und Territorialstädte erfuhren. Dennoch läßt die Urkunde von 1248, die Jubiläumsurkunde für 1948, zweifelsfrei erkennen, daß sich im Anschluß an die gleibergisch-tübingerische Wasserburg die bürgerliche Siedlung „in den Giessen“ mit ihren öffentlichen Rechtshandlungen am Friedhof vor der Kapelle sowohl im topographischen und wirtschaftlichen wie im rechtlichen Sinn bereits zur vollgültigen Stadt entwickelt hatte. Es liegt dann durchaus im Sinn hessischer Territorialpolitik, wenn der Landgraf, es ist Landgraf Heinrich, der Enkel der heiligen Elisabeth, von Marburg aus südwärts und von Grünberg aus westwärts vorstoßend, diese strategisch bedeutungsvolle Neugründung des fernen Tübingers, wohl durch Kauf, weil wir von kriegerischen Auseinandersetzungen keine Kunde haben, gegen 1265 in Besitz nimmt und sie als südlichen Vorposten des landgräflichen Machtbereichs fortifikatorisch sichert und weiter auszubauen bestrebt ist. So darf man den Bau einer ersten Stadtmauer für die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts erwarten, ein Baudatum, das keineswegs als ungewöhnlich früh bezeichnet werden kann.

Die landgräfliche Stadtburg, das Alte Schloß

Im topographischen und fortifikatorischen Gesamtkomplex der landgräflich-hessischen Stadt Gießen führt der heute als „Altes Schloß“ bezeichnete Wehrbau¹⁶⁾ kein so isoliertes Dasein, wie das bei den Wehrbauten vieler mittelalterlicher Burgenstädte der Fall ist. Er stellt vielmehr einen so integrierenden Bestandteil dieses Ganzen dar, daß er wohl entwicklungsgeschichtlich nur mit der Gesamtanlage der landgräflichen Stadt verstanden werden kann. Und so ist es nunmehr an der Zeit, die unmittelbare Frage nach dem Ent-

¹⁶⁾ Die Bezeichnung: „arx vetus“, die CONRAD DIETRICH in seiner lateinischen Beschreibung der Stadt Gießen vom Jahr 1613 mit Selbstverständlichkeit verwendet hat, scheint im Lauf des folgenden Jahrhunderts völlig außer Gebrauch gekommen zu sein. Denn M. R. (= M. RAMBACH) hat die Bezeichnung „Neues Schloß“ für den damals allgemein als „Canzley“ bezeichneten Gebäudekomplex in seinem Kommentar vom Jahre 1771 durch Rückübersetzung erst wieder entdecken müssen. (*Gießener Wochenblatt*, 20. Stück vom 14. May 1771.)

stehungsalter dieses Baukomplexes zu stellen, da die urkundliche Überlieferung uns hier im Stich gelassen hat und der Wehrbau selbst auch keine zeitbestimmenden Stilelemente erkennen läßt¹⁷⁾.

Die baugeschichtlichen Phasen der eingangs genannten Burg Gleiberg konnten nach mancherlei Plangrabungen, die bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durchgeführt wurden¹⁸⁾, in wesentlichen Zügen aufgedeckt werden¹⁹⁾. Demgegenüber müssen wir mit Bedauern feststellen, daß sich die deutsche Burgenkunde weder in frühen Einzeluntersuchungen noch in territorialen Übersichtsbetrachtungen²⁰⁾ noch in maßgebenden Zusammenfassungen²¹⁾ je mit unserer landgräfllich-hessischen Neuanlage, die hier als Wasserburg erstellt wurde, beschäftigt hat. Das muß um so mehr überraschen, also HUGO v. RITGEN, der Inhaber eines ordentlichen Lehrstuhls für Architektur und Kunstgeschichte an unserer Ludoviciana in den Jahren 1843 bis 1898²²⁾, seine ausgedehnten Burgenforschungen und die Pläne zur Restaurierung so manches bedeutenden deutschen Wehrbaues²³⁾ von Gießen aus in die Wege geleitet hat.

Leider ist im Rahmen der grundlegenden Restaurierung unseres Alten Schlosses auf dem „Kanzleiberg“ zu Beginn dieses Jahrhunderts die Gelegenheit versäumt worden, planmäßige Schürfungen zur Gewinnung datierender Momente durchzuführen. Und da auch die in erhebliche Bodentiefe herabgebrachten Kanalisationsarbeiten beim Wiederaufbau unserer zerstörten Innenstadt zumeist „unter Ausschluß der Öffentlichkeit“ durchgeführt wurden, stehen uns für unsere historische Betrachtung dieses für die Stadtgeschichte so bedeutungsvollen Baukomplexes nur allgemeine Gesichtspunkte des mitteleuropäischen Burgenbaues und einige lokalgeschichtliche Rückschlüsse zur Verfügung. Sie sind zumeist bereits von EBEL und WALBRACH in dem oben genannten *Kunstdenkmäler*-Band des Jahres 1938 zusammengetragen worden²⁴⁾.

Mögen die zahlreichen Fragen nach Größe und Verlauf der ältesten Stadtumwehrung aus dem Ende des 13. Jahrhunderts und die spezielle unschematische Grundrißgestaltung vornehmlich im süd-

17) WALBE, H., 1938, S. 86.

18) RITGEN, H. v., *Geschichte der Burg Gleiberg*, Gießen 1881.

19) S. Anm. 9 u. 10.

20) LANDAU, GUSTAV, *Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer*. 4 Bde., Kassel 1832—1839. Das jüngst erschienene Büchlein von ADALBERT BRAUER rechtfertigt kaum den anspruchsvollen Titel: *Burgen und Schlösser in Hessen* (in der Sammlung: *Burgen — Schlösser — Herrensitze*, Bd. 10, Frankfurt 1959), wenn es den weiten Raum zwischen Marburg und Münzenberg, Braunfels und Laubach, in dem wir mehr als ein Dutzend bedeutender Wehrbauten aufzuzählen wüßten, völlig unberücksichtigt gelassen hat. Vgl. jetzt die reich differenzierten Übersichtskarten hessischer Burgen von UBELHODE-DOERING, BRIGITTE, I, 900—1250, II, 1250—1500, in: *Geschichtlicher Atlas von Hessen*, Bl. 32 a u. b.

21) PIEPER, OTTO, *Burgenkunde*, 2 Bde., 1902; vgl. auch SCHUCHHARDT, CARL, *Die Burg im Wandel der Weltgeschichte*, Potsdam 1931.

22) *Mitt. d. Oberhess. Gesch.-Ver.* 2, 1890, S. 111 ff.

23) Darunter bekanntlich die maßgebenden Pläne zur Wartburg-Restaurierung.

24) Vgl. Anm. 3.

lichen Bereich auch noch nicht endgültig geklärt worden sein²⁵⁾, so scheinen Ausdehnung und Mauerverlauf im nördlichen Altstadtgebiet durch Grabungsbefunde doch wohl hinreichend gesichert. Die Nordmauer setzte offenbar an der Nordfront der gleibergisch-tübinger Wasserburg an, also etwa in der Mitte des mehrgeschossigen Neubaus der Firma Wallenfels²⁶⁾, und verlief parallel zur Südfront des früheren „Einhorn“, des heutigen Hauses Avemann. Ohne daß sich hier je das vermutete nördliche Stadttor hätte nachweisen lassen, ist in der östlichen Fortsetzung über den Lindenplatz hinaus der Verlauf dieser Mauer parallel zwischen Marktlaubenstraße und Schloßgasse mehrfach festgestellt worden. Im Nordosten wurde diese Stadtbefestigung vom geschlossenen Mauerfuß und Erdgeschoß des hier als Palas ausgebildeten Nordflügels unseres landgräflichen Alten

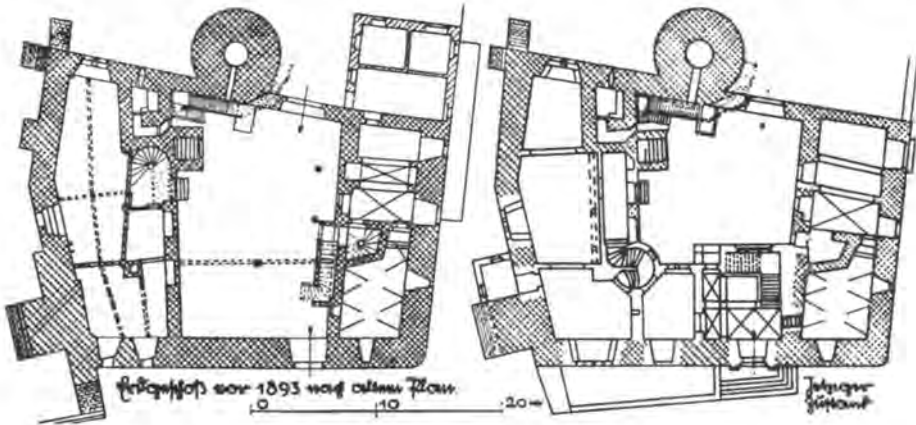


Abb. 3

(Aus H. WALBE, 1938, Abb. 92.) Erdgeschoßgrundrisse des Alten Schlosses in Gießen vor und nach der Restaurierung in den Jahren 1904—1905.

Schlosses aufgenommen. Spitzwinklig gegen Südosten umbiegend, wird die Stadtbefestigung ebenfalls hier zunächst von dem Mauerfuß unserer Wasserburg eingenommen. Und nach der Art, in der diese landgräfliche Wasserburg als Eckpfeiler in das Gesamtsystem der Stadtbefestigung einbezogen worden ist, möchte man meinen, daß dieser Bau zugleich mit der Errichtung der Stadtmauer in Angriff genommen worden ist oder daß ihr Ausbau an dieser grundrißmäßig dafür eingeplanten Stelle alsbald in Angriff genommen werden sollte.

Aber wir wollen nicht übersehen, daß bei der ursprünglich dreiflügelig angelegten Burg zwar der mächtige Palas in der Nordfront

²⁵⁾ Ebenda, WALBE, 1938, S. 76 ff.

²⁶⁾ Wobei nicht der flachdachige zweigeschossige Neubau an der Nordseite, sondern der dreigeschossige, aus dem Anfang unseres Jahrhunderts stammende Bau an der Westseite des Kirchenplatzes gemeint ist.

gegen den Feind gestellt worden ist, daß sich aber die gleichfalls mächtige Westfront sowie die Südseite schon in der geschlossenen Anlage ebenso deutlich gegen die eigene Stadt abgeschirmt hatten. Demgegenüber erscheint ihre freie, überdies von einem weiten Tor durchbrochene Hofseite ostwärts dem Gegner geöffnet. Der zum starken Bergfried entwickelte, gegen einen Angreifer vorspringende „Heidenturm“ kann kaum als Äquivalent gegenüber dieser fortifikatorischen Schwäche angesehen werden.

Die Dringlichkeit nicht nur einer soliden Stadtmauer, sondern auch einer weiteren, stärkeren und moderneren Stadtburg zeigte sich sogleich in den Folgejahren. Das feste Gießen in der Hand des Landgrafen sperrte dem Erzbischof die bis dahin freie Straße gen Norden, und so benutzte Erzbischof Werner die ersten hessischen Familienauseinandersetzungen, um die übrigens im Erzbistum Trier gelegene Stadt im Jahr 1280, allerdings vergeblich, zu berennen. Das war gewiß eine Mahnung an den Landgrafen, in seinen Befestigungsanstrengungen nicht nachzulassen. Ein halbes Jahrhundert später gelang es dann dem Erzbischof Matthias, im Jahre 1329 nach langer Belagerung unsere Stadt zu erobern. Doch brachten die Grausamkeiten der in die Stadt gelegten Mainzer Besatzung die empörten Bürger zum Aufruhr und zur Vertreibung der Feinde, und so konnte der Landgraf im Frieden von 1329 seinen Besitz behaupten. Wir können es uns schlechterdings nicht vorstellen, daß unsere junge Stadt Gießen zwei langdauernden Belagerungen durch gutbewaffnete erzbischöfliche Heerhaufen des ausgehenden 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts hätte standhalten können, wenn sie nicht durch ein zeitgemäßes System von Burg- und Stadtmauern gesichert und nicht von einer „wehertüchtigten“ Bürgerschaft verteidigt worden wäre.

Wenn in der Folgezeit unsere landgräfliche Wasserburg in den Jahren 1364 und 1368 im Zusammenhang mit Verpfändungen an die Nassauer Grafen erstmalig urkundlich in Erscheinung tritt, so sehen wir darin keinen Grund, die Entstehung dieses Baues, wie zumeist angenommen wird, erst in die Zeit um 1330²⁷⁾ oder 1350 zu setzen²⁸⁾. Es sei denn, man wolle die finanziellen Schwierigkeiten des Landgrafen in eben dieser Zeit, die ihn zu jahrzehntelangen Pfandschaften und Mitregentschaften durch die benachbarten Geschlechter der Merenberger, der Nassauer und der Falkensteiner gezwungen haben, auf die gesteigerten Ausgaben für einen unwahrscheinlich späten Gießener Burgenbau zurückführen.

Betrachten wir jedoch die Frage der Erbauung der Gießener Landgrafenburg im Rahmen der Wehrbauten bei den etwa zeit-

²⁷⁾ GROSSMANN, H., in Reclam 1960, S. 256: *Altes Schloß, Kernbau um 1330*, GLÖCKNER, K., *Siebenhundert Jahre Gießen*, 1948, S. 16: *Wie die ältere Stadtbefestigung um 1330 das Alte, so brachte der Festungsbau Philipps 1533 das Neue Schloß als Ergänzung mit sich*; derselbe, *Städtebuch* 1957, S. 193: *Zweite, landgräfliche Burg am Ostrand des Kanzleiberges um 1330*.

²⁸⁾ K. EBEL nennt 1907 als Erbauungszeit des Alten Schlosses, v. RITGEN entsprechend, die Mitte des 14. Jahrhunderts; 1925 spricht er sich für die Einbeziehung der landgräflichen Wasserburg in die „neue Stadtbefestigung von 1325“ aus.

gleichen Städtegründungen unserer Nachbarschaft, so zeigt sich, daß die Burgen als Zentren dieser Städte in der Regel bereits vor 1250 errichtet worden sind²⁹⁾. Wo uns Anlagen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts urkundlich bekannt werden, handelt es sich entweder um den Wiederaufbau zerstörter älterer Burgen³⁰⁾ oder um Neubauten, die sich zumeist allein schon durch ihre erheblich größeren Ausmaße, die auch den gesteigerten Wohnbedürfnissen Rechnung tragen, von den frühen ausschließlichen Wehrbauten deutlich unterscheiden.

Es gibt über unsere landgräfliche Stadtburg nur wenige urkundliche Zeugnisse und nur späte bildliche Dokumente, so daß es uns nicht gelingen will, ein lebendiges Bild ihrer äußeren und inneren Entwicklungsphasen zu entwerfen. Dabei will ich nicht versäumen, auf zwei bemerkenswerte Fakten aufmerksam zu machen. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß die von der Forschung mit Recht vorausgesetzte³¹⁾ und durch Kanalisations- und Wohnbau- und Fundamentierungen auch wohl im ungefähren Umfang festgestellte³²⁾ gleibergisch-tübingische Wasserburg im späteren Urkundenbestand kaum in Erscheinung getreten ist. Nun hat das noch immer in bedauernswert-ruinösem Zustand vegetierende Leibsche Haus in seinem aufgehenden Fachwerk nach dem Urteil unserer maßgebenden Hausforscher³³⁾ als heute ältester deutscher bürgerlicher Fachwerkbau zu gelten. Diese Tatsache wäre für uns dahin zu deuten, daß der einst für sich geschlossen umwehrte Burgbezirk in der Mitte des 14. Jahrhunderts bereits nahtlos in die bürgerliche Bebauung einbezogen worden war. Das bedeutet weiter, daß unsere angeblich erst aus dem gleichen Jahrhundert stammende landgräfliche Wasserburg die Funktion einer Stadtburg — und das gewiß seit langem — ausschließlich übernommen haben muß. In der Tat sprechen die spärlichen Urkunden dieser Jahrzehnte immer nur von „der Burg“ und der Stadt Gießen, und es steht außer Zweifel, daß es sich dabei um unsere landgräfliche Wasserburg handelt; so bei der Pfandschaft des Nassauers über die Hälfte der Burg und Stadt im Jahr 1364, so

²⁹⁾ Zusammenfassend STRUCK, W. H., in: KEYSERS *Städtebuch*, S. 31 ff.; vgl. die instruktive Übersicht hessischer Städte, Märkte und Flecken von HAARBERG, BARBARA, und HESS, WOLFGANG, in: *Geschichtlicher Atlas*, Bl. 19.

³⁰⁾ So etwa: Amöneburg ca. 1300; Battenberg 1314; Biedenkopf 1293; Weilburg 1359.

³¹⁾ F. KRAFT, der vom Oktober 1832 bis zum September 1870 38 Jahre lang am Hofgericht zu Gießen, das damals ja in unserem Alten Schloß untergebracht war, als Richter tätig war, glaubte zwar noch, daß „die gräfliche Burg (das Schloß oder die Kanzley) die Entstehung der Stadt veranlaßt“ habe. Aber er kannte auch die im nordwestlichen Stadtgebiet vorhandene, wie er glaubte jüngere, „Burgmannenburg“, die durch das Burghaus der v. Schwalbach und durch die Straßenbezeichnungen „Burggraben“ und „Burghof“ lebendig geblieben waren (*Gesch. v. Gießen*, 1876, S. 134 ff.).

³²⁾ GRAVERT, 1937, S. 21 ff.; im wesentlichen übernommen in H. WALBE, 1938, S. 74 ff.

³³⁾ WALBE, ebenda, S. 80 ff., nach den Bauaufrißen von Stadtinspektor PHIL. KLEIN; vgl. auch WALBE, *Das hessisch-fränkische Fachwerk*. II. Aufl. Gießen 1954, S. 14, 51, 69, 71, 74, 439 ff.; WINTER, HEINRICH, *Mittelalterliche Bürgerhäuser in Hessen nördlich des Mains*. *Hessische Blätter f. Volkskunde*, 51/52, 1960, S. 281—348, bes. 303—308.

die Witums-Urkunde für Johanna, die „eliche frauen“ des Landgrafensohnes Hermann, vom Jahre 1368, aus der geschlossen werden darf, daß die Hochzeit des Landgrafensohnes mit der Tochter des Grafen Hermann von Nassau im Jahr 1368 in unserer Gießener Stadtburg gefeiert worden ist³⁴⁾.

Das zweite Faktum, das durch diese Urkunden besonders deutlich gemacht wird, liegt in dem stets positiven Verhältnis zwischen dem Rat und der Bürgerschaft Gießens zu ihrem landgräflichen Stadtherrn. Die das Wirtschaftsleben so vieler deutscher Städte zermürbenden internen Kämpfe zwischen aufstrebenden Stadtgemeinden und ihren konservativen weltlichen oder kirchlichen Grundherren sind unserer Stadt erspart geblieben. Und insofern ist die Geschichte unseres Alten Schlosses mit der unserer Heimatstadt weitgehend gleichzusetzen.

Die junge Stadt hatte sehr bald Gelegenheit, ihre Treue zum Landesherrn zu beweisen, als sie 1280 den Angriff des Mainzer Erzbischofs abwehrte und 1327 seine drangsalierende Besatzung aus ihren Mauern vertrieb. Während des 15. Jahrhunderts wurde in den Kämpfen des Landgrafen Hermann mit den Ritterbünden der „Sternen“ und der „alten Minne“ sowie in den wiederauflebenden Kriegen mit dem Erzstift Mainz zwar die ländliche Umgebung häufiger in Mitleidenschaft gezogen; das offenbar schon damals recht wehrhafte Gießen blieb aber von unmittelbaren Kriegereignissen verschont. Doch hatte gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein großer Brand in der Stadt „merklichen Schaden“ verursacht. Um der getreuen Stadt beim schnellen Wiederaufbau behilflich zu sein, schenkte Landgraf Wilhelm III. ihr für Bausteine und Bauholz einen Teil des Hangelsteins.

Schon während der Regentschaft seiner Mutter Anna, der das Gießener Schloß als Witwensitz zugewiesen worden war, also etwa seit 1509, verbrachte der junge Landgraf Philipp seine schweren Jugendjahre in Gießen. Während der Kämpfe, die sie als Vormund mit den von den Ständen gewählten Regenten auszufechten hatte, hielt wiederum die Stadt Gießen ebenso treu zur Landesherrin wie in der 1518 ausgebrochenen Fehde gegen Franz von Sickingen und die Reichsritterschaft, während der sich der kaum 14jährige Landgraf und seine Mutter bis zur gemeinsamen Flucht wiederum in Gießen aufhielten.

Wann während seiner erfolgreichen Jahre seit 1522 Philipp im einzelnen in der alten Gießener Wasserburg residiert hat, ist nicht überliefert. Wir wissen jedoch, daß er, der die Enge der alten Stadtburg und ihren bescheidenen Wohnkomfort während seiner Jugendjahre lange genug erlebt hatte, in den dreißiger Jahren das großräumige Neue Schloß in nächster Nähe des alten Wehrbaues hatte errichten lassen³⁵⁾. Er hatte überdies innerhalb der großzügig erweiterten und zur modernen Erdwall-Festung mustergültig ausgebauten Stadt einen entsprechenden Bezirk der landgräflichen Pla-

³⁴⁾ WALBRACH in: WALBE, 1938, S. 64 ff.

³⁵⁾ KRÜGER, *Neues Schloß*, 1961 mit Zusammenstellung der älteren Literatur.

nung vorbehalten. So konnten hier, wie wir wissen, im Laufe der nächste Jahrzehnte außer dem in den Übergangsformen der Frührenaissance errichteten Neuen Schloß noch der Marstall, die Kellerei, der monumentale Renaissancebau des Zeughauses und, „gleich einem Jaspis im goldenen Ring“, der Renaissancebau der neuen Universität Platz finden³⁶⁾.

Nach der obigen Andeutung der räumlichen Enge in der alten Wasserburg und nach der Erwähnung des neuen Schloßbaues (durch Philipp den Großmütigen in den Jahren 1533—1537) treten wir in eine Baubeschreibung des landgräflichen Altbaues ein, wobei im wesentlichen WALBES Ausführungen von 1938 als Grundlage benutzt werden müssen. Das ist allein schon aus dem Grund notwendig geworden, weil eine Anzahl bildlicher Darstellungen, deren Originale dort erstmalig zum Abdruck gelangten, während des Zweiten Weltkrieges in Gießen ebenso wie in Darmstadt vernichtet worden sind.

Als wichtigste Quelle ist der Grundriß anzusprechen, der dankenswerterweise vor Beginn des Um- und Ausbaues des Alten Schlosses zum großherzoglichen Wohnquartier einerseits und zum Oberhessischen Museum andererseits um die Jahrhundertwende fachkundig aufgemessen worden war. Leider hatte WALBE von diesen burgenhistorisch dokumentarischen Plänen des schon damals dreigeschossigen Baues, wenn wir hier Erdgeschoß, 1. Etage und 2. Etage zählen, aber Keller und Doppelgaubendach nicht berücksichtigen, einzig den des Erdgeschosses veröffentlicht. Denn dieser schien ihm, und das mit gewissem Recht, die ursprüngliche und im wesentlichen unveränderte Anlage der landgräflichen Wasserburg wiederzugeben³⁷⁾.

Danach bildet die Burg in ihrer massiven Basis ein nicht ganz regelmäßiges Rechteck mit einer Längsausdehnung von Südosten nach Nordwesten³⁸⁾. Genauer gesagt handelt es sich um ein unregelmäßiges Fünfeck, wenn wir die etwa in der Mitte leicht nach außen geknickte Nordfront als zwei selbständige Seiten auffassen. Dabei mißt diese geknickte, dem Feinde zugewandte Nordfront, in ihrer Außenausdehnung gemessen, 25,5 m, die westlich anschließende Stadtfront 28,0 m, die südliche Stadtfront nur 20,0 m und die lange, vom Außentor durchbrochene, ebenfalls dem Angreifer zugekehrte Ostfront 32,5 m. Das ergibt für den von den Außenmauern eingenommenen Baukomplex die ungewöhnlich geringe Gesamtfläche von 690 qm. In Anbetracht der massiven, 2,20 bis 3,30 m mächtigen Außenmauern, die den nach Osten offenen Wohnbau nach drei Sei-

36) *Dietrichsche Chronik* von 1613; siehe Anm. 16.

37) Diese Annahme hat nur eine bedingte Berechtigung, da das frühe, aus dem Stadtbauamtsarchiv stammende Foto (Abb. 10) von der Westfront unseres Alten Schlosses, das WALBE offenbar nicht bekannt war, erkennen läßt, daß der „alte Plan vor 1893“ nicht absolut zuverlässig war. Die auf dem Foto deutlich sichtbaren zwei Türen und vier fensterartigen Öffnungen im Erdgeschoß können mit dem „alten Plan“ nicht völlig in Übereinstimmung gebracht werden.

38) Trotz der tatsächlich rund 45° betragenden Verkantung in den Himmelsrichtungen werden wir die Frontenbezeichnungen WALBES in Zukunft beibehalten, obwohl die „Westfront“ faktisch eine klare Nordwestfront darstellt.

ten umschließen, bietet selbst ein dreigeschossiger Bau überraschend wenig Nutzfläche, zumal hier noch ein Innenhof von ca. 12×13 m = 156 qm einbezogen worden ist. Allerdings hatten sich die Außenmauern in den oberen Etagen, wenigstens nach dem Umbau von 1903 bis 1905, meiner Erinnerung nach auf etwa einen Meter Wandstärke verjüngt.

Umflossen wurde dieser geschlossen wehrhafte Bezirk von der gewiß künstlich hierher verlegten Wieseck, die aufgespaltet die Gräben der frühen landgräflichen Stadtbefestigung zu befluten hatte. Stadtseitig gegen Brandplatz und Kanzleiberg wurde ein besonderer Wassergraben geschaffen, der unsere Burg als eine selbständige Insel von der Stadt abtrennte. Auf alten, aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammenden Stadtplänen³⁹⁾, die den Stand der umfangreichen, von Philipp dem Großmütigen um 1530 begonnenen, nach 1560 erweiterten und von Ludwig IV. vollendeten Befestigungsanlagen im wesentlichen wiedergeben, ist der Verlauf dieses zusammenhängenden Wassergrabensystems in der damaligen Innenstadt noch allenthalben deutlich erkennbar. Beim Wiederaufbau unserer Stadt haben wir das Profil des verschlammten Abflußgrabens im Schnitt mit der Schulstraße deutlich feststellen können. Wenn wir den herkömmlichen Begriff der „Wasserburg“ bislang für unseren frühen landgräflichen Wehrbau verwendet haben, so möchten wir damit allerdings nicht die Vorstellung von Burgen und festen Schlössern verbinden, die allseitig bis an den Mauerfuß von breiten offenen Wasserflächen umgeben sind. Das um einige Jahrzehnte jüngere, in die Sumpfbzone des Wettertales vorgeschobene geschlossene Quadrat des Licher Schlosses mag jenem Burgentyp um einiges näher kommen⁴⁰⁾.

Das nördliche Drittel des mauerumschlossenen Gesamtkomplexes war vom Palas eingenommen. Die östlichen zwei Drittel dieses Gebäudeteils waren mit einem recht flachen Tonnengewölbe unterkellert worden, das bei ca. 15 m Länge und 8 m Breite nur knapp 2,7 m Höhe besaß⁴¹⁾. Zugänglich gemacht war dieser etwa 2,5 m unter dem Niveau des Innenhofes liegende große Keller durch einen in den Hof vorspringenden überdachten Kellerhals; durch ein ursprünglich spitzbogiges Tor erreichte man über zehn Steinstufen den Steinfußboden des Kellers. Eine frei im Keller stehende Steinsäule von 0,7 m Durchmesser ist zweifellos erst später nachgefügt worden, als

³⁹⁾ Universitätsbibliothek und Oberhessisches Museum. Die damals bekannten Stadtpläne sind bei WALBE, 1938, S. 73/74, zusammengestellt worden. Welche davon den Zweiten Weltkrieg überdauert haben, ist noch nicht ermittelt worden. Vgl. auch den Stadtplan BETTENHAUSERS, Darmstadt 1759.

⁴⁰⁾ WALBE, *Kunstdenkmäler, Kreis Gießen, Südlicher Teil*, 1933, S. 215—300. Der ursprünglich etwa 36×39 m messende, geschlossen viereckige Gebäudekomplex deckt selbst ohne die drei Ecktürme eine Fläche von rund 1400 qm, also doppelt so viel wie der Gießener Wehrbau!

⁴¹⁾ Die beiden Schloßkeller haben ungezählten Gießenern in den vielen verzweiflungsvollen Bombennächten Schutz geboten. Durch das einzige, vorsorglich zum Notausgang erweiterte alte Schlitzfenster wurde ihnen in den Brandnächten vom 2. und 6. Dezember 1944 eine vom Feuersturm verschonte Zuflucht in den Botanischen Garten möglich gemacht.

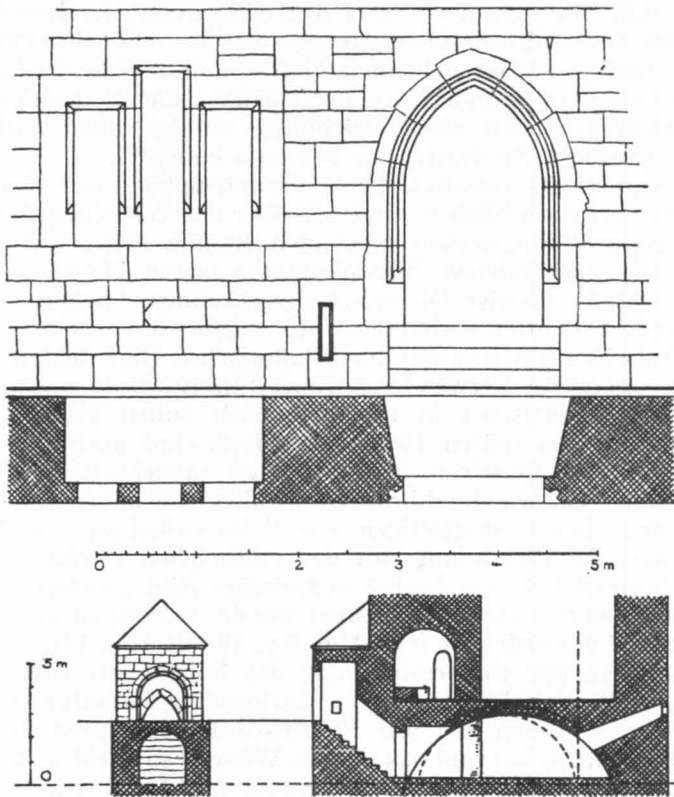


Abb. 4

(Aus H. WALBE, 1938, Abb. 92.) Gießen, Altes Schloß. Oben: Tür und Fenster des Nordbaues, die auf den Innenhof gehen; unten: Schnitt durch Keller, Kellerhals und Gefängnis. (Nach einer Zeichnung H. v. RITGENS, 1884.)

man während des 16. Jahrhunderts darüber die massiven Mauern des neuen Gefängnisses im Palaserdgeschoß einbaute.

Das Erdgeschoß des Palasbaues lag rund einen Meter über dem Hofniveau, es war ebenfalls vom Innenhof aus über eine dreistufige Steintreppe, die westlich neben dem Kellerhals aufstieg, durch ein schmales, spitzbogiges Steinportal⁴²⁾ zugänglich. Sie führte in einen schmalen Vorraum, in dem rechts eine steinerne Wendeltreppe den Aufstieg in die Obergeschosse ermöglichte. Geradeaus ging es in eine große Küche, die ihr Licht von Osten durch ein zweiteiliges und von Norden durch ein einteiliges, in tiefen Mauernischen sitzendes Fenster erhielt. Der westlich gelegene restliche Teil des Erdgeschosses wurde

⁴²⁾ Von diesem später kaum veränderten Portal und dem westlich anschließenden dreiteiligen Steinfenster hatte H. v. RITGEN i. J. 1884 eine wohl im Museum verbrannte Architekturzeichnung angefertigt, die WALBE in Abb. 92 veröffentlichte (unsere Abb. 4).

nach WALBE von einem einzigen Saal eingenommen, dessen Holzdecke von zwei Stützenreihen getragen wurde. Außer den zwei dreiteiligen, nach dem Hof gehenden Fenstern muß diese Erdgeschoßhalle sowohl dem Grundriß wie der einzigen, die stadtseitige Westfront wiedergebenden alten Zeichnung zufolge aber noch zwei schmale westliche Nischenfenster besessen haben⁴³⁾.

Da, wie bereits erwähnt, keine Grundrißpläne von den Obergeschossen erhalten blieben, sind wir über die Verteilung der gewiß überwiegend Wohnzwecken dienenden Räume leider nicht unterrichtet. Die vorhandenen Bilddokumente lassen übereinstimmend zwei gleichfalls massive Obergeschosse erkennen. Soweit hier noch ursprüngliche Fenster vorhanden sind, zeigen sie vornehmlich nach den Feindseiten hin eine aus fortifikatorischen Rücksichten zu verstehende sparsame Verwendung. Nach Einbeziehung unseres einst exponierten Wehrbaues in die weit nach außen gelegten Wallbefestigungen des späten 16. Jahrhunderts sind auch die Außenmauern unserer massiven Stadtburg von mancherlei wohnraum-erweiternden Erkern durchbrochen worden. Sie haben nach F. M. HESSEMERS ebenso sorgfältigen wie liebenswürdigen Architekturzeichnungen in Verbindung mit den zahlreichen Dachgauben und Krüppelwalmgiebeln ein höchst malerisches Bild geboten, dem der moderne, allzu monumentale Ausbau, um das vorweg zu sagen, leider nicht gerecht geworden ist (vgl. Abb. 8 u. 10 mit Abb. 11).

Die nur knappe Baubeschreibung des Nordflügels wäre unvollständig, wollte ich hier nicht ein Kuriosum reformationszeitlicher Humanität erwähnen, das alle Fährnisse der Jahrhunderte unversehrt überstanden hat und das meines Wissens so leicht nicht seinesgleichen finden dürfte: die dem Palasbau eingefügte Gefängniszelle. Auch im Gießener Wehrbau war das Verließ ursprünglich im tiefen Geschoß des als Heiden- oder Diebsturm bezeichneten Bergfrieds angelegt. Der gewiß nicht ungewöhnliche Fall, daß in diesem Turmschacht im alten Sumpfgelände der Wieseck Grundwasser austrat, mag den „großmütigen“ Landgrafen zum Einbau einer nicht weniger festen, aber humaneren Gefängniszelle veranlaßt haben. Denn wie WALBE bemerkt, deuten die im vorzüglichen Quadermauerwerk der Innenwände erhaltenen Steinmetzzeichen auf das 16. Jahrhundert als Baudatum hin. Zwischen Kellerhals und Bergfried gelegen, findet sich in Erdgeschoßhöhe der schmale Eingang zu diesem Gefängnis. Ein enger, zweimal gewinkelter Gang mit dreifacher Sicherung führte in die Zelle. In dem 2,30×2,25 m messenden, kaum mannshoch eingewölbten Raum findet sich noch die an einer Wand entlanglaufende steinerne Pritsche sowie ein steinerner Sitz⁴⁴⁾, ein schmales Schlitzfenster⁴⁵⁾ und, als ungewöhnliche humanitäre Neuerung, eine

⁴³⁾ Über die nur bedingte Glaubwürdigkeit der bei WALBE in Abb. 119 wiedergegebenen Darstellung des Alten Schlosses aus der Zeit um 1754 siehe später, Anm. 48, sowie unsere Abb. 6 u. 7.

⁴⁴⁾ Die originalen, in der Wand verankerten Ketten und Handeisen sind erst nach dem Kriege rücksichtslosen Metalldieben zum Opfer gefallen.

⁴⁵⁾ Das zusätzlich durch zwei Bandeisen von außen vergitterte Fenster ist sichtbar in W. BAYRERS Schloßzeichnungen von 1881. Siehe auch Anm. 80.

steinerne Abortbrille mit einer in den Burggraben führenden Abflußrinne.

Im Südbau, der das kleinere Drittel des Gesamtkomplexes einnimmt, waren Ställe und über der hier unterkellerten Südwestecke eine Wachstube untergebracht, in einem etwa 5×5 m großen Gewölberaum, der die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges gleichfalls unversehrt überstanden hat. Eine erst modern verbaute Wendeltreppe führte selbständig in die beiden für Wohnzwecke genutzten Obergeschosse, deren Außenfenster auch erst nach der Höhe an Größe zunahmen.

In der Deutung der Westfront wirft der viel zitierte Grundrißplan einige Fragen auf. Die gegen die Stadt gerichtete Außenmauer ist in ihrer rund 2,40 m betragenden Mächtigkeit ebenso als Schildmauer ausgebildet wie die Außenmauern im Norden und Süden. Auf der Hofseite entbehrt sie jedoch einer massiven Rückwand; hier ist in etwa 6 m Abstand von der Innenkante der Außenmauer eine einzelne starke Steinsäule gezeichnet, die einen etwa 12 m langen Unterzugbalken in der Mitte unterstützt. Auf dieser Konstruktion müßte sich, wenn die Zeichnung korrekt ist, die Last der zwei, jeweils 72 qm umfassenden Wohngeschosse aufgebaut haben, die freilich ebenso in der Außenmauer wie in den Innenmauern der Nord- und Südflügel stabil hatten verankert werden können. Im Erdgeschoß verblieb offenbar eine gegen den Hof hin offene, nur durch jene Mittelsäule gegliederte Halle, eine gewiß willkommene Erweiterung des an sich engen Innenhofes.

WALBE hat besonders betont, daß wir kein Datum ausmachen können, wann im Westen der Bau entstand, der die Schmalseiten der mittelalterlichen Hauptgebäude im Norden und Süden miteinander verbunden hat. Ich habe zwar nur den im einzelnen noch zu besprechenden, ab 1900 stark veränderten Schloßbau kennengelernt, aber ich hatte stets den Eindruck, daß, abgesehen vom Auf und Ab in den Fußbödenhöhen des Erdgeschosses, die beiden Obergeschosse des Nord- und Westflügels eine ursprünglich konstruktive Einheit gebildet haben. Lediglich die Osthälfte des Südflügels mit ihren unterschiedlichen Stockwerkhöhen habe sich, und das bereits im Altbau vor 1900⁴⁶⁾, nur unter Schwierigkeiten in die einheitlichen Etagen des Nord- und Westbaues einfügen lassen. Und ich bin der Meinung, daß der aus alten Abbildungen zu rekonstruierende Baubestand meine Auffassung bestätigt⁴⁷⁾.

Die längst bekannte Ansicht aus dem Jahr 1754, die uns das Alte Schloß von der Brandplatzseite aus, allerdings nur als Annex zum repräsentativen Renaissancebau der Universität von 1611, veranschaulicht, darf, wie wir sogleich ausführen werden, in ihrem dokumentarischen Wert nicht überschätzt werden. Soviel aber läßt sich zweifelsfrei erkennen, daß das erste und ebenso das noch durch einen Sims unterstrichene zweite Obergeschoß des Westflügels mit dem Nordflügel zusammen deutlich Etageneinheiten bilden. Hier herrscht

⁴⁶⁾ Siehe Abb. 90 Mitte oben bei WALBE.

⁴⁷⁾ Siehe unsere Abb. 9.

offenbar sogar die Auffassung vor, daß der sich parallel zum Universitätsgebäude fortsetzende Westflügel unseres Schlosses⁴⁸⁾ dessen Hauptbau bilde. Und der sonst ausgesprochen malerische Partien bevorzugende Architekturfachmann HESSEMER hat in seinen zwei reizvollen Darstellungen des Alten Schlosses aus dem Jahr 1825⁴⁹⁾ den mit seinem Nordgiebel und Dachfirst den Gesamtkomplex überragenden Westbau durchaus dominieren lassen. Auf der zweiten Zeichnung HESSEMERs, die den Südflügel des Schlosses vom Kanzleiberg aus zeigt⁵⁰⁾, sind ebenso deutlich die doppelte Etagengliederung an den Fenstern der Stirnfront zu erkennen, wie die bereits besprochene Uneinheitlichkeit der Fenstergruppierung im Ostteil dieses Flügels (vgl. unsere Abb. 9).

Kehren wir zur Betrachtung der Westfront zurück, so ist bei der Interpretation der Zeichnung von 1754 nicht so sehr die Gestaltung der Zwerchgiebel von Bedeutung, sondern das dort überproportioniert groß gezeichnete spitzbogige Portal. In der Tat muß nach dem grundlegenden Plan des Altbaus hier ein knapp 2 Meter breiter Durchgang erwartet werden. Ganz abgesehen davon, wie hier der beachtliche Niveauunterschied zwischen dem Burghof und dem Brandplatz überwunden sein sollte, der im Neubau von 1905 an der gleichen Stelle etwa durch 12 Treppenstufen ausgeglichen worden ist, möchte ich annehmen, daß hier keine ursprüngliche Stadtpforte angelegt worden war, weil sie eine zweite schwache Stelle im sonst geschlossenen Komplex des alten Wehrbaues aufgerissen haben würde⁵¹⁾. Es sei denn, daß es sich umgekehrt bei dem so widersinnig im gemeinsamen Zuge der Burg- und Stadtmauer gegen die Feindseite eingefügten 2,7 m breiten spitzbogig-gotischen Tor um eine nachträgliche Anlage handelt. Hier sind überdies keinerlei Reste entsprechender Vorbefestigungen bekannt geworden⁵²⁾. Nach dem Bau

⁴⁸⁾ Abb. 119 bei WALBE. Auf einem ähnlichen, aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammenden Stich von LÜDEKING (Oberhess. Museum) läßt die zweigeschossige Front breiter Fenster auf die gleiche Etagengliederung schließen. Siehe unsere Abb. 7.

⁴⁹⁾ Bei WALBE Abb. 90; unsere Abb. 8.

⁵⁰⁾ Falls es sich hier nicht um einen Irrtum WALBES handelt. Eine entsprechende Zeichnung HESSEMERs hat sich nicht nachweisen lassen, während im Archiv des Stadtbauamtes ein gleichlautendes frühes Foto existiert.

⁵¹⁾ Bei dem bereits genannten Stich LÜDEKINGs (siehe Abb. 7) verdeckt eine Reihe belaubter Bäume die fragliche Gebäudepartie.

⁵²⁾ Einfügen müssen wir hier allerdings, daß schon F. KRAFT sich Gedanken um das merkwürdigerweise feindseitig gerichtete Tor gemacht hatte: „Das spitzbogige Thor, welches sich jetzt an den Thurm anlehnt, ist wohl aus späterer Zeit, da man in der Mitte des 12. Jahrhunderts den Spitzbogenstyl an Thorbogen noch selten oder nicht findet und noch weniger der Hauptthurm, der Burgfried, ohne eine schützende Burgmauer am äußeren Rand der Burg steht und das Burghor selbst nicht leicht ohne ein Vorwerk zur besseren Vertheidigung des Eingangs blieb. Man vergleiche die Burghauten jener Zeit von Gleiberg, Münzenberg, Büdingen u. s. w. Vielmehr haben die kürzlich vor dem jetzigen Thor der Burg aufgefundenen Fundamentmauern den deutlichsten Beweis geliefert, daß sich noch Baulichkeiten, namentlich Mauern vor diesem Thor befanden und wahrscheinlich den Thurm, wenn auch sehr nahe bei demselben, umgaben und den Eingang schützten; es war wahrscheinlich selbst noch ein zweites Thor zur Deckung desselben vorhanden.“ Um so bedauerlicher ist es also, daß bei dem

der Wallbefestigung durch Landgraf Philipp hätte die Einfügung eines für Fuhrwerke passierbaren Tores in die östliche Burgmauer kaum noch ein ernstes Risiko bedeutet.

Fügen wir noch hinzu, daß bei der Existenz eines ursprünglichen, stadtseitig gerichteten Tores der offensichtlich darauf hinzielende Verlauf der Schloßgasse, die, nach jüngsten Bodenfunden zu urteilen, bereits zum ältesten Siedlungsgebiet Gießens zu rechnen ist⁵³⁾, eine plausible Erklärung fände (vgl. Abb. 2).

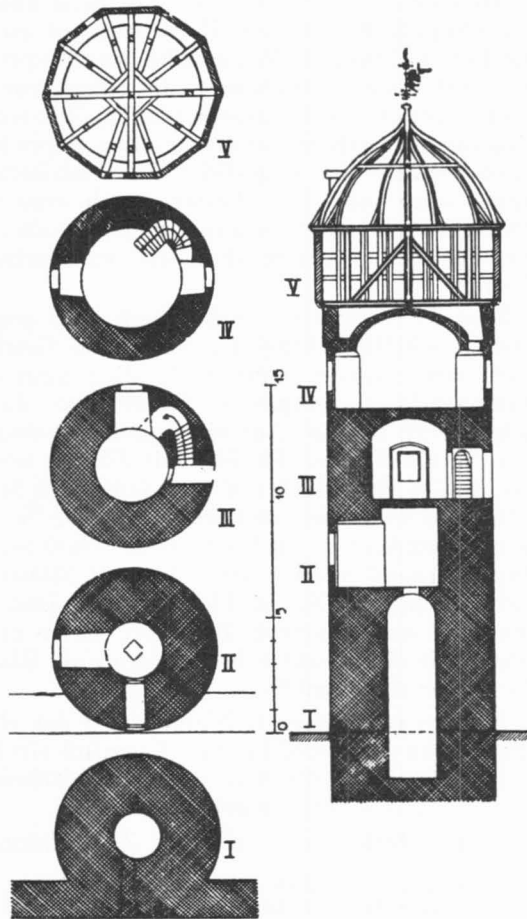


Abb. 5

(Aus H. WALBE, 1938, Abb. 91.) Gießen, Altes Schloß, „Heidenturm“, Längs- und Querschnitte.

ohne Wissen des Landeskonservators jüngst in diesem geschichtsträchtigen Boden eingetieften Transformatorbau nicht einmal der örtliche Bodendenkmalpfleger zur Grabungsbeobachtung zu Rate gezogen wurde.

⁵³⁾ Wir fanden „nach prähistorischer Manier“ in den Boden eingetieft mächtige Hauseckpfosten, deren Aufgehendes in einer deutlichen Brandschicht endet. Auch früheste, eher dem 12. als dem 13. Jahrhundert angehörende Kugeltopfscherben fanden sich in den tieferen Siedlungshorizonten. Der Versuch, diese mittelalterlichen Kugeltöpfe als kugelige Kumpfe der Bandkeramik und die Vierkantpfosten als jungsteinzeitliche Hausreste im Gießener Innenstadtgebiet

Zum ursprünglichen Wehrbau gehörte ohne Zweifel der runde, fünfgeschossige Bergfried, für den sich neben der Bezeichnung Diebsturm heute der Name Heidenturm durchgesetzt hat⁵⁴⁾. An der Basis 7 m mächtig, springt er um gut 5 m über die Mauerfront vor, die man somit aus den Schlitzfenstern verschiedener Geschosse gut beobachten kann. Im rund 8 m hohen, etwa 2 m unter das Niveau des Innenhofes hinabreichenden I. Geschoß befand sich, wie üblich, das Verließ. Der 2 m im Durchmesser betragende runde Raum war nur durch eine 62×62 cm große Öffnung zugänglich, die im Scheitel des Kuppelgewölbes des II. Geschosses ausgespart worden war⁵⁵⁾. Die hier befindliche Wachstube war ursprünglich nur über Leitern vom Hof aus zu erreichen; später führte von dort eine gedeckte Holztreppe an der Außenwand des Turms bis zur Wachstube hinauf. Der Eingang war schmal und war einst doppelt gesichert. Ein Nischenfenster sorgte für Tageslicht. Zum nächsthöheren III. Geschoß gelangte man auf einer Leiter durch eine Öffnung in der flachen Decke. Daneben aber bestand, vielleicht als spätere Zutat, der Zugang von außen her durch die sich bis hierhin fortsetzende hölzerne Treppe.

Zum IV. steinernen, nun durch zwei gegenüberliegende Nischenfenster erhellen, kuppelig gewölbten Geschoß, das im Mauerwerk leicht nach außen hervorragt, stieg man auf einer engen, in der Mauerstärke ausgesparten Steintreppe, die wiederum doppelt gesichert war, hinauf. Auf einer gleichen steinernen Innentreppe kam man zu einem ursprünglich mit Zinnen umgebenen Wehrgang hinauf, den WALBE noch auf dem frühesten Stadtbild DILICHS aus dem Jahr 1591 erkennen zu können glaubte⁵⁶⁾. Die Zinnen sollen später beseitigt und als V. ein Fachwerkgeschoß mit abschließender welscher Haube erbaut worden sein, das seit MERIANS Stich vom Jahr 1640 auch die späteren Stadtbilder erkennen lassen⁵⁷⁾. Den bis zum Turmkopf 27 m messenden Bergfried zierte eine 1,65 m hohe Wetterfahne mit einem aufrechten Löwen als Blatt und einem Halbmond als oberer Abschluß⁵⁸⁾.

In dem von hohen Gebäuden und der ebenfalls hohen Ostmauer umgebenen Innenhof lag am Turmfuß ein Brunnen, der mit seinem kleinen Fachwerküberbau zum malerischen Reiz des efcubewachsenen Hofes erheblich beigetragen hat⁵⁹⁾.

Offensichtlich aus späterer Zeit stammte ein stattlicher dreieckiger Turm, der, wie man aus dem Stadtbild von 1759 anzuspüren kann, freilich völlig abwegig (KLEIN, PHILIPP-HEINRICH, *Die erste Ansiedlung in Gießen. Heimat im Bild*, 1958, Nr. 21/22.

54) Auf dem Stadtprospekt BETTENHAUSERS v. J. 1759 noch neutral als „Cantzelleythurm“ bezeichnet.

55) Nach WALBE, Abb. 91; S. 88.

56) Ebenda, Abb. 76.

57) Ebenda, Abb. 77; einen charakteristischen Ausschnitt aus MERIAN brachten inzwischen GLÖCKNER, 1948, S. 43, und HESS, WILHELM O., *Gießen heute, die Stadt in der wir leben*. Gießen 1962/63, S. 7.

58) Im Treppenhaus des Museums aufbewahrt.

59) Nach der Restaurierung in zahlreichen Abbildungen festgehalten.

geschossiger⁶⁰⁾ bürgerlicher Fachwerkbau; er war, wie der Altgrundriß und verschiedene bildliche Darstellungen erkennen lassen, gut proportioniert dem Ostgiebel der Südfront angefügt worden. Nach den in beiden Obergeschossen und im Dachgiebel leicht vorkragenden knaggenlosen Balkenköpfen muß es sich um einen stattlichen Bau der Renaissance- oder Barockzeit gehandelt haben⁶¹⁾, also um einen Anbau an unser Schloß, nachdem die Wallbefestigungen längst erstellt worden waren. Weil er nicht zum ursprünglichen Komplex des massiven landgräflichen Wehrbaues gehört hat, sondern sogar über die Stadtmauer hinaus in den ältesten Ringgraben hineingebaut worden war, ist er um die Jahrhundertwende von allzu stilempfindlicher Pedanterie niedergerissen worden. Heutige Museumspflege hätte diesem Altgießener Fachwerkbau bürgerlichen Hausrat und bäuerliches Sachgut mit besonderer Sorgfalt anvertraut.

Es ist notwendig, hier noch ein Wort über den Aussagewert der älteren Stadtansichten zur speziellen Frage der Baugestaltung unseres Alten Schlosses nachzutragen. Er ist erheblich geringer, als man gemeinhin annehmen möchte. In DANIEL MEISNERS moralisierenden Städtekupfern aus der Zeit vor 1600 ist zwar das zwischen 1586 und 1590 erbaute mächtige Zeughaus zu erkennen und auch das neue Schloß von 1533/37 ist angedeutet worden. Vom Baukomplex des Alten Schlosses ist jedoch lediglich der Heidenturm zur Darstellung gebracht worden. Sorgfältiger noch als die von WALBE erneut wiedergegebene Stadtansicht von WILHELM DILICH aus dem Jahr 1590/91⁶²⁾ scheint mir der Kupferstich zu sein, den dieser rührige hessische Chronist und Kartograph im Jahr 1605 veröffentlicht hatte⁶³⁾. Hier ist neben Zeughaus, Rentamt und Neuem Schloß auch unser Altes Schloß als großer Baukomplex mit seiner mächtigen hohen Dachfläche wiedergegeben worden. Links neben dem charakteristisch gezeichneten Heidenturm erscheint sogar der Ostgiebel des Südflügels mit seinen Schlitzfenstern deutlich als gotischer Treppengiebel gekennzeichnet⁶⁴⁾; er war damals vom Fachwerkanbau noch nicht verdeckt worden⁶⁵⁾. Demgegenüber zeigt der interessante Kupferstich CASPAR CHEMLINS⁶⁶⁾, des zweitältesten Druckers unserer Stadt, im Jahr 1612 bereits den eben eingeweihten Renaissancebau des Colle-

⁶⁰⁾ Der ältere Grundriß und die drei WALBESchen Abbildungen lassen diesen Anbau erkennen sowie zwei ältere Fotos, die das Alte Schloß in seinem Zustand vor der Renovierung wiedergeben. Unsere Abb. 9.

⁶¹⁾ BURKHARDT, KURT, *Das Altgießener Bürgerhaus*, bearb. v. KRÜGER, H., *Mitt. d. Oberhess. Gesch.-Ver.*, NF, 46, 1962, S. 1—78.

⁶²⁾ WALBE, 1938, Abb. 76; veröffentlicht bereits in *Heimat im Bild*, 1926.

⁶³⁾ Jetzt dankenswerterweise im Neudruck erschienen: WILHELM DILICH, *Hessische Chronica 1605*. Originalgetreuer Faksimiledruck, hg. von WILHELM NIEMEYER, Kassel 1961; Stich von Gießen nach S. 104.

⁶⁴⁾ Die Existenz dieses südöstlichen Treppengiebels, der sich nur noch bei MERIAN andeutungsweise wiederfindet, muß angezweifelt werden, weil alle übrigen zuverlässigen Darstellungen hier, wie an den übrigen Schloßgiebeln, ein schlichtes Giebeldreieck zeigen.

⁶⁵⁾ Das entspricht unserem stilistischen Ansatz eines barocken Bürgerhauses, der nicht vor 1650 zu erwarten ist.

⁶⁶⁾ Abgebildet in SCHENK ZU SCHWEINSBERG, 1907, S. 254, vom Jahre 1612.

giengebäudes mit seiner hohen „Altaun des Himmelslauff zu observieren“. Aber die Darstellung des „Amphthauß“ ist ihm weniger gut gelungen. Erkennbar bleibt nur ein hinter dem Bergfried gelegenes hohes Dach des westlichen Schloßflügels. Der große Stich aus der bekannten Sammlung zeitgenössischer Stadtansichten des MATTHEUS MERIAN aus der Zeit um 1640⁶⁷⁾, von dem wir wissen, daß er neben eigenen Stadtbildentwürfen auch gern die „Prospekte“ seiner Kollegen verwertet hat, ist gewiß von bewundernswerter Exaktheit. Aber auch bei ihm ist neben dem imponierenden Heidenturm nunmehr unser mächtiger dreiflügliger Burgenkomplex zu einem „Amphthause“ mit schmalen Treppengiebel⁶⁸⁾ und dahinterliegendem hohen, aber einachsigen Gebäude zusammengeschrumpft⁶⁹⁾.

Auf der rund hundert Jahre späteren Wetterau- und Oberhessenkarte, die von CHRISTOPH MAX PRONNER gezeichnet und im Jahre 1746 im Verlag der Homannschen Erben in Nürnberg herausgegeben wurde, findet sich nach langer Zeit wieder eine Gießener Stadtansicht. Diese dürfte nicht auf älteren Vorbildern, sondern auf Autopsie beruhen, doch sind offenbar dem Stecher bei der Verarbeitung seiner Vorlagen einige Verzeichnungen unterlaufen. Unser Altes Schloß gewinnt dabei wenigstens seine breite nordöstliche Giebelfront rechts vom Turm zurück, während das links davon erkennbare Giebelhaus offenbar bereits zur Rückfront der stattlichen Barockhäuser der Sonnenstraße 1—5⁷⁰⁾ zu rechnen ist. Diese PRONNERSche Stadtansicht bleibt über einige Jahrzehnte der Standard für mancherlei Prospekte der Folgezeit, wie etwa bei der Darmstädter „Explication“ des Fouriers BETTENHAUSER aus dem Jahr 1759⁷¹⁾. „Kirchthurm, Cantzelleythurm, Collegium und Zeughaus“ sind darauf, gewiß als ballistische Merkpunkte, besonders hervorgehoben worden. Doch selbst auf der biedermeierlich reizvollen kolorierten Lithographie F. CH. REINERMANNs, auf der das 1843 abgerissene Collegiengebäude zum letzten Mal abgebildet wurde, ist unser Altes Schloß nicht wahrheitsgetreu abgebildet worden. Das überrascht insofern, als auf der aus dem Jahr 1772 stammenden, als Ölgemälde offenbar nur einmal vorhandenen, unbekanntenen Stadtansicht FRANZ (?) REULINGS⁷²⁾ die repräsentativen Gebäude mit ungewöhnlicher Sorgfalt zur Darstellung gebracht worden sind. Außer dem Zeughaus, dem Neuen Schloß und dem Collegiengebäude kommt endlich auch das Alte Schloß so deutlich zur Geltung, daß man die um den Bergfried gruppierte hufeisenförmige Anlage mit dem hohen Dach des Westflügels und den beiden gegen Osten gerichteten Dreieckgiebeln klar ausmachen kann.

⁶⁷⁾ Siehe Anm. 57.

⁶⁸⁾ Siehe Anm. 64.

⁶⁹⁾ Die im „getreuen Reiß-Gefert“ i. J. 1686 bei Riegel in Nürnberg veröffentlichte kleine Stadtansicht von Gießen, die gelegentlich von Antiquariaten separat angeboten wird, stellt keine selbständige Arbeit mit eigenem Quellenwert dar, sondern ist eine auf ein Drittel des Originals verkleinerte Kupferstich-Kopie des MERIANischen Blattes.

⁷⁰⁾ BURKHARDT — KRÜGER, S. 32 ff., Abb. 24 u. 24a.

⁷¹⁾ Universitätsbibliothek u. Oberhessisches Museum.

⁷²⁾ Oberhessisches Museum.

Und diese REULINGSche Stadtansicht, getreulich in Federzeichnung umgesetzt, erscheint in erstaunlicher Treue dann nochmals als Gildebrieff der Schumacher vom Jahr 1808 für den in Gießen geborenen Gesellen Jacob Lampus⁷³⁾.

In der Folgezeit verdecken die zunehmend größer werdenden Bäume auf den geschleiften Wällen der östlichen Wallanlagen den beliebten Blick auf die Silhouette unserer Stadt⁷⁴⁾. Doch noch eh diese Ansichten aus der Mode gekommen sind, hat der begabte Architekturzeichner F. M. HESSEMER, dem Kurhessen und Oberhessen eine Reihe der reizvollsten, dennoch dokumentarisch zuverlässigen Bleistiftzeichnungen von architektonischen Gesamt- und Einzelansichten aus der Zeit um 1825 verdankt⁷⁵⁾, auch unser Altes Schloß von der malerischsten Seite, vom Botanischen Garten her, aufgenommen. Doch glaube ich, daß wir uns allzusehr daran gewöhnt haben, dieses Bild nur malerisch zu sehen. Da diese Palas-Nordfront bisher nur unzureichend wiedergegeben worden war, bedeutet HESSEMERS Zeichnung für uns nicht nur ein romantisches Bild, sondern sie ist vielmehr als aufschlußreiche fachmännische Bauaufnahme zu bewerten.

Die uns aus fortifikatorischen Gründen besonders interessierenden Basispartien des alten Wehrbaues erscheinen hier durch das Busch- und Baumwerk des Gartens leider weitgehend verdeckt. Dennoch ist die heute noch erkennbare schräge Rampe, die zeitweise dem verbindenden Laufsteg zwischen Schloß und Collegiengebäude gedient hatte⁷⁶⁾, deutlich sichtbar, ebenso wie der seinerzeit bereits verfallene zweigeschossige Fachwerkanbau⁷⁷⁾. Aber wir möchten meinen, daß, wenn seinerzeit alte Erdgeschoßfenster diese mächtige Palasmauer bereits durchbrochen hätten, HESSEMER sie in etwa angedeutet haben würde. Das ergibt einen bemerkswerten Einwand gegen die von WALBE vertretene Ansicht, daß die viel zitierte Grundrißzeichnung „vor 1893“ tatsächlich den „ursprünglichen“ Zustand wiedergebe.

Wir haben das Fehlen von Grundrißplänen für die Obergeschosse bereits mehrfach bedauert. Da kann uns HESSEMERS Darstellung bei eingehenderer Betrachtung noch einiges Neue bieten. Der bürgerliche Fachwerk-Anbau mit seinem leicht vorgekragten Krüppelwalm-Giebel links vom Heidenturm bestätigt nur Bekanntes. Wichtiger erscheint mir, daß die jeweils zwei zweiteiligen Fenster in den beiden oberen Geschossen des mächtigen Nordostgiebels den Eindruck recht

⁷³⁾ Ebenda. Der offenbar ähnliche Lehrbrief der Schmiedezunft aus dem Jahre 1775 (*Heimat im Bild*, 1934, S. 125) ist im Original nicht mehr aufzufinden.

⁷⁴⁾ So auf einer noch unveröffentlichten Aquatinta-Zeichnung von J. M. BAYRER aus Darmstadt aus der Zeit um 1850. Das 1843 abgerissene alte Collegiengebäude tritt hier nicht mehr in Erscheinung (Besitz d. Oberhessischen Museums).

⁷⁵⁾ Eine wohl originalgetreue Faksimile-Wiedergabe einer Auswahl HESSEMERScher Zeichnungen besorgte der Verlag Elwert, Marburg 1927, unter dem Titel: F. M. HESSEMER, *Wanderungen durch Hessen vor 100 Jahren*.

⁷⁶⁾ Siehe später, Anm. 85.

⁷⁷⁾ Um eines bildwirkungsvollen Abschlusses willen, der rechts den Blick auf die Stadtkirche und ein stattliches Schloßgassen-Eckhaus freigibt, hat HESSEMER hier den tatsächlich recht engen Abstand zwischen Schloß und nicht mehr wiedergegebenem Collegiengebäude unberechtigt weit gespannt.

ursprünglicher gotischer Kreuzbalkenfenster erwecken. Demgegenüber scheinen die Fenster der Nordfront im ersten Obergeschoß in ihrer einmal dreiteiligen, einmal sechsteiligen Reihung alles andere als ursprünglich zu sein. Hier handelt es sich nicht etwa um Fenstererker, wie man zunächst glauben möchte⁷⁸⁾. Hier ist vielmehr bei beiden Fensterpartien die mächtige Schildmauer in breiter Front ausgebrochen und die einheitliche Fensterfront, wahrscheinlich als nach innen bündige Fachwerkwand, neu eingesetzt worden. Sie reicht konstruktiv in das zweite Obergeschoß hinauf, wo wir sie in den zwei Giebelfronten wiedererkennen. Die Mauerausbrüche werden jeweils von einem vor den Giebeln herziehenden schmalen Vordach geschützt, wie wir das bei den unter den Zwerchgiebeln herlaufenden Dachüberständen an Gießener Bürgerhäusern der Barockzeit kennengelernt haben⁷⁹⁾.

Zwischen den beiden Fensterblöcken führt eine Abortanlage, die gewiß im Burggraben endet, bis ins zweite Obergeschoß hinauf. Nach HESSEMERS sorgfältiger Zeichnung möchte man annehmen, daß deren Kanal in der Palaswand ausgespart — oder nachträglich eingeschlitzt — worden war, während die Außenwand in entsprechender Stärke über die Mauerfront hinausragt. So macht die ganze Anlage einen durchaus ursprünglichen Eindruck, und wir sind der Frage enthoben, wo dieses notwendige Attribut in unserem Baukomplex sonst gesucht werden sollte.

Die drei kleinen Krüppelwalmgiebel sind einheitlich über einer Holzbalkendecke aufgestockt; die Giebelwände kragen um Wandstärke vor, und die auf HESSEMERS Zeichnung deutlich erkennbaren Balken- und Stichbalkenköpfe werden durch Knaggen nicht mehr unterstützt. Dem Gesamthabitus nach ließe sich diese Dachgestaltung also der Schloßrenovierung von 1590 zwanglos einordnen, von der wir im folgenden Kapitel hören werden. Dagegen ist der mächtige Nordgiebel des Westflügels, der übrigens keinerlei Anzeichen einer gotischen Treppung erkennen läßt, in einheitlicher Fläche hochgeführt worden. Daß auch er in Fachwerk ausgeführt worden wäre, dafür bietet HESSEMERS Zeichnung ebensowenige Anhaltspunkte wie die bereits zitierten beiden Fotos aus dem Ende des 19. Jahrhunderts.

Zum Abschluß nennen wir eine künstlerisch anspruchslose Federzeichnung W. BAYRERS aus dem Jahr 1881⁸⁰⁾, die, gleichfalls vom Botanischen Garten aus, diesmal mehr die Ost- als die Nordfront im Auge hat. Zu den je zwei zweiteiligen Fenstern der beiden oberen Stockwerke der Ostfront ist gegenüber HESSEMER jetzt noch ein zweiteiliges Fenster im Erdgeschoß hinzugekommen, das vielleicht erst

⁷⁸⁾ Die von WALBE veranlaßte Umzeichnung seiner unterschiedlichen Bild-dokumente in einheitliche Federzeichnungen hat die letzte architektonische Genauigkeit der Elwertschen Faksimile-Reproduktion keineswegs erreicht.

⁷⁹⁾ BURKHARDT — KRÜGER, 1962, Abb. 25.

⁸⁰⁾ Bei WALBE, Abb. 90, oben rechts, ebenfalls in Federzeichnung umgesetzt. Ob dieser BAYERER mit dem Darmstädter Autor unserer Stadtansicht von 1850 identisch ist, hat sich bisher noch nicht feststellen lassen.

auf den Ausbau zur Kaserne zurückzuführen ist⁸¹⁾. Hier ist erstmalig sogar das schmale, mit zwei Bandeisen vergitterte Fenster des Gefängnisses sichtbar gemacht⁸²⁾. Links neben dem Heidenturm mit seiner Wetterfahne ist auch sehr klar der dreigeschossige, leider verputzte Fachwerkanbau mit weiteren verwinkelten Anbauten zu erkennen. Selbst das uns aus späteren Abbildungen bekannte Storchennest ist durch BAYRERS Federzeichnung getreulich überliefert worden. Wir werden auf diesem spitzwegischen Bild die Anzeichen „romantischer“ Verwahrlosung allerdings nicht übersehen dürfen.

Das Alte Schloß seit der Restaurierung 1904/05

Ich knüpfe an die spärlichen urkundlichen Nachrichten an, die sich über die äußeren und inneren Schicksale des Alten Schlosses zusammentragen lassen, das seit dem Bau des Neuen Schlosses wohl etwas in den Hintergrund getreten war. Nach einer heute nicht mehr nachweisbaren Inschrift⁸³⁾ soll im Jahr 1590 unter dem Marburg-Gießener Landgrafen Ludwig IV.⁸⁴⁾, dem Erbauer des monumentalen Zeughauses, auch unser Altes Schloß eine Renovierung erfahren haben, als es zum Wohnsitz des Stadtkommandanten und Amtmanns bestimmt wurde. Dementsprechend wurde auch die Kanzlei im Jahr 1604 aus dem Neuen Schloß hierher verlegt, woran noch heute der Platzname „Kanzleiberg“ erinnert. In den schweren Jahren des Dreißigjährigen Krieges und der damit zusammenfallenden Hessischen Erbfolgekriege diente unsere feste Stadt dem Darmstädter Landgrafen Georg II. 14 Jahre lang als Residenz. An den Aufgaben der Hofhaltung muß unser Altes Schloß maßgebend beteiligt gewesen sein, weil das Neue Schloß zeitweilig auch der Universität zur Verfügung gestellt werden mußte. Damals hatte der Landgraf zur bequemeren Verbindung vom Alten Schloß zum Collegiengebäude, das ihm lange Jahre als Hauptresidenz diente, jenen Brückensteg bauen lassen, der auf dem Stich von 1754 noch zu erkennen ist⁸⁵⁾. Er wurde erst im Jahre 1763 wieder abgerissen.

Während des 19. Jahrhunderts ist unser Bau vom Hofgericht der damals selbständigen Provinz Oberhessen in Anspruch genommen worden; um 1840 befand sich auch die Polizei in diesem Gebäude-

⁸¹⁾ Vgl. KRAFT, 1876. „Die Gebäude erhoben sich unmittelbar aus dem Burggraben und hatten daher, wie noch jetzt zu erkennen, auf einer Höhe von etwa 25 Fuß keinerlei Thür- oder Fenster-Oeffnungen. Die vor der ums Jahr 1830 vorgekommenen Herstellung des jetzigen Zustands vorhandenen kleinen vier-eckigen Doppelfenster mit einem geradlinigen steinernen Träger in der Mitte rührten wohl auch schon aus einer späteren Zeit.“

⁸²⁾ Vgl. Anm. 45.

⁸³⁾ KRAFT, 1876, S. 135, Anm. 1. Vgl. auch den nicht immer zuverlässigen P. HÜBENER, *Gießen vor 100 Jahren. Heimat im Bild*, 1936, S. 41—44.

⁸⁴⁾ Bei DEMANDT, KARL-E., *Geschichte des Landes Hessen*, Kassel u. Basel 1959, in der Stammtafel irrtümlich als Ludwig III. bezeichnet.

⁸⁵⁾ WALBE, 1938, Abb. 119; siehe auch BECKER, WILHELM-MARTIN, *Zur Geschichte des Pennalismus in Marburg und Gießen. Arch. f. hess. Gesch. N. F. 5*, 1907, S. 327—355. Vgl. unsere Abb. 6.

komplex ⁸⁶⁾, und die Feuerlöschgeräte, die damals in einem angebauten Schuppen untergebracht wurden, sind noch auf frühen Fotos der achtziger Jahre hier zu sehen. Das auf BAYRERS Federzeichnung längst nicht mehr einladend wirkende „Schloß“ hat schließlich in den Jahren 1881—1887 noch eine ganze Kompanie des Gießener Infanterie-Regiments beherbergen müssen, bei dem, woran O. BEHAGHEL in seiner Einweihungsrede vom 14. Oktober 1905 launig erinnerte, der langjährig tätige Museumsdirektor, Major a. D. KRAMER, als gestrenger Kompaniechef gewaltet hatte (vgl. unsere Abb. 9 u. 10).

Zwar waren in den Jahren 1821 und 1860 mancherlei Ausbesserungen an unserem alten Stadtschloß durchgeführt worden, aber nachdem das Militär ausgezogen war, verfiel der Bau sichtlich. Aus dieser Zeit dürften jene beiden aufschlußreichen Fotos stammen, die unser „Schloß“ von der Nordwestseite, vom Brandplatz her, und von der Südwestseite, vom Kanzleiberge her, in beschämendem Zustand wiedergeben. Auch das kleine, 1907 veröffentlichte Foto, das, vom Botanischen Garten aus gesehen, die reizvollen Giebel mit den vielen eingeworfenen Fensterscheiben aus der Zeit vor der Renovierung erkennen läßt, muß hier in Erinnerung gerufen werden ⁸⁷⁾. Im Haushaltsentwurf für das Jahrzehnt 1881—1890 hatte die hessische Regierung dem Verfall Einhalt gebieten und hier Dienstwohnungen einrichten wollen, aber „dieser Plan hatte nicht die Gutheißen der Stände gefunden“. Daraufhin wurde im Haushaltsjahr 1891, zu einer Zeit, in der noch kein hessisches Denkmalschutzgesetz bestand, den Ständen der Abbruch unseres ältesten historischen Baukomplexes vorgeschlagen. Nur der Heidenturm sollte der Vernichtung entgehen.

Nach lebhaften Protesten der heimatgeschichtlich interessierten Bürgerschaft, vornehmlich des Oberhessischen Geschichtsvereins ⁸⁸⁾, der mit seinem energischen Einsatz für die Pflege ehrwürdiger heimischer Baudenkmäler einige Jahre zuvor auch an der Erhaltung des daraufhin vorbildlich wiederhergestellten Alsfelder Rathauses maßgeblich beteiligt gewesen war ⁸⁹⁾, brachte der damalige Oberbürgermeister und spätere großherzogliche Finanzminister Gnauth im Februar 1891 ein nachdrückliches Schreiben an das großherzogliche Kreisamt. In diesem wurde dem Befremden der Bürgerschaft Ausdruck verliehen, daß man über das Schicksal eines für die Stadtgeschichte einmalig wichtigen Baues entscheiden wolle, ohne den Vertretern der Stadt Gelegenheit zur Äußerung zu geben. Es wurde

⁸⁶⁾ Siehe Abb. 9.

⁸⁷⁾ Siehe Abb. im *Wegweiser*, 1907, S. 51.

⁸⁸⁾ Siehe *Mitt. d. Oberhess. Gesch.-Ver.*, N. F. 1, 1889, S. 146; ebenda, N. F. 3, 1892, S. 147.

⁸⁹⁾ Oberbaurat ERNST OTTO HOFMANN erinnerte jüngst in einem anschaulichen Bericht an den jahrelangen zähen Kampf, den die Freunde altdeutscher Baudenkmäler seit dem Jahre 1876 gegen den verständnislosen Magistrat der Stadt Alsfeld zu führen hatten, der damals das arg vernachlässigte Rathaus hatte abreißen lassen wollen, jenes Baudenkmal, das heute der oberhessischen Fachwerkstadt einen über die Grenzen Deutschlands hinausragenden Namen eingetragen hat. Auch die jahrelangen Bemühungen des Oberhessischen Geschichtsvereins sind dabei anerkennend gewürdigt worden. (*Wie das Alsfelder Rathaus gerettet wurde. Mitt. d. Gesch.- u. Altertumsver.*, 10, 1963, S. 97—120.)

erklärt, daß die Stadt Wert darauf lege, das Gebäude zu besitzen, und bereit sei, es zu einem annehmbaren Preis zu erwerben⁹⁰⁾.

Nach gut zwei Jahre dauernden Verhandlungen kam es zu einer hochherzigen Entscheidung. Unter dem 14. Juni 1893 genehmigte der allen heimatliebendernden Bestrebungen ungewöhnlich aufgeschlossene junge Großherzog Ernst-Ludwig übereinstimmend mit den Beschlüssen der Landstände, daß das Alte Schloß der Stadt übereignet werde. Es war ihr sogar erspart geblieben, eine Kaufsumme zu erlegen; vielmehr wurde ihr vom Staat noch die Summe zugebilligt, die für den Abbruch erforderlich gewesen wäre. Dafür unterzog sich die Stadt der Auflage, ihr neues Eigentum baulich wiederherzustellen, für alle Zeiten zu unterhalten und die Räume den auf die oberhessische Geschichte bezüglichen Sammlungen dienstbar zu machen.

Gut fünf Jahre nach jenem bedeutungsvollen Vertrag zwischen Staat und Stadt beschlossen im Oktober 1898 die seinerzeit zumeist noch Alt-Gießener Familien entstammenden Stadtverordneten einen großzügigen Plan über eine grundlegende Wiederherstellung ihres Alten Schlosses, einen Plan, der im April 1899 die großherzogliche Genehmigung erfuhr. Dabei wurde von Darmstadt⁹¹⁾ der Herborner Architekt LUDWIG HOFMANN, ein „gründlicher und geschmackvoller Kenner älterer Bauformen“, als Bauleiter einer so umfangreichen Renovierung vorgeschlagen. Er hatte ja auch „nach 1900“, gleichzeitig oder anschließend an die Arbeiten am Alten Schloß, das Alte Rathaus am Markt grundlegend restauriert. Daß HOFMANN dort ein gewissenhafter Restaurator war, hat Jahrzehnte später ein so kritischer Architekturfachmann wie WALBE bestätigt⁹²⁾.

HOFMANN'S Werk hat seinerzeit offenbar die Anerkennung aller geschichtsbewußten Gießener Bürger gefunden, denn er ist bei den Einweihungsfeierlichkeiten am 13. Oktober 1905 übereinstimmend als der „geniale Architekt“⁹³⁾ herausgestellt worden⁹⁴⁾. Allerdings klingt erste Kritik bereits im großen Stadtführer, der im Universitätsjubiläumsjahr 1907 herausgegeben wurde, durch, wenn Prof. Dr. SAUER bei der Besprechung Gießener Kunstlebens und städtischer Kunstpflege die Meinung vertritt, „daß das Alte Schloß (die alte Kanzlei) durch eine im einzelnen allerdings sehr freie Renovierung“ der altherwürdigen Umgebung angepaßt worden sei⁹⁵⁾. Leider ist in den 1910 erstmals erschienenen *Jahresberichten der hessischen Denkmalpflege* mit ihren bis in das Jahr 1902 zurückreichenden

⁹⁰⁾ BEHAGHEL, OTTO, in der *Festansprache zur Einweihung des restaurierten Alten Schlosses am 14. Oktober 1905*. Mitt. d. Oberhess. Gesch.-Ver., N. F. 14, 1906, S. 103 ff.

⁹¹⁾ Durch Geh. Oberbaurat HOFFMANN, der als Kreisbaurat Jahre zuvor den Kampf um das Alsfelder Rathaus aufgenommen hatte.

⁹²⁾ WALBE, 1938, S. 115, Anm. 1.

⁹³⁾ *Gießener Anzeiger*, Jg. 155, 16. Oktober 1905.

⁹⁴⁾ Der eigentliche Baubeginn und damit die Gesamtzeit für die Umbauarbeiten sind nicht mehr genau zu ermitteln. KARL KRAMER, unter dessen Augen als Museumsleiter diese Arbeiten ja durchgeführt wurden, nannte als Bauzeit die Jahre 1904—1905 (*Wegweiser*, 1907, S. 136).

⁹⁵⁾ Ebenda, S. 157.

Rechenschaftsberichten⁹⁶⁾ kein Wort über die Restaurierungsarbeiten unseres Alten Schlosses zu finden, weil es sich hier nun nicht mehr um ein staatliches, sondern um ein städtisches Unternehmen gehandelt hat. Aber in der von CHR. RAUCH, dem Ordinarius für Kunstwissenschaft an der Ludoviciana von 1906—1925 herausgegebenen Heimatkunst und -kultur fördernden Kalender-Zeitschrift *Hessenkunst* hätte man wohl eine eingehendere Stellungnahme zu diesem für die oberhessische Heimatpflege bedeutungsvollen Unternehmen der Stadt Gießen erwarten können⁹⁷⁾.

Gut drei Jahrzehnte später wäre gewiß WALBE berufen gewesen, im hessischen Kunstdenkmälerwerk von 1938 ein sachkritisches Urteil über die Gießener Burgrenovierung abzugeben. Er hat sich jedoch jeder wertenden Äußerung enthalten. Im Einzelfall hat er selbstverständlich darauf aufmerksam gemacht, wo es sich um alten Baubestand handelte und welche Teile ganz neu aufgeführt wurden. Hier und da klingt sein Bedauern über das Verlorene auf, daß unser Schloß „noch im 19. Jahrhundert mit seinen Erkern, Dachgiebeln und Gauben nach dem Hof wie nach außen zu ein höchst malerisches Aussehen geboten habe“. Wer wird angesichts der reizvollen Architekturzeichnungen HESSEMERS dieses Bedauern nicht aufrichtig teilen? Es muß aber auch darauf hingewiesen werden, daß WALBE die noch vorhandenen Schönheiten durchaus anzuerkennen gewillt war, wie etwa im Inneren des Hofes den am Fuß des Turmes gelegenen Brunnen.

Gewiß haben kunstkritische Beobachter zwischen den beiden Weltkriegen mancherlei an dieser Restaurierung auszusetzen gehabt, die aus den verunglückten Burgenerneuerungen des 19. Jahrhunderts nicht allzuviel gelernt zu haben schien. Wird man heute doch jeden Eingriff in den Bestand eines historisch gewachsenen Baukörpers verurteilen, der um der Rekonstruktion eines vagen, stilechten „Urbildes“ willen mehr als das Abbruchnotwendigste abtragen sollte.

In Gießen aber wurden seinerzeit einerseits die malerischen Werte echter Fachwerkerker und -gauben, die im jahrhundertelangen Ausbau den ursprünglich geschlossenen Wehrbau längst gesprengt hatten, geopfert, um mit massiven stilstreng-gotischen Treppengiebeln⁹⁸⁾ den Charakter einer monumentalen „Burg“ zurückzugewinnen. Andererseits wurde gerade an der geschlossenen Westfront für eine über Treppenstufen zu erreichende Fußgängerpforte ein breites Portal aufgerissen, das diesem beabsichtigten Burgencharakter ab-

⁹⁶⁾ *Jahresbericht der Denkmalpflege im Großherzogtum Hessen I—IV*, Darmstadt 1910—1930.

⁹⁷⁾ Verlag Elwert, Marburg, 1906—1931. Im Jahrgang 1907, S. 35, schreibt RAUCH in einem Bericht über *Das alte Gießen und das neue Gießen*, in dem er die Renovierung des Neuen Schlosses und des Alten Rathauses vorbehaltlos anerkennt, über unser Altes Schloß, die alte Wasserburg sei „durch die Umbauten der Jahrhunderte bis auf den sogenannten Heidenturm zur Unkenntlichkeit verbaut“. Gegen diese Feststellung ist, wie wir gesehen haben, kaum etwas einzuwenden. Sie verrät jedoch kein Urteil über Wert oder Unwert der HOFMANNschen Restaurierung.

⁹⁸⁾ Wir haben mehrfach darauf aufmerksam gemacht, daß sich solche am Gießener Altbau nicht haben nachweisen lassen.

solot zuwiderläuft. Dabei bildet es mit seinem unechten Renaissanceprunk in Verbindung mit dem dilettantischen Versuch eines gotischen Erkers ein warnendes Beispiel für historischen Eklektizismus⁹⁹⁾. Der beabsichtigten Monumentalität widersprechen weiter die kleinlichen Westgiebel auf der mächtigen Dachfläche. Völlig unmotiviert ist, daß für sie ebenso wie für den mächtigen Ostgiebel barocke Volutenformen eingeführt wurden, für die uns aus den genannten Bilddokumenten schlichte gotische Giebeldreiecke zweifelsfrei überliefert sind (vgl. Abb. 6 u. 10 mit Abb. 11).

Wenn wir hier mit wenigen Strichen aufzeichnen, was uns an Widersprüchen allein an der Außengestaltung des restaurierten Gießener Schlosses entgegengetreten ist, so ist, meine ich, G. DEHIO in seiner ablehnenden Kritik im *Handbuch*¹⁰⁰⁾ zu weit gegangen, wenn er „das alte Schloß der Landgrafen, 1893—1905 als Oberhessisches Museum umgebaut und dadurch seines geschichtlichen Wertes fast ganz beraubt“ kennzeichnete. Denn er beachtete nicht die über die Jahrhunderte hinweg hoffnungslos verwischte „Ursprungs“-Position, die jedoch im Gesamtblock erhalten geblieben war. Er übersah dabei auch die Vielzahl schwieriger Aufgaben, vor die der Architekt bei der Neugestaltung des alten Wehrbaues gestellt wurde, der künftig recht unterschiedlichen Zwecken dienen sollte.

Während des Zweiten Weltkrieges sind bedeutende Aktenbestände in unserem Alten Schloß und in den Darmstädter Archiven vernichtet worden. So läßt es sich heute nicht mehr nachweisen, wann der Plan gefaßt wurde, in dem nun in ausschließlich städtischen Besitz übergegangenem Alten Schloß nicht nur den sich ständig vermehrenden Beständen des Oberhessischen Museums das langersehnte Domizil zu schaffen; es sollte außerdem der großherzoglichen Familie, die sich bei der Bevölkering einer aufrichtigen Beliebtheit erfreute, ein ständiges Stadtquartier in Gießen neu hergerichtet werden, um ihr häufigere Besuche in der entlegenen Provinzialhauptstadt zu erleichtern.

Die nunmehr doppelte Zweckbestimmung, die bei den Einweihungsfeierlichkeiten im Jahr 1905 merkwürdigerweise mit keinem Wort erwähnt wurde, hat, wenn nicht auch die Gestaltung des Außenbaues, so doch die der Raumgruppierung im Gesamtbau entscheidend beeinflußt. Das geht aus der Gegenüberstellung der Grundrißpläne deutlich hervor, die den Zustand vor und nach dem Umbau zwischen 1893 und 1905 veranschaulichen.

Für dieses großherzogliche Wohnquartier wurden Hochparterre und erstes Obergeschoß des nach dem Botanischen Garten hinaus-schauenden Nordflügels, des alten Palasbaues also, vorgesehen. Mit meines Wissens sieben Zimmern und kärglichem Nebengelaß erreichte dieses großherzogliche Quartier das „standesgemäße“ Repräsentations- und Wohnraumvolumen einer wohlhabenden Bürgerfamilie der damaligen Zeit bei weitem nicht. Für die Städtischen

⁹⁹⁾ Nichtsdestoweniger bildete diese Schloßpartie ein beliebtes Bildmotiv nicht nur für die Altgießener Postkarten.

¹⁰⁰⁾ DEHIO — GALL, 1950, S. 225.

Sammlungen blieben danach der allerdings schwierig zu gestaltende Südflügel mit der „Schmiede“ und der „Kapelle“ im Erdgeschoß, mit zwei Räumen im ersten Obergeschoß und schließlich das gesamte aus sieben großen und drei kleineren Räumen bestehende zweite Obergeschoß. Museal zu verwerten war außerdem das hinter der problematischen „Stadtpforte“ völlig neu erstellte Treppenhaus, das der großherzoglichen Familie den Zugang zu den Räumen im ersten Obergeschoß ermöglichte und den Museumsbesuchern die Sammlungszimmer im ersten und zweiten Obergeschoß zugänglich machte. Mit seinen lastenden Steinstufen und dem steinernen Treppengewände in gotischen Fischblasenornamenten bildete dieses protzige Treppenhaus eine wenig glückliche Lösung im Rahmen der für die doppelte Zweckbestimmung notwendig gewordenen Neuanlagen.

Vom Brandplatz über die Treppenstufen des Portals und durch dieses Treppenhaus erreichte man linker Hand im Hochparterre durch das Zimmer des Adjutanten das Audienzzimmer des Großherzogs. Ein vor Jahrhunderten nach der Nordfront ausgeführter Fachwerkerker war massiv ausgebaut worden. Durch einen schmalen Gang vom Audienzzimmer zugänglich, war dieser Erker als behagliches Rauchkabinett eingerichtet worden.

Im rechten Winkel zum Audienzzimmer nahmen zwei als Speise- und Repräsentationszimmer benutzte Räume, die nur durch schwere Vorhänge voneinander getrennt waren, den Rest des Nordflügel-erdgeschosses ein. Der Hauptzugang zu diesen Repräsentationsräumen erfolgte über den schmalen, kaum veränderten Vorraum durch die alte, bereits früher besprochene spitzbogige Tür vom Schloßhof aus. Dem internen Verkehr zwischen den beiden großherzoglichen Wohngeschossen diente die im Vorraum liegende Wendeltreppe. Sie mußte vom ursprünglichen Ostende an das Westende des Vorflurs verlegt werden, damit der im Obergeschoß über dem Gefängnis liegende Bade- und Toilettenraum auch vom Dienerzimmer im Vorflur aus zugänglich gemacht werden konnte.

Im Obergeschoß befand sich nach dem Brandplatz zu über dem Audienzzimmer das Arbeitszimmer des Großherzogs. Dann folgte über dem Eßzimmer das sogenannte Kaminzimmer als gemeinsamer Wohnraum. Ein fauteuilartig-rundumgepolstertes Sofa und zwei behäbige stoffbespannte Sessel vor dem Kamin, ein großer Doppelschreibtisch vor dem Nordfenster und eine stoffdrapierte Chaiselongue in einem zweiten neu herausgebauten Erker sowie einige Beistelltische sind hier als kennzeichnende Möbelstücke zu nennen. Östlich anschließend lagen Schlafzimmer und Baderaum mit den alten nach Osten weisenden Fenstern. In der Osthälfte des Vorflures mit einem Fenster nach dem Innenhof war ein Zimmerchen für die Bedienung untergebracht.

Wenn man es sich nicht leisten kann, historische Bauwerke bis zu Spielformen der Denkmalpflege zu entwickeln, wie das in gewissem Umfang seinerzeit mit dem herrlichen Bau des Neuen Schlosses

geschah¹⁰¹), sondern wenn man gezwungen ist, einen solchen Gebäudekomplex einer zweckvollen Wiederverwendung zuzuführen, so wird man den Planern bei der Restaurierung oder bei einem Wiederausbau¹⁰²) Eingriffe in den alten Baubestand in einem vertretbaren Umfange ebenso zugestehen müssen, wie frühere Jahrhunderte das Recht für sich in Anspruch nahmen, eine romanische Basilika in einen gotischen Gewölbebau umzuformen, einen nach außen fortifikatorisch geschlossenen Wehrbau später durch Erker, Giebel und Portale wohnlich aufzulockern oder einen Klosterkomplex einer Universität dienstbar zu machen.

So sind im Hinblick auf die Einbeziehung eines modernen großherzoglichen Stadtquartiers in den alten Schloßbau die Restaurierungsarbeiten HOFMANNs als denkmalpflegerisch behutsam zu bezeichnen. Der Nordflügel als Gesamtkomplex blieb unangetastet, vom Hof aus blieb auch der alte spitzbogige Eingang erhalten. Im Erdgeschoß blieb die aus dem Adjutantenzimmer auf den modernen Altan führende Glastür im Bereich des linken „Kasernen“-Eingangs, und das zweiteilige Westfenster des Audienzimmers ist an die Stelle eines gewiß ebensowenig ursprünglichen Halbrundfensters getreten. Selbst die die mächtigen Palasmauern durchbrechenden Nischenfenster in den beiden Repräsentationsräumen sind, wenn überhaupt, nur in bescheidenstem Umfang erweitert worden. Gleiche Behutsamkeit zeigt sich im allgemeinen auch im Obergeschoß, wenn man von der Dreiteiligkeit des Westfensters im Arbeitszimmer des Großherzogs und von den nun in Stein umgesetzten Erkern und den Fensterreihen auf der Nordseite absieht.

Dankbar muß vor allem hervorgehoben werden, daß die originale Gefängniszelle unberührt erhalten blieb, obwohl es nahe gelegen hätte, diesen raumbeanspruchenden Mauerkomplex herauszureißen und dafür die dringend notwendige Schloßküche einzufügen. Man hat statt dessen die Beschwerlichkeit auf sich genommen, die Küche im benachbarten, aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammenden sog. Feidelschen Hause einzurichten, in dem während der großherzoglichen Besuche auch die übrigen Bediensteten untergebracht wurden¹⁰³).

Die schwierige Aufgabe, diesen alten Schloßräumen repräsentativen Charakter und behagliche Wohnlichkeit zu verleihen, war auf des Großherzogs Wunsch dem namhaften Vertreter des in Darmstadt

¹⁰¹) Es blieb jahrelang unbenutzt, weil die Universität auf die Inanspruchnahme dieses Gebäudekomplexes verzichtete und auch andere Institutionen ihn nicht zu benutzen gewußt hatten. Erst i. J. 1910 wurde das Erdgeschoß dem neuen städtischen Völkerkunde-Museum mietfrei überlassen; das Obergeschoß wurde 1918 für die Städtische Kunstsammlung und eine heeresgeschichtliche Sammlung bereitgestellt (KRÜGER, *Neues Schloß*, 1961, S. 178 f.).

¹⁰²) Wer wollte übersehen, daß schmerzliche Zugeständnisse gemacht werden müssen, wenn ein der Kriegsrüstung gewidmetes Zeughaus zum Domizil einer Reihe wissenschaftlicher Institute hergerichtet wird. Unter dieser Einbuße ist uns jedoch der ungewöhnliche Renaissance-Bau des Gießener Zeughauses erhalten geblieben.

¹⁰³) Es war von Commerzienrat WILHELM GAIL angekauft und dem Museum zur musealen Nutzung geschenkt worden.

kultivierten frühen Jugendstils, JOSEF MARIA OLBRICH, übertragen worden. Über das gelungene Werk berichtete aus unmittelbarer Anschauung der Herausgeber des Gießener *Wegweisers* von 1907, H. OESTERWITZ. Da uns nach der Bombenkatastrophe des 6. Dezember 1944 von dieser OLBRICHschen Inneneinrichtung nichts als ein paar Fotografien erhalten geblieben sind, lassen wir hier OESTERWITZ' Bericht folgen:

„Die Einrichtung der Räume des Erdgeschosses genau nach den Anordnungen Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs in reichem romanischen und byzantinischen Stil von der Hofmöbel-Fabrik von J. Glückert in Darmstadt ausgeführt, darf als ein Kleinod des hessischen Kunstgewerbes bezeichnet werden.

Aus dem Eingang von dem Brandplatz gelangt man zuerst in das Wartezimmer¹⁰⁴), welches mit dunkelbrauner Täfelung von Nußbaumholz mit Malerei versehen ist, an das sich ein mit Gold durchwirkter grüner Wandstoff harmonisch anschließt. Eine vierflügelige Schiebetür trennt das Wartezimmer von dem Empfangszimmer, dessen Täfelung aus Birnbaumholz, rot mit Vergoldung, von dem darüber befindlichen blauen Wandstoff sich außerordentlich prächtig abhebt. Die leuchtende Wirkung dieser Farben wird erhöht durch die Kissenstoffe auf Bänken und Stühlen, rot mit eingewirkten goldenen Tauben und Kronen, und durch eine große Portiere, schwarz mit goldenen Kranichen mit einer Bordüre, welche goldene Papageien auf rotem Grunde enthält (vgl. Abb. 12).

Die Portiere führt in ein drittes Zimmer. Die Täfelung von Eschenholz, grau mit Vergoldung, leitet über zu rotem Wandstoff mit goldenen Hirschen. Alle drei Zimmer sind mit Parkettboden, geschnittener Balkendecke, welche in dem Empfangsraum durch zwei alte Holzpfeiler getragen wird, elektrischen Beleuchtungskörpern, großem Kamin und eingebauter Fensternische versehen. Das Mobiliar, Tische, Schränke, Standuhren, Sessel, Stühle in den Farben der Täfelung, zum Teil mit reicher Vergoldung, hebt die Eigenart eines jeden Zimmers noch besonders hervor. Ungeachtet der Fülle reicher und glänzender Farben ist der Gesamteindruck ein außerordentlich wohlthuender. Die Prachtfaltung ist nirgends aufdringlich und störend. Einen ungemein freundlichen Abschluß finden die Prunkräume dann in dem Rauchzimmer, das hellbraun, aus Rüsterholz mit Eichenbeschlag in seiner Einfachheit eine große Wirkung erzielt durch die in einem Klostergewölbe endigende Täfelung, von dessen Spitze aus eine Ampel das trauliche Gemach erhellt¹⁰⁵).“

Die noch stärker privaten Charakter tragenden Wohnräume des Obergeschosses sind von OESTERWITZ nicht beschrieben worden. So wollen wir an Hand eines Fotos die Kaminecke im Wohnzimmer, deren spezielles Mobiliar um des Fotografierens willen leider ungeschickt zusammengeschoben worden ist, auf einige Charakteristika OLBRICHscher Innenarchitektur ergänzend hinweisen. Doch sei zuvor ganz allgemein darauf aufmerksam gemacht, daß entgegen den bisher mit Mobiliar vollgestopften Räumen der Guten Gesellschaft sich diese großen Zimmer erstmalig durch die Beschränkung auf das eben Notwendige auszeichnen. Alles Entbehrliche ist in die zahlreichen Wandschränke verwiesen worden, die ebenso im Arbeitszimmer des Großherzogs wie im gemeinsamen Schlafzimmer dominieren. Die Verwendung edler Hölzer zur schulterhohen Wandvertäfelung wie zur Verkleidung der tiefen Fensternischen tritt als

¹⁰⁴) Genauer gesagt, durch das hier nicht genannte Adjutanten- und Wartezimmer ins Audienzzimmer, das nur bei größeren Empfängen als Wartezimmer diente.

¹⁰⁵) *Wegweiser*, 1907, S. 124 f.

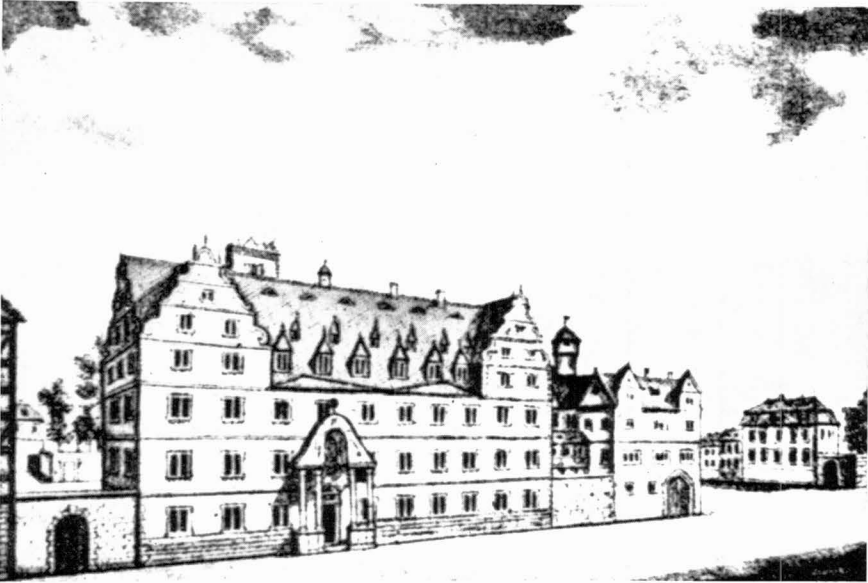


Abb. 6

Gießener Stammbuchblatt von 1754. Das 1607—1611 erbaute Collegiengebäude. Dahinter, perspektivisch verzeichnet, das Alte Schloß mit schlicht-dreieckigen Giebeln und Zwerchgiebeln. Erkennbar die gegen 1631 erbaute gedeckte Fachwerkbrücke.

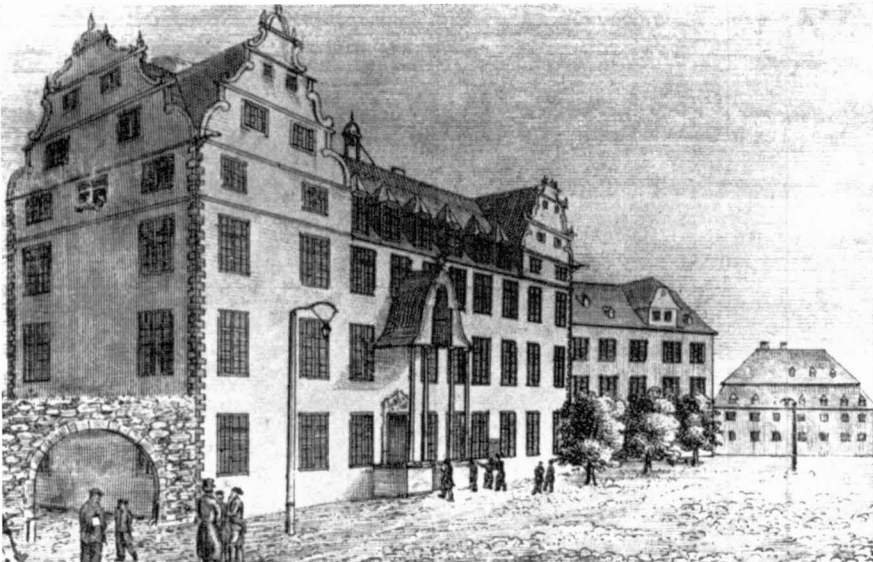


Abb. 7

Gießener Stammbuchblatt von LÜDEKING, erste Hälfte des 19. Jahrhunderts (Oberhess. Museum). Collegiengebäude, dahinter das Alte Schloß mit zweietagiger Reihung großer Fenster und Zwerchgiebel mit Halbwaln.

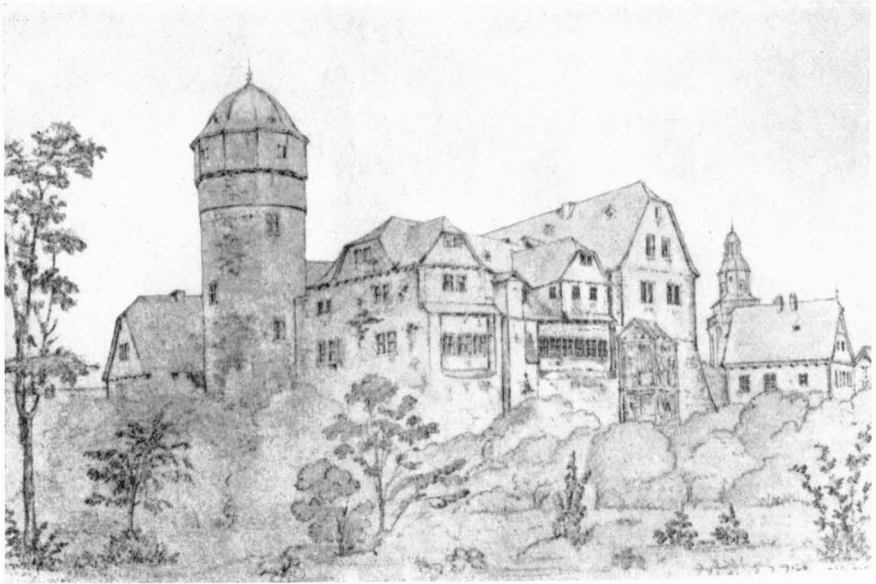


Abb. 8

Das als Kanzlei und Hofgericht genutzte Gießener Alte Schloß vom Botanischen Garten gesehen. Architekturzeichnung F. M. HESSEMERs aus dem Jahre 1825.



Abb. 9

Südseite des Gießener Alten Schlosses. Uneinheitliche Gestaltung des östlichen und des westlichen Komplexes. Foto aus dem Ende des 19. Jahrhunderts.



Abb. 10

Westfront des Gießener Alten Schlosses. Foto aus dem Ende des 19. Jahrhunderts, wahrscheinlich nachdem es 1887 als Kaserne aufgegeben und vom Militär verlassen worden war. Letzter bekannter Bauzustand vor der Restaurierung.



Abb. 11

Westfront des Gießener Alten Schlosses. Zustand seit der Restaurierung 1904/05 bis zur Ausbombung 6. 12. 1944. Unechte gotische Treppengiebel, barocke Zwerchgiebel, Renaissance-Portal und gotischer Erker.



Abb. 12

Gießen, Altes Schloß von 1905. Repräsentationsräume im Erdgeschoß. Innenarchitektonische Gestaltung durch Prof. JOSEF MARIA OLBRICH. Vernichtet 1944.



Abb. 13

Gießen, Altes Schloß von 1905. Kaminecke im Wohnzimmer des Obergeschosses. Früher Darmstädter Jugendstil Prof. J. M. OLBRICHs, Vernichtet 1944.

kennzeichnendes Stilelement bereits in OESTERWITZ' Bericht hervor. Ebenso charakteristisch ist die Verwendung kostbarer, reich ornamentierter Textilien, die als Wandbespannung und als Möbelbezugstoff in Motiv und Farbe den einheitlichen Eindruck des jeweiligen Raumes bestimmen.

Der Eigenart des Ornaments als künstlerisches Element im Darmstädter Jugendstil hatte der bereits erwähnten Kaminecke im oberen Wohnraum eine besondere Note verliehen. Die nach meiner Erinnerung lichtgrünen Dekorationsstoffe, das helle Ahornholz des Mobiliars, die elfenbeinfarbenen Wandkacheln mit den dunkelgrün irisierenden Plättchen an den Sitzbankrückenlehnen, die bronzenen Kaminbeschläge und die braungoldenen Ornamente in der beigefarbenen Wandbespannung, aus der sich das handgestickte kreisförmige Mittelornament dezent hervorhob, ergaben einen guten Zusammenklang (vgl. Abb. 13).

Der Erste Weltkrieg und die Revolution haben dem großherzoglichen Stadtquartier ein frühes Ende bereitet. Da dem 1918 abgesetzten Regenten auch das Wohnrecht im Gießener Schloß abgesprochen wurde, mußte das gesamte kostbare Mobiliar nach Darmstadt überführt werden, wo es, in der Orangerie gestapelt, einer späteren sinnvollen Verwendung harrtete.

Zwar atmete das schon längst wieder unter Raumnot leidende Oberhessische Museum und die inzwischen damit vereinigten Gail'schen Sammlungen auf, als ihnen im Jahr 1920 die sieben großen Räume und die dazugehörenden Flure und Treppen zugewiesen wurden; doch es ließ sich nicht verheimlichen, daß sich der bauerliche Hausrat, unsere reiche hessische Trachtensammlung, ja selbst Keramik, Porzellane und Gläser¹⁰⁶⁾ in diesen Räumen nicht recht wohl fühlten, die, verständlicherweise unangetastet, auch weiterhin ein zu starkes Eigenleben führten.

Da gegen Ende der dreißiger Jahre die selten gewordenen Erzeugnisse des einst so bahnbrechenden frühen Jugendstils fast „museumsreif“ geworden waren, verfolgte ich den Plan, das in Darmstadt magazinierte Mobiliar nach Gießen als Leihgabe zurückzuholen. Und ich hoffte, in einigen der hier unverändert gebliebenen Innenräume ein in seiner Geschlossenheit gewiß einmaliges Beispiel dieser bedeutungsvollen, aber kurzlebigen Stilepoche zu musealer Darstellung bringen zu können. Dank dem Verständnis der Stadtverwaltung, vornehmlich des Dezernenten Professor Dr. ERNST HAMM, und dem Entgegenkommen des Prinzen von Hessen, gelang mir im Jahr 1940 trotz aller kriegsbedingten Transportschwierigkeiten die Überführung des gesamten Mobiliars für das Arbeits- und das Wohnzimmer sowie für die beiden unteren Repräsentationsräume nach Gießen. Da es mir vor meiner Einberufung nicht mehr möglich war, dieses einmalige Gut an einem voraussichtlich gefahrlosen Ort zu magaziniere¹⁰⁷⁾, ist auch dieses Mobiliar mitsamt der

¹⁰⁶⁾ Das bezeugte eine Reihe damals käuflicher Museums-Ansichtskarten.

¹⁰⁷⁾ Siehe später, S. 268.

Innendekoration der Gießener Bombenkatastrophe vom 6. Dezember 1944 zum Opfer gefallen.

Weitgehend im Kontakt mit dem Schicksal des großherzoglichen Stadtquartiers stand, wie wir mehrfach andeuteten, auch die Entwicklung der Sammlungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Letzter Kompaniechef im Alten Schloß, war Major a. D. KARL KRAMER als Museumsdirektor von 1896 bis zu seinem Tode im Jahr 1928 über mehr als dreißig Jahre ein unermüdlicher Mehrer und Förderer des Vereinsmuseums. Bald nach der Übersiedlung dieser Sammlungen aus dem Alten Rathaus ins umgebaute Alte Schloß im Jahr 1905 wurde das Museum im Jahr 1912 hier mit der reichen Privatsammlung des Kommerzienrats Dr. h. c. WILHELM GAIL vereinigt, und im Jahr 1925 gingen die ständig erweiterten Bestände als Stiftung „Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen“ in den Alleinbesitz der Stadt Gießen über.

Wie in zahlreichen ähnlichen großen Museen ist ein alle Sammlungsmaterialien gleichmäßig berücksichtigender Museumskatalog auch in Gießen niemals veröffentlicht worden. Ein hinreichendes Bild über die Fortentwicklung der zahlreichen Abteilungen gewinnt man jedoch, wenn man neben den laufenden Berichten der Konservatoren in den *Oberhessischen Mitteilungen* die zu besonderen Anlässen gebotenen querschnittartigen Übersichten KRAMERS in den Jahren 1907¹⁰⁸⁾ und 1925¹⁰⁹⁾ mit PAUL HELMKES, KRAMERS Nachfolger von 1928—1933, speziellem kleinen Museumsführer vergleicht¹¹⁰⁾. Dabei haben die einzelnen Abteilungen ihrem jeweiligen Materialzuwachs entsprechend häufige Umgruppierungen erfahren müssen, vor allem, nachdem im Jahr 1920 die großherzoglichen Räume vom Museum hatten in Anspruch genommen werden können. Seitdem füllten das „Oberhessische Museum und die Gail'schen Sammlungen der Stadt Gießen“ im Alten Schloß mitsamt dem Heidenturm, wenn wir dabei von den speziellen Sammlungen, die im Neuen Schloß untergebracht waren, absehen¹¹¹⁾, 38 große Räume. Ihre nach Zehntausenden von Einzelstücken zählenden Bestände waren mit einem Versicherungswert von mehr als zwei Millionen Reichsmark veranschlagt.

Unmöglich ist es, hier auch nur andeutungsweise einen Überblick über die Museumsbestände nach jener letzten von HELMKE 1932 gegebenen Zusammenstellung wiederzugeben. Sie umfaßte im Erdgeschoß in der „Schmiede“ alte Handwerksgeräte der Schmiede, Schlosser, Schreiner und der Feuerwehr; in der sog. „Kapelle“ waren die bis ins frühe 15. Jahrhundert zurückreichenden kirchlichen Altertümer aus Oberhessen vereinigt. Reich und über verschiedene Räume verteilt war unsere Trachtensammlung. Vom Schwälmer Brautpaar

¹⁰⁸⁾ Im *Wegweiser*, 1907, S. 135—141.

¹⁰⁹⁾ KRAMER, K., u. HELMKE, P., *Das Oberhessische Museum und die Gail'schen Sammlungen in Gießen. Jubiläumsausgabe des Gießener Anzeigers 1750—1925*, S. 11 ff.

¹¹⁰⁾ *Führer durch das Oberhessische Museum und die Gail'schen Sammlungen zu Gießen (Altes Schloß)*, Gießen 1932, 18 S., 7. Abb.

¹¹¹⁾ KRÜGER, *Neues Schloß*.

über die Schlitzerländer, die Marburger, Bottenhorner, Gladenbacher, Nordecker und Londorfer, die Rodheimer, Hüttenberger und Butzbach-Niederweiser Trachten waren die wichtigsten Gruppen der mittelhessisch-oberhessischen Trachtengebiete hier vertreten.

Im Rauchkabinett war die mehrere hundert Einzelstücke zählende Sammlung von Pfeifen und Pfeifenköpfen aus der Gail'schen Sammlung zusammengestellt; dazu besaßen wir hessische Gläser, heimische Keramik und die wichtigsten Fayencen und Porzellane wohl von mehr als zwanzig der bedeutendsten Werkstätten und Fabriken.

Neben zahlreichen Erinnerungsstücken an das landgräfliche und großherzogliche Herrscherhaus, neben der unzählbaren Menge von Erinnerungsstücken aus Alt-Gießen und aus den oberhessischen Nachbarstädten mit den besonders traditionsreichen Stücken der Gießener Bürgerwehr von 1848 besaßen wir einen fast beängstigend angewachsenen Bestand von Universitäts- und Studentenaltertümern, deren kulturgeschichtlicher Gehalt erst in geringem Maße ausgeschöpft worden war¹¹²⁾.

Bürgerzimmer, Bauernzimmer und die Vielzahl bäuerlichen Werkgerätes mit den üblichen Flachs- und Wollbearbeitungsgerätschaften und entsprechenden Webstühlen nahmen den ihnen gebührenden Platz in Anspruch. Ein eigenes Textilzimmer zeugte von dem Reichtum oberhessischer Stickereiarbeiten und Strickerei.

Zwei besondere Zimmer gaben einen Überblick über das jahrzehntelange graphische Werk des seinerzeit in Paris schaffenden, aber in der Obermühle bei Bieber geborenen berühmten Kupferstechers JOHANN GEORG WILLE (1715—1808), von dem das Museum rund 180 Einzelblätter gesammelt hatte¹¹³⁾. Abschließend will ich die bedeutende Münzsammlung nicht vergessen, die neben Hunderten von römischen Sammlungsstücken auch die heimischen Bodenfunde und die mittelalterlichen Münzen des weiteren Geltungsbereiches enthielt.

Allein schon mit diesem reichen Bestand an kultur- und volkskundlichen Materialien hatten unsere Sammlungen, jahrzehntelang die einzigen im heimischen Raum, die Stellung eines Provinzialmuseums der alten Provinz Oberhessen mit Fug und Recht inne. Darüber hinaus stellten die umfangreichen Grabungskomplexe der Ur-, Vor- und Frühgeschichte Oberhessens das wissenschaftlich wichtigste Museumsgut dar. Ausführlicher davon zu berichten, erübrigt sich, da OTTO KUNKEL¹¹⁴⁾ mit *Oberhessens vorgeschichtlichen Altertümern* aus dem Jahr 1926¹¹⁵⁾ auf den Beständen und Forschungen unseres Museums ebenso basiert wie eine Reihe späterer Disser-

¹¹²⁾ Beispielsweise in: HAUPT, HERMANO, *Karl Follen und die Gießener Schwarzen. Mitt. d. Oerhess. Gesch.-Ver.*, N. F. 15, 1907, S. 1—156; WÜST, JULIA, *Karl Follen. Ein burschenschaftliches und deutsches Problem*. Ebenda, N. F. 33, 1936, S. 5—139. Vgl. weiter: BECKER, W. M., *Zur Geschichte des Pennalismus in Marburg und Gießen. Arch. f. hess. Gesch.*, N. F. 5, 1907, S. 327—355.

¹¹³⁾ KRÜGER, HERBERT, *Der „französische“ Kupferstecher Jean Georges Wille (1715—1808) aus Oberhessen. Gießener Hochschulblätter*, 9, 1961; auch als: *Arbeiten aus dem Oberhessischen Museum*.

¹¹⁴⁾ Seinerzeit Kustos in Gießen und später Direktor in Stettin und München.

¹¹⁵⁾ Marburg 1926, 270 S., 205 Abb.

tionen¹¹⁶⁾. Alle diese Forschungsbeiträge sowie der im Jahr 1933 an unserer Ludoviciana eingerichtete Lehrauftrag für Vor- und Frühgeschichte dokumentieren die zentrale Stellung unseres Museums als oberhessisches Forschungszentrum.

Die Sammlungen des Oberhessischen Museums und ihr Domizil, das Alte Schloß, bildeten — leider — auch bis zur Katastrophe eine untrennbare Einheit. Erst auf Grund eines „Führerbefehls“ von Mitte Mai 1942, nach welchem in allen Museen unersetzliche Sammlungsstücke durch Magazinierung vor der Vernichtung zu sichern befohlen worden war, wurde es dem Berichterstatter kurz vor seiner Einberufung ermöglicht, während der Pfingstfeiertage 1942 zunächst eine luftschutzgerechte Räumung der materialüberfüllten Museumsdachböden durchzuführen sowie die Magazinierung der wichtigsten Museumsstücke in Angriff zu nehmen. Außer dem halben Hundert museumseigener Kisten konnten von Gießener Firmen nochmals 50 Kisten zusammengetragen werden. Der Ordinarius für Geologie an der Ludoviciana, damals Standortältester unserer Garnison, Major Prof. Dr. HUMMEL, stellte verständnisvollerweise 10 rußlandinvaliden Artilleristen, die Stadt zwei Lastwagen zur Verfügung. Das anfallende Material wurde in die schnellstmöglich zu erreichende Unterkunft, die leeren Lagerhallen der „Margaretenhütte“ im Bereich des Gießener Güterbahnhofs verbracht, wo es den ersten Großangriffen auf Gießen zum Opfer gefallen ist.

Doch gelang es mir, neben Werken der kirchlichen Kunst den größten Teil der acht große Räume füllenden vorgeschichtlichen Schausammlung in den noch verfügbaren Kisten sorgfältig zu verpacken. Die beiden stabilen Gewölbekeller des Alten Schlosses waren seit langem als öffentliche Luftschutzkeller in Anspruch genommen worden, so daß sie der Magazinierung der Eigenbestände leider nicht zur Verfügung standen. In geeigneten Schulkellern haben diese Kisten die schlimmsten Kriegsjahre überdauert, bis ihnen wegen der Schulraumnot in unserer ausgebrannten Stadt jahrelang ein „Freiquartier“ zugewiesen werden mußte.

Eine länger dauernde Frist zur Magazinierung des noch immer Tausende von Einzelstücken umfassenden Museumsgutes und eine Verlagerung außerhalb der Stadt wurde mir unter Hinweis auf meine kriegswichtigeren Amtsgeschäfte versagt. Während zweier Urlaubsaufenthalte konnte ich noch die Magazinierung von Glas, Porzellan, Fayencen und Tonzeug in rund 20 Kisten in die Wege leiten, die als Sitzgelegenheiten in den Luftschutzkellern untergestellt werden durften. Den Rest des Krieges haben sie dort unversehrt überstanden, aber durch spätere Plünderung sind wir vieler kostbarer Stücke beraubt worden.

Stadtbaudirektor GRAVERT hatte sich unter bereits unvorstellbar schwierig gewordenen Arbeitsbedingungen darum bemüht, Altes Schloß und Neues Schloß als Gesamtbauwerke bombensicher zu machen. Doch den Luftangriffen vom 2. und 6. Dezember waren alle

¹¹⁶⁾ So: BUTTLER, HOLSTE, JORNS, STROH, BEHAGHEL, SCHÖNBERGER, SANGMEISTER, MÜLLER-KARPE, DIELMANN und HERMANN.

Schutzmaßnahmen nicht gewachsen. Bereits am 2. Dezember hatte ein Bombenvolltreffer auf die Südwestecke des Alten Schlosses zugleich den einzigen Treppenaufgang zum ausgedehnten Dachboden zerstört. So konnte sich der Brandbombenregen des Gießener Nikolaustages ungehindert auswirken, so daß der alte Bau mit allen noch darin verbliebenen unersetzlichen Kulturgütern, einige Gewölbennischen ausgenommen, bis auf die Grundmauern ausbrannte¹¹⁷⁾.

Nach 1948 haben wir in monatelangen Nachgrabungen an verschiedenen erfolgversprechenden Stellen noch bedeutende Vorzeitbestände, darunter Steinbeile, bronzezeitliche Werkgeräte und Schmuck, ja selbst keltische Glasarmringe wiederfinden können. Wir kennen noch weitere erfolgversprechende Plätze, aber im ausgedehnten Ruinenkomplex, in dem die Außenmauern noch heute wie für alle Ewigkeit erbaut erscheinen, gewähren die Reste der neuzeitlichen Zwischenwände nun für die Ausgräber keine ausreichende Sicherheit mehr.

In den ersten Notjahren und während der dringendsten Wiederaufbauarbeiten unserer ausgebrannten Stadt kam mein Vorschlag gewiß verfrüht, flache Notdächer über den Ruinenkomplex zu legen, um so dem zunehmenden Verfall Einhalt zu gebieten und möglicherweise einen sich über Jahre erstreckenden Wiederauf- und -ausbau von innen her in die Wege zu leiten. Statt dessen ist zeitweilig sogar — wieder wie vor rund siebenzig Jahren — der Plan erwogen worden, den mächtigen Gebäudekomplex niederzureißen, um mit dem so gewonnenen Gelände¹¹⁸⁾ dem in der Innenstadt herrschenden Mangel an Kraftfahrzeug-Parkplätzen abzuwehren.

Ob ein solches Vorhaben, das älteste Baudenkmal einer Stadt, die durch den letzten Krieg so vieler Zeugen einer stolzen Vergangenheit beraubt wurde, dem Erdboden gleichzumachen, den ebenso energischen Protest aus den Kreisen ihrer heimatliebenden Bürgerschaft ausgelöst hätte wie vor siebenzig Jahren, mag dahingestellt bleiben. Damals nannte der hessische Landtagsabgeordnete Freiherr von Nordeck zur Rabenau den gleichen Plan „eine historische Barbarei“, und in weiter Ferne nahm sich sogar die Kölnische Zeitung vom 2. Dezember 1888 des verwehrten Gebäudes an und sprach die Hoffnung aus, daß es vor dem Abbruch bewahrt bleibe¹¹⁹⁾. Und seitdem sind wir in Gießen an historisch bedeutungsvollen Baudenkmalern keineswegs reicher geworden!

Heute stände allerdings einem solchen Vorhaben zunächst das Hessische Denkmalschutzgesetz vom Jahr 1902 entgegen, nach welchem der in Sonderfällen notwendig werdende Abbruch historischer Baudenkmäler von der Zustimmung des Hessischen Landtags abhängig gemacht wird. In unserem speziellen Fall war ja, wie wir

¹¹⁷⁾ KRÜGER, H., *Vom Schicksal der Städtischen Sammlungen*, Mitt. d. Oberhess. Gesch.-Ver., 39, 1953, S. 5—12.

¹¹⁸⁾ Durch den mühevollen Abbruch dieses mächtigen Baukomplexes wäre das bescheidene Areal von ca. 25×27,5 m, genauer 690 qm Fläche, erkaufte worden.

¹¹⁹⁾ Mitt. d. Oberhess. Gesch.-Ver., 3, 1892, und ebenda, 1, 1889, S. 147.

eingangs ausgeführt haben, das ursprünglich landgräfliche und großherzogliche Schloß vom hessischen Staat einschließlich eines beachtlichen Baukostenzuschusses im Jahr 1893 der Stadt Gießen geschenkt worden, mit der — freilich unter anderen Voraussetzungen gestellten — Bedingung, daß die Stadt ihr neues Eigentum wiederherzustellen, für alle Zeiten zu unterhalten und den Zwecken der oberhessischen Geschichtsforschung dienstbar zu machen habe.

Mögen sich in baldiger Zukunft Mittel und Wege finden, daß nach der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges die doppelte Auflage dieser hochherzigen Stiftung wieder realisiert werden kann.

Bericht über die Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft

am 15. Mai 1963 im Senatssaal der Justus Liebig-Universität

Tagesordnung

1. Geschäftsbericht des Vorsitzenden
2. Rechnungsbericht des Schatzmeisters und Entlastung des Vorstandes
3. Wahlen zum Vorstand
4. Verschiedenes

Der Vorsitzende, Prof. Dr. Dr. h. c. V. H o r n, eröffnete die Sitzung und stellte fest, daß die Einladungen zur Hauptversammlung persönlich und durch die Presse ordnungsgemäß ergangen seien. Er begrüßte die Herren des Vorstandes, die Mitglieder, die Gäste und die Vertreter der Presse.

Im Namen der Gesellschaft drückte er seine Freude darüber aus, daß Herr Staatsminister O s s w a l d zur Hauptversammlung gekommen sei. Als Vorstandsmitglied, das zum ersten Male an einer Sitzung der Gesellschaft teilnehme, begrüßte er den neuen Oberbürgermeister S c h n e i d e r und betonte dessen Bereitschaft zu guter Zusammenarbeit. Auch der Landrat von Alsfeld und Herr Bürgermeister H o l z m a n n, Darmstadt, wurden herzlich willkommen geheißen.

Vor Eintritt in die Tagesordnung gedachte der Vorsitzende der im Berichtszeitraum verstorbenen Mitglieder:

Prof. Dr. Wilhelm A n d r e a e, em. ordentl. Professor für Wirtschaftslehre und Finanzwissenschaft, Gießen

Prof. Dr. B o e h m, em. ordentl. Professor für Humangenetik, Gießen

Prof. Dr. Ernst B r a n d e n b u r g, Ordinarius für Phytopathologie, Gießen

Hermann F u h r, Gießen

Rechtsanwalt Dr. Karl K r ä m e r, Gießen

Dr. P l o c h, Gießen

Fabrikant Wilhelm P o p p e, Gießen

Dr. R e h m a n n, Oberbibliothekar, Gießen

Prof. Dr. Dr. h. c. Elmar R o o t s, Ordinarius für Veterinär-Hygiene und Tierseuchenlehre, Gießen

Prof. Dr. George S e s s o u s, em. ordentl. Professor für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung, Gießen

Die Anwesenden erhoben sich zu Ehren der Verstorbenen von ihren Sitzen.

Zu Punkt 1 der Tagesordnung

Im Anschluß daran gab der Vorsitzende den Jahresbericht. Er teilte mit, daß seit der letzten Hauptversammlung, am 25. Mai 1962,

4 Sitzungen des Engeren Vorstandes und

1 Sitzung des Gesamtvorstandes stattgefunden haben.

Mit besonderer Freude stellte er die zahlreichen S p e n d e n und S t i f t u n g e n, die in dem genannten Zeitraum eingegangen sind, an die Spitze seines Berichtes.

Er nannte die Firma S c h u n k & E b e, Heuchelheim, die — wie alljährlich — 100 000,— DM gestiftet hat, die zweckgebunden an verschiedene Fakultäten zur Verteilung gelangten. Er wies darauf hin, daß die F a r b w e r k e H o e c h s t aus Anlaß ihres 100jährigen Bestehens 400 000,— DM zur Verfügung gestellt haben, daß das Chemische Institut von der Firma S c h u n k & E b e 3 000,— DM erhalten hat und daß die L a n d e s z e n t r a l b a n k 5 000,— DM

stiftete. Der Vorsitzende nannte weiterhin den Stifterverband für die deutsche Wissenschaft mit einer Zuwendung von 2 000,— DM und die Hess. Elektrizitäts AG mit 5 000,— DM.

Er dankte diesen, wie allen nicht namentlich genannten Spendern, im Namen der Hochschulgesellschaft herzlich.

Professor Horn führte an, daß neben den genannten Spenden für die Verteilung von Preisen noch folgende Mittel bereitgestellt wurden:

Von der Firma Schunk & Ebe für den „Röntgen-Preis“ . . . 3 000,— DM,
für den „Ludwig-Schunk-Preis für Medizin“ 5 500,— DM.

Weiter gab er bekannt, daß aus dem „Ludwig-Rinn-Preis“ an die Verfasser zweier preiswürdiger Dissertationen wieder je 500,— DM gegeben werden konnten.

Der Vorsitzende dankte Herrn Direktor P f a f f von der Firma Schunk & Ebe und Herrn Fabrikanten R i n n herzlich für diese Förderung besonderer Leistungen in der Wissenschaft.

In Fortsetzung seines Jahresberichts teilte Prof. Horn mit, daß wieder eine ganze Reihe von Beihilfen für die Teilnahme an wissenschaftlichen Kongressen, für Exkursionen, für künstlerische Anschaffungen und die Unterstützung kultureller Veranstaltungen sowie für verschiedene sonstige Zwecke gewährt werden konnte. Näheres hierüber ist aus der dem Bericht beigefügten Aufstellung zu ersehen.

Durch die Bewilligung von Darlehen konnte die Anschaffung dringend notwendiger wissenschaftlicher Apparate, die Einrichtung von Institutsräumen, die Beschaffung einer Seminarbücherei, vorzeitig ermöglicht werden.

Der Vorsitzende wies darauf hin, daß bei Bearbeitung der Anträge ein strenger Maßstab angelegt wird, daß zuerst alle anderen Finanzierungsmöglichkeiten erwogen werden, wenn diese versagen, tritt die Hochschulgesellschaft ein.

Im Anschluß daran kam der Vorsitzende auf die V e r ö f f e n t l i c h u n g e n zu sprechen und teilte mit, daß der Band 31 der „Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft“ kurz vor Weihnachten 1962 in den Besitz aller Mitglieder gekommen sei. Er betonte, daß dieser Band in seiner Zusammenstellung wieder sehr gut gelungen sei und stattete dem Schriftführer der Gesellschaft, Herrn Professor L u d a t, den Dank für seine besonderen Bemühungen ab.

Professor Horn berichtete, daß auch für diesen Band der „Nachrichten“ der Magistrat der Stadt Gießen wieder die Druckkosten in Höhe von über 7 000,— DM übernommen habe. Er bedankte sich bei dem Herrn O b e r b ü r g e r m e i s t e r für diese große Hilfe. Im Zusammenhang damit teilte der Vorsitzende mit, daß sich der Engere Vorstand bei seinen Sitzungen wiederholt mit der Frage befaßt habe, wie man die „Nachrichten“, die durch den Verlag S c h m i t z jedem Mitglied zugesandt und durch die Universitätsbibliothek einer größeren Anzahl in- und ausländischer Institute im Tauschverkehr zugänglich gemacht werden, einem weiteren Interessentenkreis zur Verfügung stellen könne. Er betonte, daß zur Zeit Verhandlungen mit dem Verlag S c h m i t z im Gange seien, dahingehend, daß sämtliche Anforderungen von Einzelpersonen und Buchhandlungen an diesen weitergegeben werden. Herr S c h m i t z wird den Versand der Bände übernehmen. Er wird durch entsprechende Anschreiben an Buchhandlungen der näheren und weiteren Umgebung Gießens werben und die Bände gegen einen Betrag von 10,— DM bis 12,— DM, bei den älteren Jahrgängen von 8,— DM bis 10,— DM, abgeben. Die Universitätsbibliothek erhält alljährlich zu Tauschzwecken 100 bis 120 Bände.

Professor Horn teilte mit, daß der Band 32 der „Nachrichten“ bereits in Vorbereitung sei und daß man damit rechnen könne, wieder ein schönes und wertvolles Buch zu erhalten, das über die Grenzen Gießens hinaus von der Arbeit an der Universität und von ihrer Förderergesellschaft berichte.

Weiterhin gab der Vorsitzende bekannt, daß der Verlag S c h m i t z ab 1963 die Kosten für den Druck der „Gießener Hochschulblätter“ ohne Zuschuß aus eigenen Mitteln übernommen habe.

Zur Frage des Mitgliederstandes sagte Professor Horn, daß sich die Mitgliederzahl um 40 Zugänge erhöht habe, dem allerdings 13 Abgänge gegenüberstünden. Die Mitgliederzahl habe am 30. April 1963 727 betragen.

Von hier aus kam der Vorsitzende auf die Werbung zu sprechen, mit der sich die Herren Direktor Bleyer und Dr. Freund im Berichtsjahr wieder intensiv befaßt haben. Herr Bleyer habe durch Verhandlungen mit der Industrie- und Handelskammer erreicht, daß ein Werbeschreiben der Gesellschaft zusammen mit den Mitteilungsblättern der Handelskammer an deren Mitglieder versandt wurde. Das gleiche Schreiben sei auch einer Nummer der „Hochschulblätter“ beigelegt worden. Außerdem seien die beiden Herren mit persönlichen Briefen an die verschiedensten Stellen herangetreten und hätten für den Eintritt in die Hochschulgesellschaft bzw. für eine freiwillige Erhöhung des Beitrages geworben. Prof. Horn dankte den Herren für ihren Einsatz. Er schloß hiermit den Jahresbericht ab und stellte ihn zur Diskussion.

Direktor Bleyer nahm daraufhin kurz zur Frage der Werbung Stellung, teilte mit, daß ca. 6000 bis 7000 dieser von Prof. Horn genannten Rundschreiben herausgegangen seien. Es seien daraufhin ca. 40 Anmeldungen erfolgt, zum Teil mit nicht unerheblichen Jahresbeiträgen, so daß sich das Beitragsaufkommen um etwa 2000,— DM erhöht habe.

Prof. Dr. Uhlig vertrat die Meinung, daß die „Gießener Hochschulblätter“ nicht in genügendem Maße zur Kenntnis der Studenten kommen, noch viel weniger in die Hände der „Ehemaligen“, soweit sie nicht Mitglieder der Gesellschaft seien. Er bedauerte, daß so wenig Studenten Kontakt zu ihrer alten „Alma mater“ haben, und wies darauf hin, daß in anderen Ländern — beispielsweise England — die ehemaligen Studenten die wichtigsten Träger ihrer Hochschulen seien. Er schlug eine Verteilung der „Hochschulblätter“ in großzügiger Weise vor und meinte, daß die Studenten sich bei der Gestaltung aktiver beteiligen sollten.

Der Vorsitzende dankte Professor Uhlig für seine Anregungen und hob die Notwendigkeit hervor, möglichst viele Lehrstuhlinhaber und Dozenten, vor allem aber auch die abgehenden Studenten, als Mitglieder in der Hochschulgesellschaft zu haben. Als solche würden sie die „Nachrichten“ und die „Hochschulblätter“ kostenlos erhalten und auf diese Weise schon über die Vorgänge an ihrer alten Universität auf dem laufenden gehalten werden. Er wies darauf hin, daß es bei der Veterinärmedizinischen Fakultät schon seit längerer Zeit üblich sei, bei der Promotionsfeier den Doktoranden eine Beitrittserklärung für den Beitritt zur Hochschulgesellschaft auszuhändigen.

Magnifizenz Mosebach schlug daraufhin vor, allen Fakultäten Werbeschreiben der Hochschulgesellschaft und Beitrittserklärungen in genügender Zahl zukommen zu lassen mit der Bitte, diese an alle Diplomanden und Doktoranden mit der Aufforderung zum Beitritt auszuhändigen. Der Vorsitzende dankte dem Rektor für diesen Hinweis und versprach, das Nötige zu veranlassen.

Zu Punkt 2 der Tagesordnung

Im Anschluß daran gab Direktor Bleyer, der stellvertretende Schatzmeister, den Rechnungsbericht für das abgelaufene Geschäftsjahr. Dieser ist der Niederschrift beigelegt. Danach sind an Mitgliederbeiträgen über 19 000,— DM eingegangen und ca. 12 000,— DM an Zinsen vereinnahmt worden. Prof. Horn dankte Herrn Bleyer für diesen Bericht und die im vergangenen Jahr geleistete Arbeit. Er stellte den Kassenbericht zur Diskussion.

Direktor Pfaff vertrat den Standpunkt, daß man das Kapital nicht weiter aufstocken, sondern alle Mittel, die jährlich zufließen, im Rahmen der Aufgaben der Gesellschaft ausgeben sollte.

Im Anschluß daran stellte Herr Sprotte Antrag auf Entlastung des Vorstandes. Die Entlastung wurde einstimmig erteilt.

Zu Punkt 3 der Tagesordnung

Hierzu berichtete Prof. H o r n , daß bei der Sitzung des Gesamtvorstandes am 1. März 1963 Direktor B l e y e r , der das Amt des Schatzmeisters bereits im vorigen Jahr abgeben wollte, zum stellvertretenden Schatzmeister und Herr Direktor K e t t e r zum Schatzmeister gewählt worden seien und daß die beiden Herren die Wahl angenommen hätten.

Er gibt weiterhin bekannt, daß die Amtszeit der Herren Dr. Freund, Direktor Ketter und Prof. Dr. Ludat abgelaufen sei. Er schlägt vor, die Herren auf weitere drei Jahre wiederzuwählen. Die beiden abwesenden Herren, Dr. Freund und Direktor Ketter, hätten sich bereit erklärt, im Falle einer Wiederwahl weiter mitzuarbeiten, ebenso Herr Prof. Ludat. Die drei Herren werden einstimmig wiedergewählt.

Zu Punkt 4 der Tagesordnung

Da sich zum Punkt „Verschiedenes“ niemand meldete, schloß der Vorsitzende die Hauptversammlung um 16.45 Uhr.

Im Anschluß daran fand die Akademische Festsitzung statt, in der Prof. Dr. H o f f m a n n über Ursprung und Anfänge des römischen Weltreiches sprach.

Zum Abschluß fand ein gemeinsames Essen der Herren des Vorstandes mit ihren Damen auf dem Gleiberg statt.

Gießen, den 31. Juli 1963

Prof. Dr. Dr. h. c. V. Horn, Vorsitzender

Im Geschäftsjahr 1962 sind die folgenden Zuwendungen bewilligt worden:

DM	500,—	an Prof. Ludat für Veranstaltungen des Ostinstituts
DM	2 500,—	an den Rektor Prof. Dr. Eigler zur Deckung von Sonderausgaben
DM	1 519,73	für „Gießener Hochschulblätter“ als Beihilfe
DM	400,—	an das Zoologische Institut für Ordnung der Insektensammlung
DM	200,—	an Priv.-Doz. Dr. Amburger für eine Übersetzung „Die Entstehung der russischen Industriegebiete“
DM	125,—	an Prof. Dr. Sandritter für die Feulgen-Gedächtnis-Vorlesung
DM	540,—	an die Universitätsbibliothek für Büste Prof. Hepding
DM	150,—	an Oberstudiendirektor i. R. Dr. Kauter zur Teilnahme am Deutschen Neuphilologentag in Kiel
DM	500,—	an Prof. Dr. W. J. Schmidt zur Beschaffung von Chemikalien und photographischem Material
DM	550,—	an Dr. Pablo Santamaria-Arnáiz, Anatomisches Institut, Beihilfe zur Teilnahme an verschiedenen Kongressen
DM	800,—	an Prof. Dr. Tillmann zur Durchführung des Veterinärmedizinischen Fakultätentags
DM	50,—	an Prof. Dr. Rollhäuser für Reise eines Doktoranden zur Teilnahme an einem Kongreß in Genua
DM	500,—	an Prof. Dr. Staudinger zur Bestreitung von Reisekosten im Rahmen Biochemischer Colloquien
DM	1 500,—	Beihilfe für die „Gießener Hochschulblätter“
DM	1 000,—	an Herrn Prof. Dr. Mahrn für Teilnahme von Mitgliedern des Mathematischen Instituts an der Internationalen Mathematiker-tagung im August 1962 in Stockholm
DM	200,—	an Gießener Studentenhilfe zur Durchführung einer weihnachtlichen Feierstunde für Studierende aus der SBZ
DM	600,—	an das Institut für Landwirtschaftliche Betriebslehre zum Ankauf von seltenen antiquarischen Fachbüchern
DM	200,—	an Prof. Dr. Rollhäuser als Reisebeihilfe für den Doktoranden Willi Kriz

DM	400,—	an Prof. Dr. Völker als Forschungsbeihilfe
DM	588,—	an Magistratsrat Bitsch für eine gemeinschaftliche Ausstellung der Universität und der Stadt Gießen in der Universitätsbibliothek
DM	1 500,—	an Prof. Dr. Glathe als Beihilfe zu einer Reise nach Kanada zwecks Teilnahme an zwei internationalen Kongressen
DM	1 809,43	an Prof. Dr. Uhlig als Reisekostenbeihilfe zur Griechenland-Exkursion des Geographischen Instituts
DM	150,—	an Prof. Dr. Rolfes als Reisekostenbeihilfe für einen Gastredner
DM	400,—	an den Dekan der Veterinärmedizinischen Fakultät, Prof. Dr. Tillmann, zum Empfang einer dänischen Expertenkommission
DM	2 500,—	an den Herrn Rektor der Justus Liebig-Universität, Magnifizenz Prof. Dr. Mosebach, zur Deckung von Sonderausgaben
<u>DM</u>	<u>240 530,95</u>	an verschiedene andere aus zweckgebunden bei uns eingegangenen Spenden, so daß der Gesamtbetrag unserer Zuwendungen
<u>DM</u>	<u>259 713,11</u>	betragen hat.

Rechnungsbericht für das Jahr 1962

E i n n a h m e n

Mitgliedsbeiträge	DM	20 147,12
Sonderbeiträge und Spenden	DM	254 780,95
Zinsen	DM	11 242,06
Verkaufte „Nachrichten“	DM	249,—
zusammen	DM	<u>286 419,13</u>

A u s g a b e n

Zuwendungen	DM	259 713,11
davon aus zweckgebundenen Spenden	DM	240 530,95
„Nachrichten“ und Vorträge	DM	9 388,88
Drucksachen	DM	599,43
Porto, Telefon etc.	DM	309,90
Verwaltungskosten	DM	1 100,—
Verschiedenes	DM	219,35
zusammen	DM	<u>271 330,67</u>

Einnahmen	DM	286 419,13
Ausgaben	DM	271 330,67
Gewinn	DM	<u>15 088,46</u>

K a s s e n r e c h n u n g

Eigenes Bank- und Postscheckguthaben am 31. 12. 1961	DM	79 323,75
Gewinn 1962	DM	15 088,46
Zurückerhaltene Darlehen	DM	13 305,75
	DM	<u>107 717,96</u>
Gewährte Darlehen 20 497,05		
Gekaufte Wertpapiere <u>18 022,—</u>	DM	38 519,05
Eigenes Bank- und Postscheckguthaben	DM	69 198,91
Fremdes Bankguthaben (noch nicht verfügte Spenden)	DM	110 431,95
Gesamtguthaben	DM	<u>179 630,86</u>
Davon Bank 177 374,11 Postscheck 2 256,75		

V e r m ö g e n s r e c h n u n g

Eigenes Bank- und Postscheckguthaben	DM	69 198,91
Darlehnsforderungen	DM	25 541,05
Wertpapiere	DM	159 061,25
zusammen	DM	<u>253 801,21</u>

gegen DM 239 578,50 Ende 1961

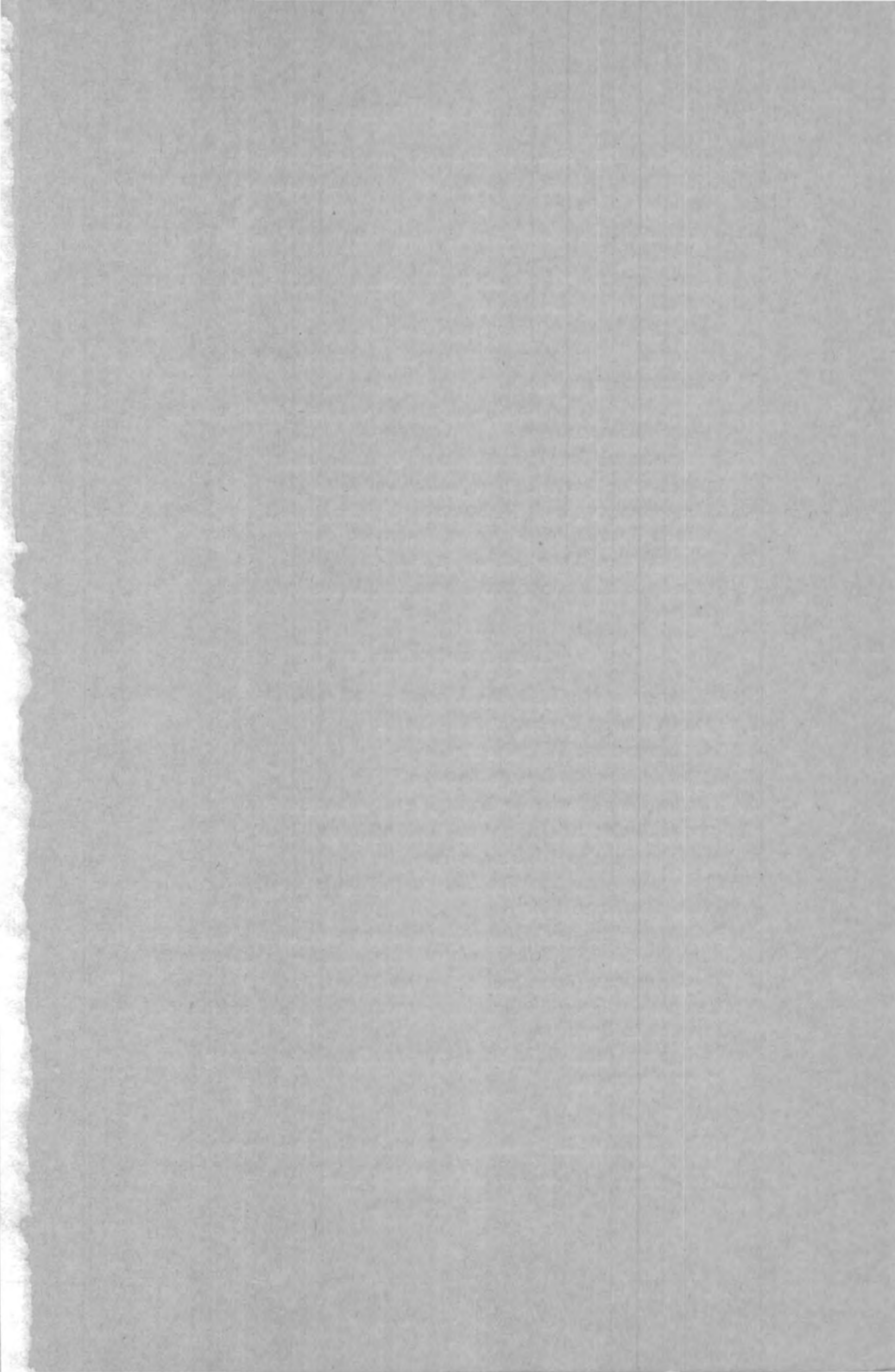
gez. Bleyer, Schatzmeister

Mitarbeiter des Bandes

- Dr. phil. Erik A m b u r g e r , Wissenschaftlicher Rat am Institut für kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung, Lehrbeauftragter für Osteuropäische Geschichte an der Universität Marburg; Gießen, Röderring 42.
- Prof. Dr. phil. Eduard v o n B o g u s l a w s k i , Ordinarius für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung an der Universität Gießen; Rauischholzhausen, Kr. Marburg.
- Prof. Dr. phil. Heinrich B ü t t n e r , Ordinarius für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Köln; Bad Nauheim, Lessingstr. 12.
- Dr. agr. Eberhard G e r h a r d , Privatdozent für Agrarpolitik an der Universität Gießen; Gießen, Marburger Straße 44.
- Prof. Dr. med. Werner G r a b , Ordinarius für Pharmakologie an der Universität Gießen; Gießen, Wilhelmstraße 15.
- Prof. Dr. med. Dr. phil. Edith H e i s c h k e l - A r t e l t , Ordinarius für Geschichte der Medizin an der Universität Mainz; Frankfurt am Main 1, Adolf Reichwein-Straße 24.
- Prof. Dr. jur. Ernst E. H i r s c h , Ordinarius für Handelsrecht, Bürgerliches Recht und Rechtsphilosophie an der Freien Universität Berlin; Berlin-Wannsee, Tillmannsweg 22.
- Prof. Dr. phil. Wilhelm H o f f m a n n , Ordinarius für Alte Geschichte an der Universität Gießen; Gießen, Röderring 31.
- Prof. Dr. phil. Ottmar K e r b e r , apl. Professor für Kunst- und Kulturgeschichte an der Universität Gießen; Gießen, Alicenstr. 22.
- Prof. Dr. phil. Georg K o t o w s k i , ao. Professor für Wissenschaft von der Politik, insbesondere Geschichte der politischen Theorien an der Freien Universität Berlin; Berlin 45, Geranienstraße 2 a.
- Dr. phil. Herbert K r ü g e r , Direktor des Oberhessischen Museums in Gießen; Gießen, Philosophenwald 10.
- Fil. mag. Karin M o n t é n - P r e i s n e r , Lektorin für Schwedisch an der Universität Gießen; Lützellinden bei Gießen 236 a.
- Prof. Dr. phil. nat. Rudolf M o s e b a c h , Ordinarius für Mineralogie und Petrologie an der Universität Gießen, Prorektor; Gießen, Aulweg 58.
- Prof. Dr. phil. Gerhard M ü l l e r , Ordinarius für Griechische Philologie an der Universität Gießen; Gießen, Aulweg 104.
- Dr. phil. nat. Heinz S c h m u t t e r e r , Privatdozent für Phytopathologie und Angewandte Entomologie an der Universität Gießen; Gießen, Schulstraße 11.
- Dr. med. vet. Dieter S t r a u c h , Privatdozent für Veterinärhygiene und Tierseuchenlehre an der Universität Gießen; Gießen, Bahnhofstraße 53.
- Prof. Dr. med. Ferdinand W a g e n s e i l , em. o. Professor für Anatomie an der Universität Gießen; München, Hedwigstraße 15.

Prof. Dr. phil. nat. Richard Weyl, Ordinarius für Geologie und Paläontologie an der Universität Gießen; Gießen, Aulweg 54.

Prof. Dr. phil. Willy Zschietzschmann, apl. Professor für Kunst- und Kulturgeschichte des Altertums (einschließlich des Vorderen Orients) an der Universität Gießen, Wissenschaftlicher Rat; Gießen, Steinstraße 28.



Inhalt des Bandes 30

- TH. VON UEXKÜLL und R. KRAEMER: Heinrich Boening †
W. SCHAUDER †: Das Werden der Veterinär-Anatomie an der Universität Gießen
A. SCHUMMER: Das Blutgefäßsystem als Gegenstand anatomischer Forschung
A. SCHUMMER: Zur Eröffnung der Hochschule für Erziehung an der Justus Liebig-Universität
E. SCHÜTTE: Lehrerbildung und Universität
A. SCHUMMER: Zur gegenwärtigen Situation unserer Universität
H. BLUMENBERG: Weltbilder und Weltmodelle
H. UHLIG: Indien, Probleme und geographische Differenzierung eines Entwicklungslandes
F. W. SCHULZE: Der Grendelkampf des „Beowulf“
F. J. BERANEK: Deutsche und jiddische Philologie
K. A. BETTERMANN und W. BLASIUS (Hgb.): Rudolf von Jhering über seinen Besuch bei Otto von Bismarck
H. KRÜGER: Das Neue Schloß in Gießen
J. BREBURDA: Eindrücke von einem Studienaufenthalt in der Sowjetunion

Inhalt des Bandes 31

- K.-H. HABERMEHL: Wilhelm Schauder (1884—1961) zum Gedenken
J. SCHORN: Georg Herzog (1884—1962)
H. ST. SEIDENFUS: Wilhelm Andreae †
E. v. BOGUSLAWSKI: George Sessous †
G. EIGLER: Infektionsabwehr und lymphatischer Rachenring
G. SIMON: Rechts und Links in Welt und Anti-Welt
C. HESELHAUS: Das Kleistsche Paradox
H. WISSEMAN: Die Idee des Übermenschen in Dostojewskijs Legende vom Großinquisitor
H. R. JAUSS: Epos und Roman — eine vergleichende Betrachtung an Texten des XII. Jahrhunderts (Fierabras — Bel Inconnu)
H. M. HEINRICHS: Sprachschichten im Mittelalter
M. HELLMANN: Über die Grundlagen und die Entstehung des Ordensstaates in Preußen
H. G. GUNDEL und J. M. A. JANSSEN: Das kolorierte Gießener Papyrusfragment

Diese Bände sind — ebenso wie die früheren — durch den
WILHELM SCHMITZ VERLAG IN GIESSEN
zu beziehen.